3 1761 06608668 7

HARRY F. FEWSON

Gesta Romanorum

Das älteste Märchen=
und Legendenbuch des christlichen
Mittelalters

Im Insel=Verlag zu Leipzig

LIBRARY
AUG 2 2 2005
UNIVERSITY OF TORONTO

Zur Einführung

Die Gesta Romanorum sind eine Sammlung von Erzählungen, Legenden und Anekdoten, von Geistlichen mit moralischen Nutzanwendungen versehen, welche im späteren Mittelalter in ganz Europa als unterhaltende und erbauliche Lektüre sehr verbreitet waren. Ursprünglich waren wohl alle diese Geschichten, wie der Titel sagt, der römischen Geschichte und Sage entnommen, mit der Zeit kam eine Reihe von späteren Anekdoten und Heiligenlegenden hinzu.

Der Verfasser oder Kompilator sowie die Heimat dieses seltsamen und einflußreichen Buches ist unbekannt. Es gibt nicht viele wichtige Werke der älteren Literatur, über welche so viel geforscht und geschrieben wurde und über die man doch so erstaunlich wenig weiß. Für Mutmaßungen ist hier nicht der Ort; es sei darum in kürzesten Worten das Wenige mitgeteilt, was wir über die Gesta Romanorum wirklich wissen.

Die älteste Handschrift der lateinischen Gesta Romanorum ist englischer Herkunft und stammt aus dem Jahre 1342. Von da bis zu Beginn des 16. Jahrhunderts finden sich sehr zahlreiche, meist lateinische Handschriften, die alle untereinander sehr stark abweichen, daneben einige englische und deutsche Über-

ſetzungen oder Nachbildungen, die zum Teil Neues enthalten, während die Überſetzungen in andre Sprachen nur Wiedergaben der lateiniſchen Texte ſind. Man nimmt nun an, die Gesta ſeien nach 1300 in England oder Deutſchland entſtanden; über den Urheber iſt nichts bekannt, die paar gelehrten Vermutungen hierüber ſind ohne Überzeugungskraft. Gewiß iſt nur, daß das moraliſche Anekdotenbuch ſich überall, beſonders aber in Deutſchland, einer großen Beliebtheit erfreute, ſehr viele Male abgeſchrieben, bearbeitet, gedruckt wurde. Mit der Reformation verſchwindet es allmählich, und ein Teil ſeiner beliebteſten Stoffe ging in die damaligen frühen Faſſungen der ſogenannten deutſchen Volksbücher über. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an, wenn nicht früher, ſcheinen die Gesta raſch in Vergeſſenheit geſunken zu ſein.

Die Überſetzung, die wir vorlegen, ſtammt von Johann Georg Theodor Graeſſe und iſt zuerſt im Jahre 1842 erſchienen. Verſuchsweiſe habe ich auch eine alte deutſche Überſetzung, aus dem 15. Jahrhundert, verglichen. Aber es ſchien mir für einen Dichter unſrer Tage keine wünſchenswerte Aufgabe, eine archaiſierende Nachbildung jenes alten deutſchen Textes herzuſtellen; auch ſcheint mir die Überſetzung Graeſſes durchaus lesbar, treu und gar nicht ohne Reiz zu ſein, und ſo begnügte ich mich mit einer Auswahl aus Graeſſes Text. Gewählt wurde natürlich nicht nach moraliſchen Werten, ſondern rein nach der Schönheit der Erzählungen, wobei weder auf die Liebhaber von Pikanterien noch auf prüde Seelen beſonders Rückſicht genommen wurde. Die Auswahl der Erzählungen, die Schaffung zahl-

reicher neuer Überschriften und die schonende Kürzung einiger weniger allzu umfangreicher Geschichten stellen meine persönliche Arbeit an dem Buche dar; alles übrige ist wörtlich von Graesse übernommen. Gelehrte der neueren Zeit, unter denen Oesterley als bester Kenner genannt sei, haben gelegentlich ein wenig mißachtend über Graesse gesprochen; ihr Urteil mag gerecht sein, soweit es den Graesseschen Mutmaßungen über Herkunft und Autor der Gesta gilt – über seine Übersetzung wüßte ich nur Lobendes zu sagen.

Die lateinische Literatur des deutschen und englischen Mittelalters ist überaus wenig mehr bekannt. Neuestens hat Paul von Winterfeld als Übersetzer Wertvolles für diese verschollene und zum Teil wunderbar schöne Welt getan, ebenso Ernst Müller-Holm mit seiner Auswahl aus dem Cäsarius von Heisterbach. Ein kleiner Beitrag zur Neuerschließung dieser menschlich und poetisch so merkwürdigen wie wertvollen Dichtungen soll auch dieses Buch sein. Ich habe bei meinen Kürzungen einige Male die „Moralen" der mönchischen Bearbeiter schonungslos behandelt; meine Liebe zu dieser reichen mittelalterlichen Welt gilt keineswegs den kirchlich-klerikalen Tendenzen, sondern ihren Stoffen, ihrer tiefen Phantasie und hellen Anschaulichkeit, ihrer warmen und schönen Menschlichkeit. Die Zeit ist noch ferne, wo die wunderbaren Sagen des französischen, englischen, deutschen Mittelalters uns wieder in ihrer Reinheit zu eigen wären; wir kennen Siegfried und Parzival, Tristan und Lohengrin allzusehr nur vom Theater her. Aber wir werden sie wiederfinden, sie werden wieder Eigentum der Lesenden,

Stoffe der Dichter werden, und je klarer wir uns im Herzen vom Geruch des Weihrauchs und der Scheiterhaufen abwenden, desto eher werden uns die davon unberührten Seelenwerte jener dunklen Jahrhunderte und ihrer Dichtung wieder zu eigen gehören.

Hermann Hesse.

Der klare Bach

Es war ein König Otto, in deſſen Reiche ein leichtſinniger Prieſter lebte, der gar häufig ſeine Untergebenen beunruhigte und einen gar großen Anſtoß bei vielen gab. Nun war aber einer unter ſeinen Pfarrkindern, der niemals bei der Meſſe ſein wollte, wenn jener ſie feierte. Da geſchah es an einem Feiertage, daß er gerade zur Zeit der Meſſe auf dem Felde ſpazieren ging und ſo durſtete, daß es ihm vorkam, als wenn er ſterben müſſe, könnte er nicht ſeinen Durſt löſchen. Nun begab es ſich aber, daß er beim Gehen an einen gewiſſen Bach vom klarſten Waſſer kam, aus dem er, ſobald er ihn erblickt hatte, ſogleich zu ſchöpfen und tüchtig zu trinken begann. Als er aber davon gekoſtet hatte, ſo bekam er immer größern Durſt, je mehr er trank; darüber wunderte er ſich und ſprach zu ſich ſelbſt: ‚Ich will die Quelle dieſes Bächleins aufſuchen, damit ich aus ihr trinke.‘ Während er aber hin ſpazierte, da begegnete ihm ein ſehr ſchöner Greis und ſprach zu ihm: „Mein Lieber, wo gehſt du hin?“ Der aber ſprach: „Ich empfinde einen unglaublichen Durſt: ich fand ein Waſſerbächlein, aus welchem ich trank, und je mehr ich trank, deſto durſtiger ward ich. Darum ſuche ich die Quelle dieſes Bächleins, auf daß ich aus ihr trinke, ob ich vielleicht ſo meinen Durſt löſchen mag.“ Da

ſagte der Greis: „Siehe, hier iſt die Quelle, aus welcher das Bächlein herauskommt; aber ſage mir doch, warum du nicht mit den andern Chriſten die Meſſe hörſt?“ Der aber antwortete: „Herr, wahrhaftig, unſer Pfarrer führt ein abſcheuliches Leben, und ich glaube, daß er nicht eine lautere und gottgefällige Meſſe feiert.“ Hierauf ſprach der Greis: „Mag es ſo ſein, wie du ſagſt; aber hier iſt die Quelle, aus welcher das ſüße Waſſerbächlein entſpringt, aus dem du getrunken haſt.“ Da ſah ſich jener um und erblickte einen räudigen Hund mit offnem Maule, durch deſſen Zähne und geöffneten Rachen auf wunderbare Weiſe der Springquell herausquoll. Als er das deutlich erkannt hatte, da erſchrak er ſehr und wurde beſtürzt; er ſchauderte am ganzen Leibe und wagte aus Ekel nicht zu trinken und dürſtete doch außerordentlich. Dies ſah der Greis und ſprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, weil du aus dieſem Bache getrunken haſt: das wird dir keine Beſchwerden verurſachen.“ Als jener das hörte, ſo trank er, löſchte ſeinen Durſt und ſprach: „O Herr, nie hat ein Menſch ſo ſüßes Waſſer getrunken.“ Da ſagte der Greis: „Siehe, gleichwie dieſes Waſſer durch das Maul dieſes räudigen Hundes fließt und doch ſeine eigentümliche Farbe und Geſchmack behält, nicht beſchmutzt oder verändert wird, ſo, mein Lieber, iſt es mit der Meſſe, die durch einen unwürdigen Prieſter gefeiert wird. Und darum, wie ſehr dir auch der Lebenswandel ſolcher Prieſter mißfallen mag, ſollſt du dennoch ihre Meſſe hören.“ Als der Greis das geſagt hatte, verſchwand er, und jener offenbarte andern, was er geſehen hatte, und hörte nachher mit Frömmigkeit die Meſſe und brachte dieſes vergäng-

liche und unbeſtändige Leben zu einem ſeligen Ende: worauf er von dieſem dem Untergange unterworfenen Leben zu einem unveränderlichen geführt wurde. Dieſes aber möge uns allen gewähren Jeſus Chriſtus, Mariä Sohn.

Von einer unlautern Liebe

Es gab einen Kaiſer, der eine ſchöne Frau hatte, welche er gar ſehr liebte. Dieſe empfing aber im erſten Jahre ihrer Ehe und gebar einen Sohn, welchen ſie als Mutter gar ſehr liebte und ſogar jede Nacht in einem Bette mit ihm ſchlief. Als er aber drei Jahre alt war, da ſtarb der König, und über den Tod desſelben erhob ſich ein großes Wehklagen. Auch die Königin beweinte ſeinen Tod viele Tage; als ſie ihn aber dem Grabe übergeben hatte, da lebte ſie in einem gewiſſen Schloſſe und hatte ihren Sohn bei ſich. Sie liebte aber den Knaben ſo, daß ſie ſeine Gegenwart nicht entbehren konnte, und beide ſchliefen beſtändig beiſammen, bis der Knabe das achtzehnte Jahr überſchritten hatte. Und als der Böſe eine ſo große Liebe zwiſchen einer Mutter und ihrem Sohne ſah, da reizte er ſie zu einer Gottloſigkeit, ſo daß der Sohn ſeine Mutter erkannte. Die Königin aber empfing alsbald; aber als ſie ſchwanger war, da verließ ihr Sohn das Reich aus Betrübnis und begab ſich in ferne Weltteile. Indeſſen gebar die Mutter, als ihre Stunde gekommen war, einen ſehr ſchönen Knaben; allein kaum ſah ſie ihn geboren, als ſie ihn auch ermordete, indem ſie ihm die Kehle abſchnitt. Es fiel aber Blut aus der Kehle des Kleinen auf die linke Hand der Königin, und es wurden

vier runde Kreiſe von dieſer Geſtalt: o o o o. Die Königin aber konnte durch keine Kunſt dieſe Kreiſe von ihrer Hand wegbringen, und darum ſcheute ſie ſich ſo, daß ſie beſtändig einen Handſchuh trug, damit dieſe Kreiſe nicht zu ſehen wären. Nun war dieſe Königin gar ſehr der heiligen Jungfrau ergeben, ſchämte ſich aber ſo ſehr, daß ſie von ihrem eignen Sohne ein Kind bekommen und dasſelbe getötet hatte, daß ſie deshalb durchaus nicht beichten wollte, und beichtete allezeit nur fünfzehn ihrer übrigen Sünden. Nun verteilte aber dieſe Königin aus Liebe zur heiligen Maria reichliches Almoſen und wurde von allen geliebt und war bei allen angenehm. Nun begab es ſich aber in einer Nacht, daß ihr Beichtvater vor ſeinem Bette auf den Knien lag und ſein **Ave Maria** herſagte. Da erſchien ihm die heilige Jungfrau und ſprach: „Ich bin die Jungfrau Maria und habe dir etwas Geheimes zu verkündigen.“ Darüber freute ſich der Beichtiger ſehr und ſprach: „O teuerſte Herrin, ſage deinem Knechte, was dir gefällig iſt.“ Sie aber ſprach: „Die Königin dieſes Reichs iſt dein Beichtkind, und doch hat ſie eine Sünde begangen, welche ſie dir aus allzu großer Scheu nicht zu entdecken wagt. Am morgenden Tage wird ſie zu dir zur Beichte kommen, ſage ihr von mir, daß ihre Almoſen und Gebete vor das Angeſicht meines Sohnes gekommen und von ihm angenommen worden ſind. Ich befehle ihr aber, daß ſie dir von jener Sünde beichte, welche ſie heimlich in ihrer Kammer begangen hat, da ſie ihren einzigen Sohn tötete. Ich habe für ſie gebeten, und ihre Sünde iſt ihr verziehen, wenn ſie beichten will. Wenn ſie ſich aber bei deinen Worten nicht beruhigen will, ſo

bitte sie, daß sie den Handschuh von ihrer Linken ablege, und du wirst auf ihrer Hand die begangene und nicht gebeichtete Sünde sehen; und wenn sie auch das nicht will, so ziehe ihr den Handschuh mit Gewalt ab." Bei diesen Worten verschwand die Jungfrau Maria. Am Morgen aber beichtete die Königin demütig alle Sünden mit Ausnahme dieser einzigen. Als sie ihm aber alles, was ihr gefiel, gesagt hatte, da sprach ihr Beichtiger: „Herrin und geliebteste Tochter, die Leute sprechen vielerlei, warum du an deiner linken Hand einen Handschuh trügest: zeige mir kühnlich deine Hand, damit ich sehen kann, ob etwas an ihr verborgen ist, was Gott nicht gefällt." Jene aber sprach: „Herr, meine Hand ist nicht gesund, und darum will ich sie Euch nicht zeigen." Als er jedoch das hörte, da nahm er sie beim Arme, zog trotzdem, daß sie nicht wollte, ihr den Handschuh ab und sagte: „Herrin, fürchte dich nicht, die heilige Jungfrau Maria, welche dich zärtlich liebt, hat mir befohlen, also zu tun." Als er aber die geöffnete Hand sah, erblickte er vier blutrote und runde Kreise: im ersten Kreise stand viermal c c c c, im zweiten viermal d d d d, im dritten viermal m m m m und im vierten viermal r r r r. Um die Kreise herum stand wie auf einem Petschaft eine rote Umschrift, die folgende Worte enthielt, und zwar zuerst um die vier c: „Casu Cecidisti Carne Caecata" (durch Zufall bist du gefallen, von fleischlicher Lust verblendet), bei den d: „Daemoni Dedisti Dona Donata" (du hast dich dem Bösen als Geschenk gegeben), bei den m: „Monstrat Manifeste Manus Maculata" (dies zeigt offenbar deine Hand mit den Flecken) und bei den r: „Recedit Rubigo Regina

Rogata“ (die roten Flecken gehen weg, wenn die Königin befragt worden ist). Als das die Königin gesehen hatte, fiel sie ihrem Beichtiger zu Füßen und beichtete demütig mit Tränen ihre begangene Sünde. Als sie nun Vergebung ihrer Sünden erhalten und Buße getan hatte, da entschlief sie nach wenigen Tagen in dem Herrn, und über ihren Tod erhob sich ein großes Wehklagen im Lande.

Vom Leben des heiligen Alexius, des Kaisers Eufemianus Sohn

Es gab einen gewissen Kaiser, in dessen Reiche, d. h. dem römischen Staate, ein gewisser Jüngling Alexius lebte, der Sohn eines sehr edeln Römers namens Eufemianus und eines der Ersten am kaiserlichen Hofe. Diesen umgaben dreitausend Sklaven, die mit goldnen Gürteln umgürtet und seidnen Gewändern bekleidet waren. Es war aber der ebengenannte Eufemianus sehr barmherzig, und jeden Tag waren in seinem Hause drei Tafeln für Arme, Waisen, Fremde und Witwen gerüstet, welche er eifrig bediente; und um die neunte Stunde nahm er selbst mit frommen Männern sein Mahl in der Furcht des Herrn zu sich. Er hatte aber eine Frau namens Abael, welche gleiche Gottesfurcht und Gesinnung hegte. Da sie aber keinen Sohn hatten, so schenkte ihnen Gott auf ihr Bitten einen solchen, worauf sie sich fest vornahmen, von nun an in lauter Keuschheit zu leben. Der Knabe ward also den Lehrern der freien Künste übergeben, um in ihnen unterwiesen zu werden. Als er nun in allen Künsten der Weltweisheit

ſich auszeichnete und ſchon zum männlichen Alter gekommen war, ward ein Mädchen aus der kaiſerlichen Familie ausgewählt und mit ihm als Gattin verbunden. Nun kam die Nacht: in dieſer beobachtete er mit ſeiner Vermählten erſt ein geheimnisvolles Stillſchweigen, dann aber begann ſie der heilige Jüngling in der Furcht des Herrn zu unterweiſen und gab ihr ſeinen goldnen Siegelring und die Spange ſeines Degengehenks, womit er umgürtet war, aufzuheben, indem er alſo ſprach: „Nimm dies und bewahre es, ſolange es dem Herrn gefällt, und der Herr ſei mit uns!“ Hierauf aber begab er ſich zum Meere, und als er heimlich ein Schiff beſtiegen hatte, gelangte er bis Laodicäa und von da weiter nach Edeſſa, einer Stadt in Syrien, wo ein Bild unſres Herrn Jeſus Chriſtus, ohne menſchliche Arbeit gemacht, auf einer Leinwand bewahrt wurde. Als er dahin gekommen war, verteilte er alles, was er mit ſich gebracht hatte, an die Armen und fing an, in ſchlechten Kleidern mit andern Bettlern ſich an die Pforte der Kirche Mariä, der Mutter Gottes, zu ſetzen. Von den Almoſen aber behielt er nur ſo viel für ſich zurück, als für ihn hinreichen mochte, das übrige aber ſchenkte er andern Armen. Sein Vater aber, der die Entfernung ſeines Sohnes ſchwer beweinte, ſandte durch alle Teile der Welt ſeine Diener aus, auf daß ſie ihn fleißig aufſuchen ſollten. Als nun aber von dieſen etliche zur Stadt Edeſſa gekommen waren, wurden ſie zwar von ihm erkannt, allein, da ſie ihn nicht erkannten, ſo teilten ſie an ihn ebenſo wie an die andern Armen Almoſen aus, welches er annahm und Gott alſo dankte: „Herr, ich danke dir, daß du mich von meinen Sklaven Almoſen emp-

fangen läßt." Die Diener nun kehrten zurück und meldeten, daß er nirgends gefunden werden könne. Seine Mutter nun legte vom Tage seines Weggangs einen Sack auf den Boden ihres Schlafzimmers, wo sie wehklagend und weinend also sprach: „Hier will ich immer in Trauer verharren, bis ich meinen lieben Sohn wiederhaben werde." Die Gemahlin desselben aber sprach zu ihrer Schwiegermutter: „Bis ich von meinem süßen Bräutigam hören werde, will ich wie eine Turteltaube bei dir bleiben." Als nun aber Alexius in genannter Kirchenvorhalle siebzehn Jahre im Dienste Gottes verharrt hatte, da sprach das Bild der heiligen Jungfrau, welches dort war, zu dem Wächter des Tempels: „Laß den Mann Gottes hereinkommen, weil er würdig ist des Himmelreichs und der Geist des Herrn auf ihm ruht." Als aber der Wächter nicht wußte, von wem sie sprach, sagte sie abermals zu ihm: „Der ist es, welcher draußen in der Halle sitzt." Da ging der Wächter eilends hinaus und führte ihn in die Kirche. Als aber dieser Vorgang allen bekannt worden war und er von jeglichem verehrt zu werden begann, da entfernte er sich von dort, weil er irdischen Ruhm meiden wollte. Er bestieg aber ein Schiff, und da er nach Tarsus in Cilicien segeln wollte, kam das Schiff durch die Leitung Gottes, von Stürmen verschlagen, in den Hafen von Rom. Als Alexius dieses wahrnahm, sprach er zu sich selbst: ‚Ich will unerkannt in dem Hause meines Vaters bleiben und niemandem lästig fallen.' Er begegnete aber seinem Vater, der aus dem Palaste kam und von einer Menge Diener umgeben war, und fing an ihm laut nachzurufen: „Knecht Gottes, befiehl, daß ich, der ich fremd bin,

in deinem Hauſe aufgenommen werde, und laß mich von den Broſamen deiner Tafel ſpeiſen, auf daß der Herr ſich auch deines Sohnes, welcher in der Fremde iſt, erbarmen wolle.“ Als das der Vater gehört hatte, befahl er, ihn um ſeines Sohnes willen zu ſich aufzunehmen, gab ihm in ſeinem Hauſe einen beſondern Platz, ſetzte ihm Speiſe von ſeiner Tafel vor und wies ihm einen eignen Diener an. Jener aber beharrte im Beten und kaſteite ſeinen Leib mit Faſten, und die Diener des Hauſes verſpotteten ihn und goſſen ihm häufig ſchmutziges Aufwaſchwaſſer auf den Kopf; er aber war bei alledem gar ſehr geduldig. So blieb denn Alexius ſiebzehn Jahre unerkannt im Hauſe ſeines Vaters, und als er ſah, daß das Ende ſeines Lebens in der Nähe war, verlangte er Papier und Tinte und ſetzte ſeinen ganzen Lebenslauf auf. Am Sonntag aber nach der Feier der Meſſe ertönte in dem Allerheiligſten eine Donnerſtimme vom Himmel herab: „Kommet zu mir alle, die ihr arbeitet und beladen ſeid!“ Als das aber alle hörten, fielen ſie auf ihr Antlitz nieder, und ſiehe da, die Stimme ſprach zum zweiten Male: „Suchet den Mann Gottes, auf daß er für Rom bete!“ Jene aber ſuchten und fanden nicht, und wiederum hieß es: „Suchet im Hauſe des Eufemianus!“ Als der aber befragt wurde, ſagte er, er wiſſe von nichts. Da kamen die Kaiſer Arkadius und Honorius mit dem Papſte Innozenz zu dem Hauſe des genannten Mannes, und ſiehe, die Stimme des Dieners von Alexius gelangte zu ihrem Herrn und lautete alſo: „Siehe zu, o Herr, ob das nicht unſer Fremder ſein mag, der ein Mann von hohem Alter und Geduld iſt.“ Da lief Eufemianus hin zu ihm, fand ihn aber ſchon

verblichen, und ſein Geſicht ſah er gerötet wie eines Engels Antlitz, und er wollte das Papier, welches jener in der Hand hatte, nehmen, aber er konnte es nicht. Als er aber hinausging und dieſes dem Kaiſer und dem Papſte hinterbracht hatte und jene zu ihm hineingetreten waren, ſprachen ſie: „Wir ſind allzumal Sünder. Indeſſen führen wir das Steuerruder des Reichs und haben die gemeine Sorge für das Hirtenamt. Gib uns alſo das Papier, damit wir wiſſen, was auf demſelben geſchrieben ſteht.“ Der Papſt aber trat zu ihm, nahm das Papier in ſeine Hand und gab es alsbald wieder weg und ließ es vor allem Volke und ſeiner Umgebung und dem Vater desſelben leſen. Als aber Eufemianus dieſes hörte, fiel er, von großer Furcht bewegt, indem ihn ſeine Kräfte verließen, auf die Erde nieder. Als er aber wieder ein wenig zu ſich gekommen war, zerriß er ſeine Kleider und fing an, die grauen Haare ſeines Hauptes und ſeinen Bart auszuraufen und ſich ſelbſt zu zerfleiſchen, ſtürzte auf ſeinen Sohn hin und rief aus: „Ach, mein lieber Sohn, warum haſt du mich in ſolche Trauer verſetzt und ſo viele Jahre lang in Seufzer und Klagen geſtürzt! Ach, ich Elender, was ſehe ich? Dich, den Beſchützer meines Alters, auf der Bahre liegen und nicht mit mir ſprechen! Ach, wie werde ich denn einen andern Tröſter finden?“ Die Mutter, als ſie das hörte, wie eine Löwin, welche das Netz zerreißt, ſo mit zerriſſenen Kleidern und aufgelöſtem Haare hob ihre Augen gen Himmel, und da ſie vor der allzu großen Volksmenge nicht zu dem heiligen Leichnam gelangen konnte, rief ſie laut aus: „Macht mir Platz, auf daß ich den Tröſter meiner Seele erblicke, der aus meinen Brüſten

getrunken hat!“ Und als ſie zu dem Leichnam gelangt war, legte ſie ſich über ihn und ſchrie: „Ach, mein liebſter Sohn, Licht meiner Augen, warum haſt du alſo an uns getan? Warum haſt du ſo grauſam an uns gehandelt? Du ſaheſt deinen Vater und mich Elende in Tränen und zeigteſt dich uns nicht; deine Sklaven beleidigten dich, und du ertrugſt es!“ Und immer wieder warf ſie ſich von neuem über den Leichnam, und bald ſtreckte ſie ihre Arme über ihn aus, bald betaſtete ſie mit ihren Händen ſein Engelsangeſicht, küßte ihn und rief: „Weinet mit mir alle, die ihr hier ſeid, die ich den, der mein Einziger war, ſiebzehn Jahre lang in meinem Hauſe gehabt und nicht erkannt habe! Und die Sklaven haben ihn beſchimpft und mit Fäuſten ins Geſicht geſchlagen. Ach, wer wird meinen Augen einen Tränenquell verleihen, damit ich Tag und Nacht den Schmerz meiner Seele ausweine?“ Seine Gemahlin aber, angetan mit einem adriatiſchen Gewande, kam weinend gelaufen und ſprach: „Wehe mir, die ich heute verwaiſt bin und als Witwe erſcheine! Niemanden mehr habe ich, auf den ich meine Augen erheben, niemanden mehr, nach welchem ich blicken kann. Jetzt iſt mir mein Spiegelbild geraubt, meine Hoffnung untergegangen; jetzt hat ein Schmerz begonnen, der kein Ende mehr hat.“ Das Volk aber, als es ſolches hörte, weinte auf klägliche Weiſe. Darauf legten der Papſt und die Kaiſer den Leichnam auf eine anſtändige Bahre und führten ihn mitten durch die Stadt. Und dem Volke wurde verkündigt, der Mann Gottes, welchen die ganze Stadt ſuchte, ſei gefunden worden, und alle eilten dem Zuge entgegen. Wenn aber ein Kranker jenen heiligen Leichnam berührte,

wurde er alsbald geheilt: die Blinden erhielten das Gesicht wieder, die Besessenen wurden ledig vom Bösen, und alle Gebrechlichen von jeder Unpäßlichkeit, wenn sie nur den Körper berührt hatten, hergestellt. Die Kaiser aber, als sie diese großen Wunder gewahrten, fingen an selbst mit dem Papste die Bahre zu tragen, auf daß sie selbst von diesem heiligen Leibe geheiligt würden. Danach befahlen die Kaiser, eine Menge Silber und Gold auf den Straßen auszuwerfen, damit der große Haufen durch seine Liebe zum Gelde beschäftigt würde und den heiligen Leichnam zur Kirche bringen ließe. Das Volk aber vergaß seine Liebe zum Gelde und drängte sich mehr und mehr, den heiligen Leib zu berühren, so daß sie ihn endlich nur mit großer Mühe zum Tempel des heiligen Märtyrers Bonifatius führten, und indem sie dort sieben Tage lang im Lobe Gottes verharrten, erbauten sie ihm ein Denkmal aus Gold und kostbaren Edelsteinen, in welches sie den heiligen Leichnam mit großer Verehrung niederlegten. Aus dem Grabmale selbst aber duftete ein so süßer Geruch hervor, daß es wie voll von allen möglichen Gewürzen erschien. Er starb aber im Jahre des Herrn 328.

Der Diener Guido

Ein gewisser Kaiser gab ein Gesetz, daß, wer ihm dienen wolle, einen Dienst erhalten solle, sobald er drei Schläge an die Pforte seines Palastes getan hätte, aus denen man erkennen könnte, daß er eine Anstellung begehre. Nun begab es sich aber, daß im römischen Reiche ein Armer war, mit Namen Guido.

Als der von dem Gesetze gehört hatte, dachte er bei sich: ‚Ich bin arm und aus schlechtem Geblüte entsprungen. Es ist besser für mich, in Dienst zu gehen und Reichtümer zu erwerben, als immer so in Dürftigkeit zu leben.‘ So trat er hin zu dem Palast und tat dem Gesetze gemäß drei Schläge an das Tor, und der Torwärter öffnete alsbald die Pforte und führte ihn hinein. Der aber beugte seine Knie und begrüßte den Kaiser, und der Kaiser sprach zu ihm: „Sage mir, mein Lieber, was verlangst du denn?“ „Herr, einen Dienst.“ Der Kaiser versetzte: „In welcher Anstellung verständest du wohl mir zu dienen?“ Jener aber sagte: „Herr, ich bin in sechs Dienstleistungen erfahren. Zuerst verstehe ich den Leib eines großmächtigen Fürsten bei Tag und Nacht zu bewachen, sein Bett zu machen, ihm seine Speisen zu bereiten, seine Füße zu waschen. Mein zweiter Dienst besteht aber darin: ich verstehe zu wachen, wenn andere schlafen, und zu schlafen, wenn andere wachen. Meine dritte Fertigkeit besteht aber darin, daß ich verstehe, einen guten Trank zu kosten und nach dem Geschmacke über jedweden Trank mein Urteil abzugeben. Mein viertes aber ist, daß ich die Leute zur Ehre des Wirtes zum Schmause einzuladen weiß. Meine fünfte Dienstleistung aber liegt darin, daß ich es verstehe, Feuer ohne Rauch anzumachen und dabei die Umstehenden und Sitzenden zu erwärmen. Mein sechster Dienst ist: ich verstehe den Leuten einen guten Weg nach dem Gelobten Lande zu zeigen, auf welchem sie gesund wieder nach Hause kommen können.“ Da sagte der Kaiser: „Das sind ja schöne Fähigkeiten, die vielen Nutzen bringen, also sollst du bei mir bleiben, und zuerst will ich mit dir in bezug

auf meinen eigenen Leib einen Verſuch anſtellen: du ſollſt mich in dieſem Jahre bewachen." Jener aber verſetzte: „Herr, ich bin bereit, Eurem Willen Genüge zu tun." Guido machte aber jede Nacht auf ziemlich anſtändige Weiſe ſein Bett, wuſch und wechſelte öfter die Bettwäſche, lag jede Nacht gewaffnet vor dem Eingange des Schlafzimmers, indem er ein kleines Hündlein bei ſich hatte, einen tüchtigen Beller, auf daß, wenn er ja durch irgendeinen Zufall eingeſchlafen wäre und jemand plötzlich käme, er durch das Bellen des Hundes geweckt würde. Einmal in jeder Woche wuſch er ihm die Füße und diente ihm in allem ſo klug und mannhaft, daß durchaus in keinem Stücke ein Mangel an ihm entdeckt werden konnte. Darum lobte ihn aber auch der Kaiſer in allem gar ſehr, und als das Jahr geendigt war, machte er ihn zu ſeinem Seneſchall, auf daß er ſeinen Dienſt erfülle, nämlich: ich verſtehe zu wachen. Als aber dieſer Guido alſo angeſtellt war, da arbeitete er den ganzen Sommer hindurch und wachte und beſorgte alles Notwendige für den Winter. Wie aber der Winter kam und andere anfingen zu wachen und zu arbeiten, da ruhte er ſelbſt aus und ſchlief und erfüllte ſo ſeine Dienſtpflicht: ich weiß zu wachen, wenn andere ſchlafen. Als das der Kaiſer geſehen hatte, wie gar klug er dieſe beiden Anſtellungen verſehen hatte, freute er ſich ſehr, rief ſeinen Mundſchenken und ſprach zu ihm: „Mein Lieber, gießet in meinen Becher Eſſig, den allerbeſten Wein und Moſt und gebt ihn dem Guido zu trinken, denn das iſt ſein dritter Dienſt. Denn er verſteht ſich darauf, einen guten Trunk zu koſten." Und alſo geſchah es. Als aber Guido gekoſtet hatte, ſprach er: „Er

war gut, er iſt gut und wird gut ſein, denn das Sprichwort heißt: der Moſt wird gut ſein, der Wein iſt gut, der Eſſig war gut.“ Als aber der Kaiſer geſehen hatte, wie klug er über den Trunk geurteilt hatte, ſprach er zu ihm: „Mein Lieber, geh durch meine Länder und Kriegslager und lade alle meine Freunde zu mir zu einem Gaſtmahl ein, weil das Feſt der Geburt unſeres Herrn in der Nähe iſt, und das ſoll deine vierte Dienſtleiſtung ſein.“ Jener aber ſprach: „Herr, ich bin bereit.“ Er ging alſo durch die Lager und Reiche und lud auch nicht einen einzigen Freund des Kaiſers ein, ſondern alle Feinde desſelben, ſo daß am Abend des Geburtsfeſtes unſeres Herrn der kaiſerliche Hof ganz voll von ſeinen Feinden war. Als aber der Kaiſer alle ſeine Feinde zuſammen ſah, da regten ſich alle ſeine Eingeweide, er rief den Guido und ſprach: „Mein Teuerſter, haſt du mir nicht geſagt, du verſtündeſt auf eine anſtändige Weiſe die Leute zu Tiſche zu bitten?“ Jener verſetzte: „Freilich, Herr!“ Da erwiderte ihm der Kaiſer: „Und ich habe dir ja geſagt, du möchteſt alle meine Freunde zu mir laden, und du haſt meine Feinde gebeten.“ Jener aber ſagte: „Herr, es möge mir vergönnt ſein, mich zu verantworten. Zu welcher Zeit oder zu welcher Stunde im Jahre deine Freunde zu dir kommen mögen, ſtets werden ſie mit Freuden empfangen. Mit jenen aber iſt es nicht ſo, weil ſie deine Feinde ſind. Darum habe ich ſie hierher geführt, auf daß ſie durch deine freundliche Miene und dein gutes Weib aus Feinden deine Freunde werden mögen.“ Und alſo geſchah es, daß, ehe noch das Gaſtmahl zu Ende war, alle ſeine Freunde geworden waren. Der Kaiſer aber freute ſich ſehr und ſprach: „Mein

Lieber, der Herr sei dafür gesegnet, alle meine Feinde sind mir zu Freunden geworden: erfülle jetzt deine fünfte Dienstanerbietung und mache mir und meinen Freunden Feuer ohne Rauch." Jener aber sprach: „Herr, ich bin bereit." Was tat aber Guido? Er legte im Sommer Holz in die Sonnenhitze, das so ausgetrocknet war, daß es alsbald zu glühen anfing und sogleich eine Flammenglut ohne Rauch gab, so daß der Kaiser mit allen seinen Freunden erwärmt wurde. Dann sprach der Kaiser zu Guido: „Nun ist noch dein letzter Dienst übrig, und wenn du den auf kluge Weise erfüllt hast, werde ich dich zu Reichtum und Ehren bringen." Jener aber sprach: „Herr, so viele nur nach dem Gelobten Lande ziehen wollen, die mögen mir zum Ufer des Meeres folgen." Männer, Weiber und Kinder, als sie das hörten, folgten ihm nun in beinahe ungeheurer Anzahl. Als er aber dort angelangt war, sprach er zum Volke: „Ihr Lieben, seht ihr im Meere das, was ich sehe?" Jene aber sagten: „Das wissen wir nicht." Er jedoch versetzte: „Seht, im Meere steht ein großer Felsen, erhebet eure Augen und schauet hin!" Jene aber sagten: „Herr, wir sehen ihn deutlich genug, aber warum du das sagst, wissen wir nicht." Jener aber sprach: „Auf jenem Felsen ist ein gewisser Vogel, der beständig auf seinem Neste sitzt und immer sieben Eier darin hat, an denen er sich gar sehr ergötzt. Die Natur des Vogels aber ist eine solche, daß, solange er auf dem Neste sitzt, das ganze Meer ruhig ist; wenn es sich aber zuträgt, daß der Vogel vom Neste wegfliegt, dann wird das Meer so unruhig, daß, wenn da jemand über das Meer fahren wollte, er ohne Zweifel bald versinken müßte; allein solange er auf

dem Neſte ſitzt, wenn da jemand hinüberfährt, wird er ohne Gefahr gehen und zurückkommen.“ Und jene ſagten: „Wie werden wir aber wiſſen können, wenn der Vogel auf ſeinem Neſte ſitzt und wenn nicht?“ Jener aber ſprach: „Er verläßt ſein Neſt nur aus einer einzigen Urſache. Denn es gibt einen andern Vogel, der ſein Feind iſt und Tag und Nacht daran arbeitet, ſein Neſt zu beſchmutzen und ſeine Eier zu verletzen. Wenn aber der Vogel, der im Neſte ſitzt, ſich beſchmutzt oder ſein Neſt zerſtört ſieht, fliegt er alſogleich vor Schmerz aus ſeinem Neſte auf, macht das Meer unruhig und erregt die furchtbarſten Stürme, und dann dürft ihr auf keine Weiſe das Meer zu betreten eilen.“ Jene aber ſagten: „Herr, was für ein Mittel kann dagegen angewendet werden, auf daß der Vogel, der jenem feind iſt, ſich dem Neſte nicht nähere und wir ſo folglich ſicher hinüberkommen können?“ Jener aber ſprach: „Es gibt unter dem Himmel keine Sache, welche jener feindſelige Vogel ſo haßt, als das Blut eines Lammes. Beſtreichet das Neſt von außen und innen mit dem genannten Blute, und ſolange auch nur ein Tropfen jenes Blutes übrig iſt, wird der jenem feindliche Vogel niemals wagen, ſeinem Neſte zu nahe zu kommen; dann wird das Meer ruhig und friedlich ſein, und ihr werdet zum Gelobten Lande ſicher kommen und zurückkehren können.“ Als ſie das hörten, nahmen ſie Lammblut, beſtrichen das Neſt inwendig und auswendig damit, gingen zum Gelobten Lande, und alle kamen geſund und wohlbehalten wieder nach Hauſe. Der Kaiſer aber, welcher ſah, daß jener alle Geſchäfte ſo klug erfüllt hatte, erhob ihn zu Kriegsämtern und großem Reichtum.

Der Krieger Julianus

Es war einſt ein Krieger, Julianus genannt, der, ohne es zu wiſſen, ſeine beiden Eltern tötete. Denn als dieſer edle junge Mann an einem gewiſſen Tage der Jagd pflegte und einen aufgeſpürten Hirſch verfolgte, wendete derſelbe ſich plötzlich nach ihm um und ſprach: „Du, der du mich verfolgſt, wirſt der Mörder deines Vaters und deiner Mutter ſein!“ Als jener das gehört hatte, fürchtete er ſich ſehr, daß ihm das begegnen möchte, was er von dem Hirſche vernommen hatte. Er verließ deshalb alle, ging hinweg und kam in eine weit entfernte Gegend und ſchloß ſich da an einen gewiſſen Fürſten an. Hier benahm er ſich denn auch ſo wacker im Felde und im Palaſte, daß ihn der Fürſt zu einem Kriegsoberſten machte, ihm die Witwe eines Kaſtellans zur Ehe gab und er ſomit ihr Schloß als Mitgift empfing. Die Eltern Julians aber, die wegen des Verluſtes ihres Sohnes in großer Trauer allwegen ſich herumtrieben und aufs eifrigſte ihren Sohn ſuchten, gelangten endlich an das Schloß, wo Julianus war. Als nun die Gemahlin Julianus' ſie erblickt und, weil jener nicht zu Hauſe war, ſie befragt hatte, wer ſie wären, und jene alles, was ihrem Sohne begegnet war, erzählt hatten, ſo merkte ſie, daß dieſe die Eltern ihres Mannes ſein müßten, inſofern ſie dieſe Dinge oft ſchon von ihrem Manne gehört hatte. Alſo nahm ſie dieſelben freundlich auf, und aus Liebe zu ihrem Manne überließ ſie ihnen ihr eignes Bett und ließ für ſich ſelbſt an einem andern Orte eins zurechtmachen. Am frühen Morgen aber ging die Kaſtellanin zur Kirche, und ſiehe da, auch Julianus

kam früh in ihr Schlafzimmer, um ſeine Frau zu wecken, und als er bei ſeinem Eintreten zwei Perſonen beieinander liegen fand, vermutete er, es müſſe ſeine Frau mit ihrem Buhlen ſein, zog ſtillſchweigend ſein Schwert und durchbohrte beide zugleich. Da er aber vor das Haus trat, ſah er ſeine Frau aus der Kirche kommen, wunderte ſich ſehr und fragte ſie, wer die wären, welche in ihrem Bette ſchliefen. Jene aber ſprach: „Es ſind Eure Eltern, welche Euch ſo lange geſucht haben; dieſe habe ich in unſer Schlafzimmer gebettet.“ Als der das hörte, fiel er beinahe tot vor Schrecken zur Erde nieder und fing an bitterlich zu weinen und zu ſagen: „Weh mir Elendem, was ſoll ich machen, der ich meine teuern Eltern getötet habe? Und ſiehe, ſo erfüllt ſich das Wort des Hirſches; ich wollte ihm entgehen, und gerade ſo habe ich Unglücklicher es wahr gemacht. Lebe jetzt wohl, ſüße Schweſter, denn fürder will ich nicht ruhen, bis ich weiß, ob Gott meine Reue angenommen hat.“ Sie aber ſprach zu ihm: „Liebſter Bruder, es ſei ferne, daß du mich verläſſeſt und ohne mich wegzieheſt, ſondern da ich teil an deinen Freuden gehabt habe, will ich auch Anteil an deinen Schmerzen haben.“ Hierauf begaben ſie ſich zuſammen hinweg an einen großen Strom, wo viele Perſonen in Lebensgefahr zu kommen pflegten, und erbauten da ein großes Hoſpiz, auf daß ſie dort Buße täten und alle, die es wollten, unverzüglich über den Fluß ſetzten und alle Armen in ihrem Hoſpiz aufnähmen. Nach langer Zeit aber, als einſt um Mitternacht Julianus ermüdet eingeſchlafen und gerade eine grimmige Kälte war, vernahm er eine kläglich ſchreiende Stimme, welche ihn mit traurigem Tone

anflehte, sie herüber zu holen. Als er das gehört hatte, stand er alsbald auf, fand einen Menschen, der fast schon vor Kälte erstarrt war, trug ihn in sein Haus, machte ein Feuer an und suchte ihn zu erwärmen; allein er konnte durchaus nicht warm werden, und weil Julianus fürchtete, er möchte ihm unter den Händen sterben, so trug er ihn in sein Bett und deckte ihn fleißig zu. Nach kurzer Zeit aber stieg der, welcher ihm erst krank und aussätzig erschienen war, von glänzendem Licht umgeben zum Himmel auf und sprach also zu seinem Wirte: „Juliane, der Herr hat mich zu dir gesendet und mir aufgetragen, dir kundzutun, daß er deine Buße angenommen hat und ihr beide in kurzem im Herrn entschlafen werdet.“ Bei diesen Worten verschwand er, und Julianus mit seiner Gattin, reich an guten Werken und Mildtätigkeit, entschlief nach wenig Zeit in dem Herrn.

Von der gottlosen List der alten Weiber

Es gab eine Kaiserin, in deren Reich ein Kriegsmann lebte, der eine edle, keusche und ehrbare Frau hatte. Nun begab es sich aber, daß dieser Ritter eine Reise zu machen hatte; allein vorher sprach er zu seinem Weibe: „Ich lasse keinen Wächter bei dir, denn ich glaube, daß du eines solchen nicht bedarfst.“ Hierauf rüstete er seine Begleitung aus und zog davon, seine Gattin aber blieb in ihrem keuschen Lebenswandel zu Hause. Nun begab es sich aber, daß sie sich von den Bitten einer ihrer Nachbarinnen bewegen ließ, in das Haus derselben zum Gastmahl zu kommen; und wie sie wieder in ihr eignes zurück-

kehrte, erblickte sie ein junger Mann, begann sie mit heißer Brunst zu lieben und sandte viele Boten zu ihr, weil er mit gleicher Wärme von ihr geliebt zu werden begehrte. Sie aber wies denselben zurück und verachtete ihn ganz und gar. Er aber, da er sich durchaus nicht beachtet sah, kränkte sich sehr und schwand dahin; dennoch ging er oft wieder nach ihr, allein er vermochte durchaus nichts zu erlangen, da ihn die Dame ganz und gar verachtete. Nun begab es sich aber, daß eines Tages der Jüngling traurig und bekümmert zur Kirche ging und ihm auf dem Wege eine alte Frau begegnete, die im Geruche der Heiligkeit stand. Als die den jungen Mann so traurig sah, befragte sie ihn um die Ursache so großen Kummers; er aber sprach: „Was nützt es mir, dir das zu erzählen?“ Jene aber versetzte: „Du mußt deine Wunde aufdecken, wenn du die Hilfe des Arztes erwarteſt. Zeige mir also die Ursache deines so großen Schmerzes an, und mit Gottes Hilfe werde ich dich heilen.“ Als das der Jüngling gehört hatte, entdeckte er ihr, wie er sich in jene Dame verliebt habe. Da sagte die Alte: „Gehe schnell in dein Haus, ich will dich binnen kurzer Zeit heilen.“ Als sie das gesprochen hatte, eilte der Jüngling nach Hause, die Alte aber kehrte gleichfalls in das ihrige zurück. Nun hatte die Alte eine gewisse kleine Hündin, welche sie zwei Tage zum Hungern nötigte; am dritten Tage aber gab sie dem ausgehungerten Hündlein Senfbrot zu freſſen; als dieſes aber dasſelbe verzehrt hatte, tränten wegen der Bitterkeit desſelben ſeine Augen den ganzen Tag über. Hierauf begab ſich die Alte mit der Hündin zu dem Hauſe der Dame, welche der Jüngling ſo ſehr liebte, und

wurde sogleich, weil sie für eine Heilige geachtet wurde, mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen. Während sie nun aber einander gegenüber saßen, da sah die Dame den weinenden Hund, wunderte sich sehr und fragte nach der Ursache dieser Erscheinung. Da sprach die Alte: „O teuerste Freundin, wollet mich nicht fragen, weswegen er weint und einen so großen Schmerz empfindet, den ich dir kaum mitteilen kann.“ Die Dame aber forschte immer mehr und dringender, auf daß sie es sagen möchte. Da sprach die Alte zu ihr: „Diese Hündin war meine gar zu züchtige und ehrbare Tochter, in welche sich einst ein Jüngling sterblich verliebt hatte; sie war aber so keusch, daß sie seine Liebe ganz und gar zurückwies, weshalb der Jüngling, der sich gar zu sehr darüber betrübte, vor Schmerz starb, und für diese ihre Schuld hat nun Gott meine Tochter in das Hündlein verwandelt, welches du hier vor dir siehst.“ Als die Alte so gesprochen hatte, fing sie an zu weinen und sagte: „So oft nun meine Tochter sich erinnert, was für ein schönes Mädchen sie war, so oft weint auch das Hündlein und läßt sich durch nichts trösten, ja, sie reizt alle vor gar zu heftigem Schmerz zum Weinen.“ Als das die Dame hörte, dachte sie bei sich: ‚O weh mir, mich liebt auf ähnliche Weise ein Jüngling und ist krank aus Liebe zu mir.‘ Und so erzählte sie den ganzen Hergang der Sache der Alten. Als die das gehört hatte, sprach sie: „O liebste Frau, wollet nicht die Liebe des Jünglings von Euch weisen, damit nicht auch Ihr vielleicht in eine Hündin verwandelt werdet wie meine Tochter, was ein unersetzlicher Schaden wäre.“ Nun sprach die Dame zu der Alten: „O gute Frau, gebt mir

einen guten Rat, auf daß ich nicht eine Hündin werde.“ Sie aber ſprach: „Schicket ſogleich nach jenem Jüngling und tut ihm ohne weiteren Aufſchub ſeinen Willen.“ Aber jene verſetzte: „Ich bitte Eure Heiligkeit, Ihr wollet Euch zu ihm aufmachen und ihn hierher mit Euch bringen, denn es könnte ein Aufſehn werden, wenn ein andrer zu ihm ginge.“ Hierauf erwiderte die Alte: „Ich habe Mitleid mit dir und will ihn gern hierher führen.“ Sie machte ſich alſo auf den Weg, brachte den Jüngling mit, und dieſer ſchlief bei der Dame. Und alſo beging die Frau der Alten wegen einen Ehebruch.

Der Schuß auf den Leichnam

Es lebte einſt ein ſehr edler König, weiſe und reich, der eine ihm ſehr teure Gattin hatte, die der ihm ſchuldigen Liebe uneingedenk drei Söhne außerhalb ihrer Ehe gebar, die beſtändig aufrühreriſch gegen den König und demſelben in nichts ähnlich waren. Nachher aber empfing ſie aus dem Samen des Königs einen vierten Sohn, gebar und ſäugte ihn. Nun begab es ſich aber, daß, als der Kreislauf ſeiner Tage geſchloſſen war, der König ſtarb und ſein königlicher Leib in einem Sarge verſchloſſen wurde. Da fingen nun nach ſeinem Tode die vier obengenannten Söhne an, um die Oberherrſchaft im Reiche zu ſtreiten. Endlich kamen ſie darin miteinander überein: ſie wollten zu einem alten Krieger, der vormals Geheimſchreiber des verſtorbenen Königs geweſen war, gehen und ſich einfach auf ſeine Entſcheidung verlaſſen – und alſo geſchah es. Als

nun aber der Krieger ſie geduldig angehört hatte, ſprach er: „Höret meinen Rat! und wenn ihr denſelben werdet befolgt haben, wird alles gut ſein. Es iſt aber erſprießlich für euch, daß ihr den Leichnam des ſeligen Königs aus ſeinem Sarge herausnehmt und dann ein jeder von euch ſeinen Bogen und Pfeil in Bereitſchaft hält; wer nun am tiefſten in den Leichnam hineinſchießen wird, der ſoll ſein Reich erhalten.“ Dieſer Rat gefiel ihnen, ſie gruben den Leichnam aus ſeinem Ruheplatz aus und befeſtigten ihn an einem Baume. Der erſte aber, welcher ſeinen Pfeil abſchoß, verwundete die rechte Hand des Königs, weshalb man ihn beinahe ſchon zum alleinigen Erben und Herrn des Reichs ausrief. Der zweite aber ſchoß ſeinen Pfeil gewiſſermaßen voller Fröhlichkeit näher in das Geſicht hinein, woher er ſich den Sieg mit größerer Gewißheit zuſchrieb. Der dritte aber durchbohrte das Herz desſelben und meinte nun, er werde vor ſeinen andern Brüdern auf das ſicherſte die Herrſchaft ohne Widerſtreit in Beſitz nehmen können. Als nun aber der vierte zu dem Leichnam hintrat, ſeufzte er ſchwer und ſprach mit kläglicher Stimme: „Weh mir, mein Vater, daß ich deinen Leichnam von deinen eignen Söhnen verwundet ſehen muß; fern ſei es von mir, daß ich nach dem Leibe meines Vaters, ſei er nun lebendig oder tot, jemals ſchießen ſollte.“ Als er ſo geſprochen hatte, da hoben ihn die Fürſten des Landes und das ganze Volk miteinander auf ihre Schultern und ſetzten ihn als den wahren Erben und Herrn des Reiches auf den Thron ſeines Vaters; die andern drei aber wurden aller ihrer Würden und Reichtümer beraubt und aus dem Lande gejagt.

Es gab einſt einen gewiſſen Fürſten, der ſich ſehr an der Jagd ergötzte; nun begab es ſich einmal, daß, als er zum Jagen ausgezogen war, zufällig ein Kaufmann ihm auf derſelben Straße nachfolgte, und da er den Fürſten erblickte, wie er ſchön, angenehm anzuſchaun und mit koſtbaren Gewändern bekleidet war, ſprach er in ſeinem Herzen zu ſich: ‚O mein Herrgott, dieſer Mann da liegt dir wohl ſehr am Herzen; ſieh, wie ſchön er iſt, munter und angenehm anzuſehn, und wie alle in ſeiner Umgebung anſtändig gekleidet ſind.‘ Als er dies ſo bei ſich gedacht hatte, ſprach er zu einem von den Dienern des Fürſten: „Sage mir, mein Lieber, wer iſt denn Euer Herr?“ Der aber verſetzte: „Er iſt Herr über viele Länder und gar mächtig durch ſeinen Reichtum an Gold, Silber und Dienerſchaft.“ Da ſprach der Kaufmann: „Der ſteht bei Gott wohl angeſchrieben, denn er iſt der Schönſte und Weiſeſte von allen, die ich geſehn habe.“ Wie jener das hörte, erzählt er im geheimen alle Worte des Kaufmanns ſeinem Herrn. Als nun der Herr gegen die Abendſtunden nach Hauſe zurückkehrte, bat er den Kaufmann, bei ihm zu übernachten. Der unterſtand ſich nicht, dagegen etwas einzuwenden, ſondern begab ſich mit dem Fürſten in die Stadt. Als er nun das Schloß desſelben betreten hatte, erblickte er ſo viele ſchöne, mit Gold ausgemalte Zimmer und ſo viele Reichtümer, daß er ſich gar ſehr wunderte. Wie nun die Stunde des Abendeſſens da war, hieß der Fürſt den Kaufmann ſich neben ſeiner Gemahlin zu Tiſche ſetzen, und als dieſer eine ſo ſchöne und

liebenswürdige Dame erblickte, geriet er fast außer sich und sprach in seinem Herzen: ‚O mein Gott, dieser Fürst hat alles, was sein Herz begehrt: eine schöne Frau und Tochter, Söhne und Diener mehr als zuviel.‘ Wie er noch so nachdachte, wurden vor die Fürstin und ihn Speisen gesetzt, und siehe, die kostbarsten Delikatessen wurden auf einem Totenkopfe serviert und vor die Dame hingestellt, und allen wurde im großen Saale von silbernen Schüsseln durch ihre Diener aufgewartet. Wie nun der Kaufmann einen Totenkopf vor sich sah, da bewegten sich alle seine Eingeweide, und er sprach in seinem Herzen: ‚Weh mir, ich fürchte, an diesem Orte mein Leben einzubüßen.‘ Die Dame aber beruhigte ihn, soviel sie vermochte. Als nun aber die Nacht gekommen war, führte man ihn in ein anständiges Zimmer, wo er ein Bett bereitet fand, das mit Vorhängen umgeben war, und in einem Winkel des Gemachs große Kandelaber. Als er nun das Bett bestiegen hatte, verschlossen die Diener die Türe, und der Kaufmann blieb allein in dem Gemache zurück und betrachtete sich den Winkel, wo das Licht war, und sah zwei tote Menschen daselbst an den Armen aufgehängt. Wie er das gesehn hatte, ergriff ihn eine unerträgliche Furcht, so daß er durchaus nicht einschlafen konnte; des Morgens früh aber stand er auf und sprach: ‚Weh mir! ich fürchte, ich muß heute neben jenen beiden hängen.‘ Als nun aber der Fürst aufgestanden war, ließ er den Kaufmann zu sich rufen und sprach: „Mein Lieber, wie gefällt es dir bei mir?“ Der aber versetzte: „Mir gefällt alles recht wohl, außer daß man mich bei Tische auf einem Totenkopfe bediente, so daß ich unglaublichen Ekel

empfand und nicht eſſen konnte. Als ich mich aber zu Bette gelegt hatte, ſah ich zwei Jünglinge in einem Winkel des Gemachs aufgehängt, ſo daß mich eine ſo gewaltige Furcht ergriff, daß ich nicht ſchlafen konnte, und deshalb laßt mich um Gottes willen jetzt weiterziehen.“ Da ſprach der Fürſt: „Mein Lieber, du ſahſt meine allzu ſchöne Frau und einen Totenkopf vor ihr. Der Grund iſt folgender: Der, deſſen Kopf da war, war einſt ein edler Herzog, der meine Frau beredete und ſie verführte. Kaum hatte ich ſie aber einmal zuſammen getroffen, ergriff ich mein Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Darum nun ſetze ich zum Zeichen ihrer Beſchämung jenes Haupt jeden Tag vor ſie hin, um ihr die Sünde, welche ſie begangen hat, wieder vor das Gedächtnis zu führen. Der Sohn des Getöteten hat jene zwei mir ſo nahe verwandten Jünglinge ermordet, die in jenem Gemache hängen. Darum nun beſuche ich jeden Tag ihre Körper, auf daß ich immer hitziger werde, ihr Blut zu rächen. Wenn ich aber die Treuloſigkeit meiner Gattin bedenke und den Tod jener Jünglinge vor mein Gedächtnis zurückführe, kann ich keine Freude mehr haben. Gehe alſo, mein Lieber, hin in Frieden und beurteile fürder nicht mehr nach dem Scheine das Leben eines Menſchen, bevor dir nicht die vollſtändige Wahrheit bekannt worden iſt.“ Da nahm der Kaufmann Abſchied von ihm und machte ſich zu ſeinen Handelsgeſchäften auf den Weg.

Der Schmied Focus

Titus herrschte im römischen Reiche und gab ein Gesetz, daß der Geburtstag seines Erstgeborenen von allen heilig gehalten werden sollte und daß, wer diesen Ehrentag seines Sohnes durch eine niedrige Arbeit beflecken würde, des Todes sterben müßte. Als er dieses Gesetz hatte bekanntmachen lassen, rief er seinen Meister Virgilius zu sich und sprach: „Mein Lieber, ich habe zwar ein solches Gesetz gegeben, allein demohngeachtet können doch oft im geheimen Vergehen begangen werden, zu deren Kenntnis ich nicht gelangen kann. Wir bitten dich also, daß du vermöge deiner Weisheit ein Mittel findest, durch welches ich diejenigen erkennen kann, welche gegen das Gesetz fehlen.“ Jener aber sprach: „Herr, dein Wille geschehe.“ Alsbald ließ Virgilius mitten in der Stadt durch seine Zauberkünste eine Bildsäule entstehen, welche dem Kaiser alle an jenem Tage heimlich begangenen Sünden sehen ließ, und also wurden auf die Anklage dieses Standbildes unendlich viele Menschen verurteilt. Nun gab es aber in der Stadt einen gewissen Handwerksmann, namens Focus, der an jenem Tage wie an den übrigen arbeitete. Als er aber einstmals auf seinem Lager hingestreckt lag, dachte er bei sich darüber nach, wie so viele Menschen durch die Anklage jener Bildsäule ums Leben kämen. Frühe nun stand er auf und begab sich zur Bildsäule und sprach also zu ihr: „O, du Bildsäule du, viele Menschen werden auf deine Anklage hingerichtet! Ich gelobe aber meinem Gott, daß, so du mich verklagen wirst, ich dein Haupt zerbrechen werde!“ Als er so gesprochen hatte, machte er sich wieder nach seinem Hause

auf den Weg. In der ersten Stunde aber schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seine Boten zu der Bildsäule, um sie zu befragen, ob jemand gegen das Gesetz getan hätte. Wie die aber zu der Bildsäule gekommen waren und ihr den Willen des Kaisers hinterbracht hatten, sprach diese: „Ihr lieben Leute, hebet eure Augen auf und sehet, was auf meiner Stirne geschrieben steht.“ Wie jene aber ihre Augen in die Höhe erhoben hatten, erblickten sie auf ihrer Stirne ganz deutlich folgende drei Sätze: Die Zeiten ändern sich; die Menschen werden immer schlimmer; wer die Wahrheit sagen wird, wird seinen Kopf gebrochen sehen. „Gehet hin und meldet eurem Herrn, was ihr gesehen und gelesen habt.“ Also machten sich die Boten auf und hinterbrachten ihrem Herrn alles. Als das der Kaiser gehört hatte, gebot er seinen Soldaten, sich zu waffnen und nach der Bildsäule zu gehen, und so gegen sein Geheiß irgend jemand etwas wider dieselbe vornähme, sollten sie ihn gefesselt an Händen und Füßen vor ihn führen. Die Soldaten begaben sich also zu jener Bildsäule und sprachen zu ihr: „Es gefällt dem Kaiser also, daß du ihm diejenigen anzeigst, welche gegen das Gesetz getan haben und so, auch wer die waren, welche dich bedrohten.“ Da sprach die Bildsäule: „Holet den Schmied Focus, denn dieser sündigt nicht allein alle Tage wider das Gesetz, sondern hat gegen mich auch Drohungen ausgestoßen!“ Da ergriffen ihn jene und führten ihn vor den Kaiser. Da sprach dieser zu ihm: „Mein Lieber, was ist es, was ich von dir höre? Warum verletzest du denn das gegebene Gesetz?“ Jener aber versetzte: „Herr, ich kann das Gebot nicht halten, denn ich brauche jeden Tag acht Denare, und ohne zu arbeiten,

kann ich ſelbige nicht verdienen.“ Da verſetzte der Kaiſer: „Und weshalb acht Denare?“ Der aber ſprach: „Ich bin gehalten, jeden Tag im Jahre zwei Denare zu bezahlen, die ich in meiner Jugend geliehen habe; zwei verleihe ich, zwei verliere ich, und zwei gebe ich aus.“ Da ſagte der Kaiſer: „Du mußt dich hierüber deutlicher gegen mich ausſprechen.“ Darauf verſetzte der Schmied: „Zwei Denare muß ich jeden Tag meinem Vater auszahlen, weil derſelbe, da ich noch ein kleiner Knabe war, jeden Tag zwei Denare für mich ausgegeben hat. Nun befindet ſich mein Vater jetzt in Dürftigkeit, alſo befiehlt mir meine Vernunft, daß ich ihm alle Tage zwei Denare gebe. Zwei andere Denare leihe ich meinem Sohne, der jetzt noch in der Lehre iſt, auf daß, wenn es mir geſchieht, daß ich in Armut gerate, er mir einſt jene zwei Denare wiedergeben kann, wie ich es jetzt mit meinem Vater mache. Zwei andere Denare bezahle ich jeden Tag für meine Frau. Da dieſe mir aber entgegen, eigenwillig und hinterliſtig iſt, ſo verliere ich aus dieſen drei Gründen alles, was ich ihr gebe. Zwei andre Denare endlich gebe ich für mich ſelbſt in Speiſen und Getränken aus. Leichter kann ich alſo auf gute Weiſe durchaus nicht durchkommen und ebenſowenig dieſe Denare ohne beſtändige Anſtrengung erhalten. Ihr habt jetzt meinen Grund gehört, fället alſo ein gerechtes Urteil.“ Da ſagte der Kaiſer: „Mein Lieber, du haſt dich gut verantwortet, gehe hin und arbeite treulich nach deiner Weiſe.“ Nachher ſtarb aber der Kaiſer ſchnell, und der Schmied Focus wurde von allen wegen ſeiner Klugheit zum Kaiſer erwählt, und er verwaltete auch ſein Reich auf ganz verſtändige Weiſe; als er aber geſtorben

war, ſo wurde auch ſein Bild mit unter den andern Kaiſern abgezeichnet, über ſeinem Kopf aber ſeine acht Denare.

Von allzu großem Hochmut, und wie die Stolzen oft zur tiefſten Niedrigkeit gelangen

Es herrſchte einſt der gar mächtige Kaiſer Jovinianus; als der einſtmals auf ſeinem Bette ausgeſtreckt lag, da ſchwoll ſein Herz unglaublich von Hochmut auf, und er ſprach bei ſich: ‚Gibt es denn einen andern Gott als mich?‘ Wie er noch ſo dachte, ergriff ihn der Schlaf, und als er früh aufſtand, rief er ſeine Krieger zuſammen und ſprach alſo zu ihnen: „Meine Lieben, es wird gut ſein, Speiſe zu uns zu nehmen, denn ich bin geſonnen, heute auf die Jagd zu gehen.“ Dieſe aber waren bereit, ſeinen Willen zu erfüllen, nahmen Speiſe zu ſich und machten ſich zur Jagd auf. Während aber der Kaiſer ritt, ergriff ihn eine unerträgliche Hitze, und es kam ihm vor, als müſſe er ſterben, ſo er ſich nicht in kaltem Waſſer baden könne. Er ſchaute ſich alſo um und erblickte in der Entfernung ein breites Gewäſſer. Er ſprach alſo zu ſeinen Soldaten: „Bleibet hier, bis ich mich werde abgekühlt haben.“ Hierauf gab er ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte eilig zu dem Waſſer, ſprang vom Pferde, legte alle Kleidungsſtücke ab, trat ins Waſſer und blieb ſo lange darin, bis er ganz abgekühlt war. Während er aber noch darin wartete, kam ein gewiſſer Mann herbei, der ihm in allem, in Geſicht und Gebärden ähnlich war,

legte seine Kleider an, bestieg sein Roß und ritt zu den Kriegern desselben. Von allen wurde er wie der Kaiser selbst aufgenommen, und als das Spiel zu Ende war, machte er sich mit den Soldaten nach dem Palaste auf den Weg. Nachher kam nun aber Jovinianus schnell aus dem Wasser heraus, fand aber weder sein Pferd noch seine Kleider. Er wunderte sich hierüber gar sehr und ward sehr traurig; weil er nun aber nackt war und niemanden sah, dachte er bei sich: ‚Was soll ich tun? Ich bin erbärmlich hintergangen worden.‘ Endlich kam er wieder zu sich und sprach: ‚Hier in der Nähe wohnt ein Soldat, den ich zu einer Kriegsoberstenstelle erhoben habe; zu dem will ich hingehn und mir Kleider und ein Pferd verschaffen, und so will ich dann nach meinem Palaste reiten und zusehn, auf welche Weise und durch wen ich so umgetauscht worden bin.‘ Jovinianus machte sich also ganz nackend auf den Weg nach der Burg jenes Kriegers und klopfte an das Tor. Der Pförtner aber fragte nach dem Grunde seines Pochens, und Jovinianus sprach: „Öffnet das Tor und sehet wer ich bin.“ Der aber machte das Tor auf, und wie er ihn erblickt hatte, erstaunte er und sprach: „Wer bist du denn?“ Der aber versetzte: „Ich bin der Kaiser Jovinianus; gehe hin zu deinem Herrn und sage ihm, daß er mir Kleider leihe; denn ich habe meine Kleidungsstücke und mein Pferd eingebüßt.“ Der aber entgegnete: „Du lügst, schändlicher Spitzbube, denn bereits vor deiner Ankunft ist der Herr Kaiser Jovinianus mit seinen Kriegern auf dem Wege nach seinem Palaste hier vorbeigekommen; mein Herr hat ihn begleitet, ist aber bereits zurückgekehrt und sitzt jetzt bei Tische. Daß du dich aber

einen Kaiſer nennſt, das will ich meinem Herrn melden.“ Alsbald trat auch der Pförtner vor dieſen und berichtete ſeinem Herrn die Worte desſelben. Wie der das vernahm, befahl er alsbald, ihn hereinzuführen; und als ihn der Krieger betrachtet hatte, erkannte er ihn nicht, der Kaiſer aber erkannte ihn recht wohl. Darauf ſagte der Krieger: „Sage mir, wer biſt du denn und wie iſt dein Name?“ Der aber antwortete: „Ich bin der Kaiſer Jovinianus und habe dich zu der und der Zeit zu deiner Oberſtenſtelle erhoben.“ Der aber ſprach: „O du ſchändlicher Spitzbube, mit welcher Frechheit unterfängſt du dich, dich einen Kaiſer zu nennen? Denn eben iſt mein Herr, der Kaiſer, vor dir nach ſeinem Palaſt geritten; ich hatte mich ihm unterwegs angeſchloſſen und bin jetzt bereits zurückgekehrt. Daß du dich aber ſelbſt einen Kaiſer genannt haſt, dafür ſollſt du nicht ohne Strafe wegkommen.“ Hierauf ließ er ihn tüchtig durchhauen und nachher aus der Burg werfen. Wie der aber alſo gepeitſcht und vertrieben war, da weinte er bitterlich und ſprach: ‚O du mein Herrgott, wie iſt das möglich, daß der Krieger, dem ich doch erſt ſeine Oberſtenſtelle übertragen habe, mich nun nicht mehr kennt und mich ſo ſchrecklich hat auspeitſchen laſſen können?“ Da fiel es ihm bei: ‚Hier in der Nähe wohnt ja einer meiner Räte, ein Herzog; zu dem will ich mich auf den Weg machen und ihm meine Not kund tun. Durch den werde ich Kleider bekommen und in meinen Palaſt zurückkehren können.‘ Als er nun an das Tor des Herzogs gelangt war, pochte er an, und der Torwärter, wie er ein Klopfen hörte, ſchloß das Tor auf, und als er einen nackten Mann erblickte, wunderte er ſich und ſprach: „Mein Lieber, wer biſt

du denn, und weshalb bist du so nackend hierher gekommen?" Jener aber versetzte: „Ich bin der Kaiser und habe durch einen Zufall meine Kleider und mein Pferd eingebüßt und komme darum zu deinem Herzog, auf daß er mir in meiner Not beispringe; weshalb ich dich bitte, daß du meine Sache vor deinem Herrn führen mögest." Als das der Türhüter gehört hatte, wunderte er sich, trat in den Palast und hinterbrachte alles seinem Herrn. Der Herzog aber versetzte: „Laß ihn hereinkommen!" Als er aber hereingeführt worden war, da erkannte ihn niemand, und der Herzog sprach zu ihm: „Wer bist du denn?" Und jener erwiderte: „Ich bin der Kaiser und habe dich zu Reichtum und Ehren gebracht, habe dich zum Herzog gemacht und dich zu meinem Rate bestellt." Der Herzog aber sprach: „Elender Tollhäusler! kurz vor deiner Ankunft bin ich mit meinem Herrn, dem Kaiser, nach seinem Palaste geritten und eben von da zurückgekehrt; daß du dir aber eine solche Ehre angemaßt hast, das soll dir nicht so leer ausgehen." Hierauf ließ er ihn in ein Gefängnis einschließen und mit Wasser und Brot beköstigen, nachher aber aus dem Gefängnis herausziehen, tüchtig durchprügeln und danach aus seinem ganzen Lande jagen. Als der nun so verbannt war, da stieß er mehr Seufzer und Klagen aus, als irgend jemand glauben kann, und sprach bei sich: ‚Weh mir, was soll ich tun, denn ich bin jetzt Schimpf und Schande des Pöbels geworden. Es wird besser für mich sein, nach meinem Palaste zu gehn, die Meinigen in demselben werden mich gewiß erkennen, und sollte auch dies nicht sein, so wird mich wenigstens meine Frau an gewissen Kennzeichen wiedererkennen.' Hierauf ging er allein zu

ſeinem Palaſt, klopfte an das Tor, und wie der Pförtner ein Pochen vernahm, ſo öffnete er dasſelbe. Als er ihn aber erblickt hatte, ſprach er zu ihm: „Wer biſt du denn?“ Jener aber erwiderte: „Ich wundere mich, daß du mich nicht kennſt, da du doch ſo lange Zeit bei mir geweſen biſt.“ Der aber ſprach: „Du lügſt! Lange bin ich bei meinem Herrn, dem Kaiſer, geweſen.“ Und jener verſetzte: „Der bin ich eben, und ſo du meinen Worten glaubſt, bitte ich dich um Gottes willen, daß du zur Kaiſerin gehſt und ihr ſagſt, ſie möge mir bei dieſen Zeichen meine kaiſerlichen Gewänder ſenden, weil ich durch Zufall alle die meinigen verloren habe; die Zeichen aber, welche ich ihr durch dich ſchicke, kennt außer uns beiden niemand auf Erden.“ Da ſprach der Torwärter: „Ich zweifle nicht, daß du toll biſt, weil eben mein Herr, der Kaiſer, in dieſem Augenblick bei Tafel ſitzt, und neben ihm die Kaiſerin. Indeſſen will ich der Kaiſerin berichten, daß du geſagt haſt, du wäreſt der Kaiſer, und ich bin gewiß, daß du hart beſtraft werden wirſt.“ Der Pförtner machte ſich alſo auf den Weg zur Kaiſerin und meldete ihr alles, was er gehört hatte. Sie aber ward nicht wenig betrübt, wendete ſich zu ihrem Herrn und ſprach alſo: „O Herr, Ihr wiſſet, daß oft zwiſchen uns im geheimen merkwürdige Dinge vorgegangen ſind. Nun berichtet mir dieſe ein liederlicher Kerl, der am Tore ſteht, durch den Pförtner und läßt mir durch dieſen ſagen, er ſei der Kaiſer.“ Als das der Kaiſer gehört hatte, befahl er, jener ſolle vor das Angeſicht aller Anweſenden hereingeführt werden; und als er ſo nackt hereingebracht wurde, da ſprang ihm ein Hund, der ihm vorher ſehr zugetan geweſen war, nach der Kehle,

um ihn zu erwürgen. Indessen wurde er daran von der Dienerschaft gehindert, so daß er weiter kein Leid von demselben erlitt. Ebenso hatte er einen Falken auf einer Stange, der, sobald er ihn erblickt hatte, alsbald seine Fesseln zerbrach und zum Saale hinausflog. Da sprach der Kaiser zu allen, die im Saale saßen: „Meine Teuern, höret meine Worte, die ich über jenen Landstreicher sagen werde. Sage mir, wer du bist und weshalb du hierher kommst?" Jener aber sprach: „O Herr, das ist eine wunderliche Frage. Ich bin der Kaiser und Herr dieses Ortes." Da sagte der Kaiser zu allen denen, welche an der Tafel saßen und um dieselbe herumstanden: „Saget mir bei eurem Eid, den ihr mir geleistet habt, wer von uns ist euer Kaiser und Herr?" Da entgegneten jene: „O Herr, bei dem Eid, welchen wir Euch geleistet haben, wir haben hierauf eine leichte Antwort zu geben: Jenen Spitzbuben haben wir niemals gesehen, Ihr aber seid unser Herr und Kaiser, den wir von Jugend auf gekannt haben, und darum bitten wir Euch einstimmig, daß jener gestraft werde, damit alle sich an ihm ein Beispiel nehmen und eine solche Anmaßung nicht wieder versuchen." Darauf wendete sich der Kaiser zur Kaiserin und sprach: „Sage mir, meine Gebieterin, bei der Treue, welche du mir bewahrst: kennst du jenen Menschen, welcher sich Kaiser und deinen Herrn nennt?" Aber jene versetzte: „O lieber Herr, warum fragst du mich solches? Bin ich nicht länger als dreißig Jahre mit dir zusammengewesen und habe mit dir Kinder gezeugt? Eins jedoch ist, worüber ich mich wundere, wie nämlich jener Gauner zur Kenntnis der von uns vorgenommenen geheimen Angelegenheiten gelangt ist." Hier-

auf ſprach der Kaiſer zu dem, der hereingeführt wor-
den war: „Mein Lieber, wie konnteſt du es wagen,
dich ſelbſt für einen Kaiſer auszugeben? Wir fällen
den Urteilsſpruch, daß du heute einem Pferde an den
Schweif gebunden werdeſt, und wenn du noch ein-
mal dich erfrechſt, dergleichen zu äußern, werde ich
dich zum ſchimpflichſten Tode verurteilen.“ Hierauf
berief er ſeine Trabanten zu ſich und ſprach: „Gehet
hin und bindet dieſen an den Schwanz eines Pferdes,
tötet ihn aber nicht.“ Und alſo geſchah es. Nach-
her aber bewegten ſich, mehr als irgend jemand es
glauben kann, die Eingeweide desſelben, und gleich-
ſam an ſich ſelbſt verzweifelnd, ſagte er: ‚Verflucht
ſei der Tag, an welchem ich geboren bin und mich
meine Freunde verlaſſen haben! Meine Gattin und
meine Söhne haben mich nicht erkannt.‘ Als er noch
ſo ſprach, da dachte er: ‚Hier in der Nähe wohnt
mein Beichtvater, zu dem will ich mich aufmachen;
vielleicht daß er mich erkennen mag, da er ja öfters
meine Beichte gehört hat.‘ Hierauf begab er ſich zu
dem Einſiedler und klopfte an das Fenſter ſeiner
Klauſe. Jener aber fragte: „Wer iſt da?“ und er ant-
wortete: „Ich bin es, der Kaiſer Jovinianus. Öffne
dein Fenſter, auf daß ich mit dir reden kann.“ Wie
aber jener ſeine Stimme gehört hatte, öffnete er zwar
das Fenſter, als er ihn aber erblickte, ſchlug er das-
ſelbe mit Gewalt wieder zu und ſprach: „Hebe dich
weg von mir, Vermaledeiter, denn du biſt nicht der
Kaiſer, ſondern der Teufel in Menſchengeſtalt!“
Wie er aber das hörte, ſtürzte er vor Schmerz auf
den Boden, zerraufte die Haare auf ſeinem Haupte
und ſeinen Bart und ſprach: ‚Weh mir, was ſoll
ich tun?‘ Bei dieſen Worten erinnerte er ſich, wie

sein Herz neulich, als er auf seinem Bett ausgestreckt lag, vor Hochmut aufgeschwollen war und so gesprochen hatte: ‚Gibt es denn einen andern Gott außer mir?‘ Alsbald pochte er an das Fenster des Einsiedlers und sprach: „Hörer, ich bitte Euch, um des Gekreuzigten willen bei verschlossenem Fenster meine Beichte.“ Jener aber sprach: „Das ist mir ganz recht.“ Der aber beichtete nun mit Tränen über sein ganzes Leben und vorzüglich, wie er sich über Gott selbst erhoben und gesagt habe, er glaube an keinen andern Gott als an sich selbst. Als nun aber Beichte und Absolution vorüber waren, öffnete der Einsiedler sein Fenster und erkannte ihn und sprach: „Gesegnet sei der Höchste, jetzt kenne ich dich; ich habe hier einige wenige Kleidungsstücke, die lege du an und gehe in deinen Palast, und dort, wie ich hoffe, werden sie dich erkennen.“ Hierauf zog sich der Kaiser an, begab sich nach seinem Palast und klopfte an die Pforte desselben. Der Pförtner öffnete dieselbe alsbald und empfing ihn aufs ehrenvollste. Jener aber sprach: „Kennst du mich denn?“ und dieser erwiderte: „Ei wohl, Herr, sehr gut. Nur darüber wundere ich mich, daß ich den ganzen Tag hier gestanden habe und Euch nicht habe aus dem Hause gehen sehn.“ Jener trat nun in den Versammlungssaal, und alle, die ihn erblickten, neigten ihr Haupt. Der andere Kaiser aber war bei seiner Frau. Ein Krieger aber, der aus dem kaiserlichen Gemach trat, schaute ihn genau an, kehrte hierauf in das Zimmer zurück und sprach: „Mein Herr, im Saale steht ein Mann, vor welchem sich alle verbeugen und ihm Ehre erweisen, und der ist Euch in allem so ähnlich, daß ich durchaus nicht weiß, welcher von euch beiden der Kaiser ist.“ Wie

das der Kaiſer hörte, ſprach er zu der Kaiſerin: „Gehe hinaus und ſiehe zu, ob du ihn kennſt.“ Sie aber eilte hinaus, und als ſie ihn erblickt hatte, verwunderte ſie ſich, eilte in das Gemach zurück und ſprach: „O Herr, ich melde Euch einen zweiten an, wer aber von euch mein Herr iſt, kann ich durchaus nicht unterſcheiden.“ Jener aber ſprach: „Da das ſo iſt, ſo will ich hinausgehn und die Wahrheit an den Tag bringen.“ Als er aber in den Saal getreten war, faßte er jenen bei der Hand, ließ ihn neben ſich treten, berief alle Krieger, welche im Saale waren, nebſt der Kaiſerin zu ſich und ſprach: „Bei dem Eide, welchen ihr mir geleiſtet habt, ſagt mir jetzt, welcher von uns iſt euer Kaiſer?“ Da antwortete zuerſt die Kaiſerin: „Mein Herr, mir liegt es ob, zuerſt zu antworten; Gott aber in der Höhe ſei mein Zeuge: ich weiß durchaus nicht anzugeben, wer von euch mein Herr iſt“, und ebenſo ſprachen alle. Jener aber ſprach: „Ihr Lieben, hört mir zu. Dieſer hier iſt euer Kaiſer und Herr; er hat ſich aber einſtmals gegen Gott erhoben, und deswegen hat ihn Gott gezüchtigt, und die Kenntnis der Menſchen iſt von ihm gewichen, bis er ſeinem Gott Genugtuung geleiſtet hat. Ich aber bin ſein Schutzengel und Wächter ſeiner Seele, der ich ſein Reich verwaltet habe, ſolange er in der Buße war; nunmehr iſt aber ſeine Buße vollendet, und er hat für ſeine Sünden Genugtuung gegeben, darum ſeid ihm gehorſam, und ich will euch Gott empfehlen.“ Bei dieſen Worten verſchwand er alsbald aus ihren Augen; der Kaiſer aber dankte Gott und lebte ſein ganzes Leben in Frieden und weihte es Gott. Uns aber gebe dieſer dasſelbe.

Der Wettlauf

Es war einſt ein König, der eine einzige Tochter hatte, die war ſchön und reizend und hieß Roſimunda. Wie nun dieſes Mädchen zu ihrem zehnten Lebensjahre gelangt war, war ſie ſo geſchickt im Laufen, daß ſie eher an das Ziel gelangte, als irgend jemand ſie einholen konnte. Der König ließ alſo in ſeinem ganzen Reiche ausrufen, daß, ſo jemand mit ſeiner Tochter einen Wettlauf machen wolle und eher als ſie das Ziel erreiche, er ſie zur Frau bekommen und nach ſeinem Tode auch das Reich erhalten ſolle. So aber jemand dieſes unternehme und im Laufen beſiegt würde, der müſſe das Haupt verlieren. Wie dieſe Verkündigung ausgerufen worden war, da erboten ſich unendlich viele, mit ihr zu laufen, aber alle, die mit ihr liefen, blieben hinter ihr zurück und verloren ihre Köpfe. Nun war damals im Lande ein gewiſſer armer Mann, des Name war Abibas. Der dachte bei ſich: ‚Ich bin arm und aus gemeinem Blut entſproſſen; wenn ich nun auf irgendeine Weiſe jenes Mädchen beſiegen könnte, würde ich nicht allein vorwärts kommen, ſondern auch alle aus meinem Geblüte.‘ Er verſorgte ſich demnach mit drei Hilfsmitteln: erſtlich mit einem Roſenkranze, weil Mädchen dieſelben gern haben; dann mit einem ſeidnen Gürtel, welchen ſich alle Mädchen wünſchen; drittens mit einem ſeidnen Beutel, in welchem ein vergoldeter Ball war, auf welchem folgende Aufſchrift ſtand: ‚Wer mit mir ſpielt, der wird nie dieſes Spiel ſatt werden.‘ Dieſe drei Dinge ſteckte er in ſeinen Buſen, ging nach dem Palaſte und klopfte an. Der Pförtner war da und verlangte den Grund des An-

klopfens zu wiſſen. Der aber ſprach: „Ich bin bereit, mit der Prinzeſſin einen Wettlauf zu machen.“ Wie die das hörte, öffnete ſie ein Fenſter, und als ſie ihn erblickt hatte, verachtete ſie ihn in ihrem Herzen und ſprach: ‚Siehe, da iſt ein elender Kerl, mit dem du laufen mußt.‘ Indeſſen konnte ſie nichts dagegen einwenden, ſondern bereitete ſich zum Laufen. Beide liefen nun nebeneinander fort; allein bald kam ihm das Mädchen auf einen großen Zwiſchenraum zuvor, und wie das Abibas bemerkte, warf er den Roſenkranz vor ſie hin. Wie nun die Prinzeſſin den Kranz ſah, bückte ſie ſich, hob den Kranz auf und ſetzte ſich ihn auf den Kopf. Sie freute ſich aber ſo über den Kranz, daß ſie wartete, bis Abibas ihr vorgekommen war. Als ſie das ſah, ſprach ſie in ihrem Herzen: ‚Nie darf die Tochter meines Vaters mit einem ſolchen Landſtreicher verbunden werden!‘ Alsbald warf ſie den Kranz in eine tiefe Grube, lief ihm nach und erreichte ihn, und als ſie ihn erreicht hatte, gab ſie ihm eine Ohrfeige und ſprach: „Bleib ſtehen, elender Kerl! Es geziemt ſich nicht, daß mich der Sohn deines Vaters zur Frau erhält“, und alſogleich kam ſie ihm vor. Wie das Abibas gewahr wurde, warf er den ſeidnen Gürtel vor ſie hin, und als ſie den erblickte, bückte ſie ſich, hob ihn auf, gürtete ſich mit ihm und freute ſich ſo über denſelben, daß ſie ſich eben damit länger aufhielt, ſo daß ſie Abibas zum zweiten Male weit überholte. Als das die Prinzeſſin bemerkte, weinte ſie bitterlich, nahm aber den Gürtel und riß ihn in drei Stücke, lief jenem hierauf nach, holte ihn ein, und als ſie ihn erreicht hatte, hob ſie die Hand auf, gab ihm eine Ohrfeige und ſprach: „O Elender, du ſollſt mich nie zur Frau

bekommen!“ Alsbald holte sie ihn wieder ein; aber Abibas, wie er das sah, wartete so lange, bis sie ihm ganz nahe war. Hierauf warf er den seidnen Beutel vor sie hin, und sie hatte denselben kaum erblickt, als sie sich auch bückte und den Beutel aufhob. Sie öffnete ihn und fand den vergoldeten Apfel darin, und als sie die Aufschrift las: ‚Wer mit mir spielt, wird niemals dieses Spiel satt werden‘, fing sie dermaßen und so lange an mit ihm zu spielen, bis Abibas schneller zum Ziele gelangte und sie zur Frau bekam.

Der kluge und der dumme Ritter

Es herrschte einst der kluge Maximianus, und in seinem Reiche waren zwei Ritter, der eine klug, der andre dumm, die sich beide gegenseitig sehr lieb hatten. Zu letzterem sprach der kluge: „Beliebt es dir, mit mir einen Bund zu machen? Dies wird uns von Nutzen sein.“ Jener aber versetzte: „Das ist mir ganz recht.“ Hierauf versetzte dieser: „Ein jeder von uns mag Blut aus seinem rechten Arm fließen lassen, ich will dein Blut trinken, und du magst mit dem meinen dasselbe tun, und so wird keiner von uns den andern weder im Glück noch Unglück verlassen, und was einer von uns gewonnen haben wird, davon soll der andre die Hälfte haben.“ Jener aber entgegnete: „So ist es mir recht.“ Sogleich tranken nun beide, nachdem sie sich Blut entzogen hatten, dasselbe voneinander und blieben nachher immer in einem und demselben Hause zusammen. Nun hatte aber der König zwei Städte erbaut, die eine auf der Spitze eines Berges, wo alle, so dahin kamen, einen Reichtum an Schätzen finden und daselbst ihr ganzes

Leben verbleiben könnten. Es führte aber zu dieſer Stadt ein enger und ſteiniger Weg, und auf dieſem hielten drei Ritter mit einem großen Heere, und alle, ſo über jene Straße zogen, mußten entweder gegen dieſe kämpfen oder alles ſamt ihrem Leben verlieren. Auch hatte der König in jene Stadt einen Seneſchall geſetzt, der ohne Ausnahme alle Ankommenden aufnehmen und nach Rückſicht ihres Standes herrlich bewirten ſollte. Er hatte aber auch unter jenem Berge in einem Tal eine andre Stadt bauen laſſen, zu welcher ein ebner und zum Gehen anmutiger Weg führte. Es lagen aber drei Ritter an jenem Wege, welche alle Vorübergehenden freundlich aufnahmen und nach eines jeden Gefallen bedienten. In der Stadt ſelbſt aber hatte er auch einen Seneſchall beſtellt, der alle, welche in die Stadt oder in die Nähe derſelben kamen, ohne Anſehn der Perſon ins Gefängnis werfen und ſie ſämtlich bei der Ankunft des Richters demſelben vorführen mußte, der Richter ſollte aber niemanden verſchonen. Da ſprach der kluge Ritter zu ſeinem Geſellen: „Mein Lieber, laß uns die Welt durchziehen, wie andre Ritter, und wir werden viele Güter erwerben können, von denen wir anſtändig leben mögen.“ Darauf entgegnete jener: „Alſo gefällt es mir auch.“ Hierauf zogen beide auf einer Straße, bis ſie an einen Kreuzweg kamen; da ſprach der Kluge: „Mein Lieber, wie du ſiehſt, ſind hier zwei Wege: der eine führt zu einer prächtigen Stadt, wenn wir ihn einſchlagen, werden wir zu jener Stadt gelangen, in welcher wir alles, was unſer Herz begehrt, erhalten werden. Da iſt aber eine andre Straße, welche nach einer andern Stadt hinführt, welche in einem Tale erbaut iſt:

gehen wir diese, wird man uns gefangen nehmen, ins Gefängnis stecken, vor den Richter führen und dieser uns an den Galgen aufhängen lassen. Ich rate also dazu, diesen letztern Weg liegen zu lassen und den andern zu gehen." Darauf erwiderte der Dumme: „Mein Lieber, schon lange hörte ich von diesen zwei Städten: allein der Weg zu der auf dem Berge gelegenen Stadt ist schmal und sehr gefährlich, und an demselben lagern drei Ritter mit einem Heere, welche alle, die dahin ziehen, überfallen, töten und plündern; der andre Weg ist eben, und auf demselben befinden sich drei Ritter, welche alle, die denselben betreten, freundlich aufnehmen, und alles Nötige findet sich da. Und alles dieses sehe ich ganz deutlich, und darum glaube ich meinen Augen mehr denn dir." Darauf sprach der kluge Ritter: „Obgleich der eine Weg schlecht zu gehen ist, so ist doch der andre, wenn man an das Ende desselben denkt, noch weit schlechter: denn er führt uns zu ewiger Schmach, und von da werden wir zum Galgen geschleppt werden. Nun fürchtest du dich aber, des Kampfes und der Wegelagerer wegen, auf der andern Straße zu gehn. Das ist aber für dich eine ewige Schande, weil du ein Ritter bist und es den Rittern zukommt, gegen ihre Feinde zu streiten. Wenn du aber anders mit mir diese Straße ziehen willst, verspreche ich dir heilig, vor dir her in den Kampf zu gehn, und so viel ihrer auch sein werden, du wirst durch sie hindurchkommen, wenn du mich unterstützest." Jener aber entgegnete: „Amen, ich sage dir, auf diesem Wege will ich nicht gehen, sondern vielmehr auf jenem." Da sprach der Kluge: „Da ich dir mein Wort verpfändet und zum Zeichen der Treue dein Blut getrunken

habe, werde ich dich nicht allein gehn laſſen, ſondern mit dir ziehen.“ Beide ſchlugen nun dieſen Weg ein und fanden unterwegs nach ihrem Gelüſte vielerlei Annehmlichkeiten, bis ſie an die Herberge jener drei Ritter kamen, von welchen ſie mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen und prächtig bewirtet wurden. Bei jeder Erquickung ſprach aber der dumme Ritter zu dem klugen: „Mein Lieber, habe ich es dir nicht vorhergeſagt, wie viel und wie große Ergötzlichkeiten wir auf dieſer Straße genießen, die wir alle auf der andern hätten entbehren müſſen.“ Jener aber antwortete: „Ende gut, alles gut, das hoffe ich aber nicht.“ Sie brachten nun einige Zeit bei dieſen Rittern zu; als aber der Seneſchall dieſer Stadt vernahm, daß zwei Ritter gegen das Gebot des Königs in der Nähe der Stadt wären, ſchickte er gleich ſeine Trabanten ab, auf daß ſie ſie fingen und zur Stadt führten. Als ſie aber der Seneſchall in Augenſchein genommen hatte, ließ er den Dummen an Händen und Füßen gebunden in eine Grube werfen, den andern aber in einen Kerker ſperren. Wie nun der Richter in die Stadt kam, wurden alle Miſſetäter aus derſelben vor ſein Angeſicht gebracht, und unter andern auch dieſe beiden Ritter. Da ſprach der Kluge zum Richter: „Herr, ich klage gegen meinen Geſellen, denn der iſt die Urſache meines Todes. Ich habe ihm das Geſetz dieſer Stadt vorhergeſagt, ſowie die Gefahren, und doch wollte er auf keine Weiſe meinen Worten trauen und ſich bei denſelben beruhigen und meinem Rate Folge leiſten, ſondern antwortete mir: ‚Ich traue meinen Augen mehr als deinen Reden.‘ Da wir nun durch Wort und Schwur miteinander verbunden waren,

mochten wir im Glück oder Unglück sein, und ich ihn allein sich auf den Weg machen sah, so habe ich meines Eides wegen mich ebenfalls hierher begeben, und darum ist er jetzt schuld an meinem Tode. Fälle also einen gerechten Urteilsspruch!" Da entgegnete der andre dumme Ritter dem Richter: „Dieser da ist gerade die Ursache meines Todes, denn es ist der ganzen Welt bekannt, daß er weise ist, und ich von Natur aus dumm bin. Nun hätte er aber wegen seiner Weisheit nicht so leichtsinnig meiner Dummheit sich fügen sollen. Wäre jener mir aber nicht gefolgt, als ich mich allein auf den Weg machte, so würde ich auf den Weg, welchen er gehen wollte, zurückgekommen und mit ihm marschiert sein, des Eidschwurs wegen, welchen ich ihm geleistet habe. Darum nun, weil jener weise ist, ich aber dumm bin, so ist er die Ursache meines Todes." Darauf entgegnete der Richter beiden, und zwar zuerst dem klugen Ritter: „Du Kluger, der du so leichtsinnig seiner Dummheit nachgabst und ihm folgtest, und du Dummer, der du den Worten des Klugen nicht geglaubt, sondern deine eigene Dummheit durchgeführt hast, ihr sollt beide nach meinem Urteil an den Galgen gehängt werden." Und also geschah es.

Das reine Hemd

Einst herrschte der weise Gallus, der wollte einen Palast erbauen; nun lebte aber in seinem Reiche ein gar scharfsinniger Baumeister, mit welchem der Kaiser hinsichtlich dieses Baues abschloß. Es war aber zu derselbigen Zeit in jenem Reiche ein Ritter, der eine schöne Tochter hatte. Wie der die Klugheit

des Baumeiſters bemerkt hatte, dachte er bei ſich: ‚Dem will ich doch meine Tochter zur Frau geben, er wird ſie gewiß durch ſeine Klugheit und Kunſtfertigkeit in eine glänzende Lage verſetzen.‘ Er berief ihn alſo zu ſich und ſprach zu ihm: „Mein Lieber, verlange von mir, was du willſt, und ich will es dir geben, wenn es mir möglich iſt, damit du nur meine Tochter zur Frau nimmſt.“ Jener aber entgegnete: „Das iſt mir ganz recht.“ Sie vereinigten ſich bald miteinander, und der Baumeiſter heiratete ſie. Hierauf rief die Mutter des Mädchens ihren Schwiegerſohn zu ſich hinein und ſprach alſo zu ihm: „Mein Sohn, jetzt haſt du meine Tochter zum Weibe genommen. Hier iſt ein Hemd, welches, wie du ſiehſt, ſehr ſchön iſt; das will ich dir geben.“ Sie fuhr alſo fort: „Dieſes Hemd beſitzt die Tugend, daß es dein ganzes Leben hindurch nicht gewaſchen zu werden braucht, nicht zerreißt, nicht zerfällt noch ſeine Farbe verändert, ſolange zwiſchen dir und meiner Tochter treue Liebe herrſcht. So aber, was fern ſein möge, einer von euch ſein eheliches Gelübde verletzt, wird das Hemd alsbald alle ſeine Vorzüge verlieren.“ Wie das der Baumeiſter hörte, freute er ſich ſehr, nahm das Hemd in Empfang und ſprach: „O Mutter, was für ein ſpaßhaftes Schutzmittel haſt du mir gegeben! Keiner von uns wird nunmehr die Ehe brechen können, ohne daß davon durch dieſes Hemd die vollſtändigſte Kunde herauskäme.“ Wenige Tage nachher wurde der Baumeiſter zum Palaſte des Königs berufen, um den neuen Palaſt zu erbauen; er nahm das Hemd mit ſich, ließ aber ſeine Frau zu Hauſe, und blieb ſo lange bei dem König, bis der Palaſt vollendet war. Während er aber mit ſeiner Arbeit be-

schäftigt war, wunderten sich viele, daß das Hemd immer rein und weiß blieb, und der König selbst sprach zu ihm: „Meister, ich bitte dich, daß du mir sagst, wie es möglich ist, daß, während du in fortwährender Arbeit beschäftigt bist, dein Hemd, ohne gewaschen zu werden, in seiner Reinheit und Weiße verbleibt.“ Jener aber versetzte: „Wisse, teuerster Herr, daß, solange wir, ich und meine Frau, uns treu in unsrer Liebe bleiben, mein Hemd nicht gewaschen zu werden braucht; allein wenn unser eheliches Gelübde verletzt worden wäre, würde es gerade wie alle andere Leinwand der Wäsche bedürfen.“ Als dies ein Ritter gehört hatte, dachte er bei sich nach: ‚Wie wäre es, wenn ich machen könnte, daß dein Hemd gewaschen werden müßte?‘ Er machte sich also nach dem Hause des Baumeisters ohne Wissen desselben auf den Weg, um dessen Frau zur Sünde zu reizen. Diese nun nahm ihn freundlich auf, und er klopfte bei ihr wegen eines ungesetzmäßigen Liebesverhältnisses mit ihr an. Darauf versetzte sie: „Solcherlei Liebe verlangt, daß wir allein sind, komm mit mir!“ und damit führte sie ihn in ihr Kämmerlein. Kaum hatte sie ihn aber hineingeführt, so ging sie hinaus, schloß die Türe ab und sprach: „Hier mußt du warten, bis ich Zeit habe, dich loszulassen.“ Jeden Tag besuchte ihn nun die Dame und beköstigte ihn mit Wasser und Brot. Er aber ließ es nicht an Bitten fehlen, sie solle ihn doch gehen lassen, allein sie gestattete es nicht. Nachher kamen bald noch zwei andere Ritter vom Hofe des Königs zu ihr, einer nach dem andern, um sie zu verführen; allein es gelang ihnen nicht, sondern sie sperrte dieselben in dasselbe Gemach ein und erhielt sie mit Wasser und

Brot. Dort blieben ſie nun viele Tage, und es entſtand wegen dieſer drei Ritter ein Gefrage und eine Bewegung am Hofe des Königs, wo ſie hingekommen ſeien. Als nun der Palaſt vollendet war, kam der Baumeiſter, nachdem er ſeinen Lohn empfangen hatte, nach Hauſe, und ſeine Frau, die ſich nicht wenig freute, nahm ihn mit großen Ehren auf und erkundigte ſich fleißig, wie er ſich befinde. Er aber beantwortete ihr alles gar wohl, und ſie ſah ſich nun ſein Hemd an, und wie ſie dasſelbe ganz rein fand, ſprach ſie: „Geſegnet ſei unſer Gott, an dem Hemd erkenne ich, daß zwiſchen uns noch eine wahrhafte Liebe beſteht.“ Darauf ſprach er zu ihr: „Meine Liebe, als ich noch mit dem Bau des Palaſtes beſchäftigt war, kamen drei Ritter, einer nach dem andern, zu mir und fragten mich wegen des Hemdes, wie es ſo, ohne gewaſchen zu werden, in ſeiner ganzen glänzenden Weiße bleiben könne, und ich habe ihnen die Wahrheit geſagt. Was aber nachher aus ihnen geworden iſt, weiß ich durchaus nicht, obwohl wegen ihrer Entfernung am Hofe des Königs viel Nachforſchungen angeſtellt worden ſind.“ Da ſprach ſie: „Herr, jene drei Ritter, von denen die Rede iſt, ſind zu mir gekommen und haben mir vieles verſprochen, wenn ich ihnen zu Willen ſein wollte; aber auf keine Weiſe war ich willens, ſo etwas zu begehen, ſondern habe ſie in meinem geheimen Kämmerlein eingeſchloſſen und bis jetzt mit Brot und Waſſer genährt.“ Wie das der Baumeiſter hörte, freute er ſich über die Treue ſeiner Gattin, rettete dieſe Ritter vom Tode und ließ ſie frei ihre Straße ziehen; ſie beide aber verharrten bis an das Ende ihres Lebens in wahrer Liebe.

Es war einſt ein König, der hatte nur einen einzigen Sohn, welchen er ſehr zärtlich liebte. Nun ließ der König mit großen Unkoſten einen goldnen Apfel machen, und als dieſer fertig geworden war, da wurde der König zum Tode krank, berief ſeinen Sohn zu ſich und ſprach: „Mein Lieber, wenn ich aus dieſer Krankheit nicht davonkommen kann, ſo gehe mit meinem Segen nach meinem Tode durch alle Länder und Burgen und nimm den goldnen Apfel, den ich habe machen laſſen, mit dir, und wen du als den größten Toren antreffen wirſt, dem gib den Apfel in meinem Namen.“ Der Sohn nun verſprach, das Geheiß ſeines Vaters getreulich zu erfüllen, der König aber wendete ſich nach der Wand um und gab ſeinen Geiſt auf. Der Sohn ließ ihn hierauf auf das ehrenvollſte begraben, nahm nach dem Begräbnis desſelben den Apfel und zog durch verſchiedene Länder und Schlöſſer, traf zwar und erblickte viele törichte Leute, jedoch gab er keinem den Apfel. Nachdem aber machte er ſich nach einem gewiſſen Reiche auf den Weg, kam zu der Hauptſtadt desſelben und ſah den König mit großem Gepränge mitten durch die Stadt reiten. Er befragte ſich nun bei einigen Bürgern um die Verhältniſſe dieſes Landes, und jene ſagten ihm: „Es iſt die Gewohnheit in dieſem Reiche ſo, daß nie ein König bei uns anders zur Regierung gelaſſen wird, als daß er nach Verlauf eines Jahres, aller Würden und Schätze beraubt, in die Verbannung getrieben wird, wo er eines elenden Todes ſterben muß.“ Wie das der Königsſohn hörte, dachte er bei ſich: ‚Jetzt habe

ich gefunden, was ich lange ſuchte.' Er begab ſich alſo zum König, begrüßte ihn mit gebogenen Knien und ſprach zu ihm: „Heil ſei dir, o König! Mein Vater iſt mir geſtorben und hat Euch in ſeinem Teſtamente dieſen goldnen Apfel vermacht.“ Der König aber nahm den Apfel und ſprach zu ihm: „Mein Lieber, wie kann das möglich ſein? Der König hat mich niemals geſehen, noch habe ich deinem Vater irgend etwas Gutes erwieſen, weshalb er mir ein ſo koſtbares Spielwerk hätte geben ſollen.“ Darauf entgegnete jener: „Mein Herr König, mein Vater hat Euch den Apfel ebenſogut vermacht wie einem andern, aber er hat mir bei ſeinem Segen aufgegeben, dieſen Apfel dem größten Toren zu geben, welchen ich finden könnte. Ich bin nun, wie Ihr nicht zweifeln werdet, durch viele Königreiche und Schlöſſer gezogen, habe aber noch keinen ſo argen Toren und Narren angetroffen als Euch, weshalb ich Euch nach ſeinem Geheiß den Apfel übergeben habe.“ Darauf ſagte der König: „Ich bitte dich, mir zu ſagen, weshalb du mich für einen ſolchen Toren anſiehſt?“ Jener aber antwortete: „Siehe, Herr, das will ich klar beweiſen. Es iſt die Gewohnheit dieſes Landes, daß jemand ein ganzes Jahr hindurch König iſt, am Ende desſelben aber aller ſeiner Ehren und Reichtümer beraubt und in die Verbannung getrieben wird, wo er eines erbärmlichen Todes ſterben muß. Amen, nun ſage ich Euch, daß ich aus dieſen meinen Worten abnehme, wie es in der ganzen Welt keinen ſo argen Dummkopf geben kann, als Ihr ſeid, der nur eine ſo kurze Zeit hindurch König ſein und nachher ſo elend ſein Leben beſchließen ſoll.“ Darauf entgegnete der König: „Ohne Zweifel iſt alles

wahr, was du mir gesagt hast, und darum werde ich, solange ich noch im gegenwärtigen Jahre im Besitze meiner Macht bin, unermeßliche Reichtümer vor mir her in das Land meiner Verbannung senden, damit ich, wenn ich dahin komme, von jenen Gütern, solange ich lebe, leben kann." Und also geschah es: er wurde am Schlusse des Jahres der Regierung beraubt und in die Verbannung geschickt, wo er aber noch viele Jahre von jenen Gütern lebte und sein Leben in Frieden beschloß.

Von der Eintracht

Es begab sich einstens in einer Stadt, daß darin zwei treffliche Ärzte lebten, in jeglicher Wissenschaft der Heilkunst wohl unterrichtet, welche alle, die zu ihnen kamen, von jeglicher Krankheit heilten, so daß das Volk durchaus nicht wußte, welcher von ihnen der bessere sei. Nun erhob sich aber mittlerweile zwischen ihnen selbst ein Streit, welcher von ihnen größer und vollkommener sei. Da sprach einer zum andern: „Mein Lieber, nicht mögen zwischen uns Zwietracht, Neid oder Streit darüber sein, wer von uns der Vollkommenere ist, sondern wir wollen eine Sache unternehmen, und wer von uns dabei einen Fehler macht, der möge der Diener des andern sein." Darauf sprach der andre: „Sage mir, was ist denn das?" Und jener sprach: „Ich will deine zwei Augen, ohne daß es dir weh tut, aus deinem Kopfe nehmen und auf deinen Tisch legen; und so es dir beliebt, werde ich sie, ohne dich zu verletzen, wieder in denselben einsetzen. Wenn du aber an mir in allem dasselbe tust, dann sind wir beide einander

gleich, und ein jeder von uns möge den andern wie seinen Bruder ernähren. So aber jemand hierbei einen Fehler macht, der soll des andern Diener sein." Jener aber entgegnete: „Das ist eine herrliche Probe und gefällt mir in allem sehr wohl." Der aber, welcher diese Untersuchung vorgeschlagen hatte, nahm seine Instrumente und bestrich mit einer edlen Salbe die äußern und innern Teile unter den Augen des andern, zog dann mit seinem Instrumente beide Augen seines Gesellen heraus und legte sie auf den Tisch. Hierauf sprach er zu seinem Gesellen: „Mein Lieber, wie befindest du dich jetzt?" Und jener entgegnete: „Eins weiß ich, daß ich nichts sehe und keine Augen mehr habe, aber keine Verletzung empfinde. Indessen wünschte ich wohl, daß du mir meine Augen, wie du versprochen hast, wieder einsetztest." Und jener entgegnete: „Das will ich sehr gerne tun." Hierauf nahm er seine Salbe, bestrich wie früher die innern und äußern Teile der Augen und setzte selbige wieder ein. Und hierauf sagte er: „Mein Lieber, wie geht es denn jetzt?" Und jener antwortete: „Sehr gut, denn ich habe beim Ausnehmen derselben keine Verletzung gefühlt." Darauf sprach jener: „Nun ist nur noch übrig, daß du mir denselben Dienst erweisest." Der andre aber versetzte: „Ich bin bereit." Er nahm hierauf seine Instrumente und Salben und bestrich damit, wie jener es getan hatte, die innern und äußern Teile der Augen, nahm dieselben darauf heraus und legte sie auf den Tisch und sprach: „Mein Lieber, was meinst du dazu?" Und jener antwortete: „Es kommt mir so vor, als hätte ich meine Augen verloren und keinen Schmerz empfunden, indessen möchte ich meine Augen gern wiederhaben." Wie nun jener

seine Instrumente zurechtmachte, um die Augen wieder einzusetzen, war das Fenster des Gemachs geöffnet worden und ein Rabe hereingeflogen, der, wie er die Augen auf dem Tische sah, plötzlich eins raubte und damit davonflog. Wie das der Arzt gewahr wurde, war er gar traurig und sprach bei sich: ‚Wenn ich meinem Gesellen seine Augen nicht wiederschaffen kann, muß ich sein Knecht sein.' Er sah sich also um und erblickte von weitem eine Ziege; gleich nahm er ihr ein Auge heraus und setzte es jenem an der Stelle des geraubten ein. Als er das getan hatte, sprach er zu seinem Gesellen: „Mein Lieber, wie befindest du dich nunmehr?" Der aber sprach: „Weder bei dem Herausziehen noch bei dem Wiedereinsetzen habe ich irgendeine Verletzung gefühlt, eins von meinen Augen aber schaut immer aufwärts nach den Bäumen." Und jener entgegnete: „Darum, daß ich ein ebenso großes Kunststück an dir gemacht habe, wie du an mir, sind wir beide einander gleich, und es sei fürder kein Streit mehr zwischen uns." Und also lebten beide nachher ohne Zwietracht miteinander.

Von des Teufels Arglist, und wie Gottes Gerichte verborgen sind

Es lebte einst ein Einsiedler, der sich in seiner Höhle aufhielt und Tag und Nacht Gott aufs frömmste diente. Nun war aber eines Tages neben seiner Zelle ein Schafhirt, der seine Schafe weidete. Es begab sich aber eines Tages, daß der Hirt vom Schlafe überfallen wurde und ein Räuber kam, der ihm alle seine Schafe wegtrieb. Darüber kam aber

der Herr der Schafe hinzu, der den Schäfer fragte, wo seine Schafe wären. Der aber begann zu schwören, daß er zwar die Schafe verloren habe, aber wie, das wisse er durchaus nicht. Wie das der Herr hörte, geriet er in Wut und erschlug ihn. Als das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: ‚O mein Gott, siehe, dieser Mensch hat einen Unschuldigen verklagt und getötet. Weil du erlaubst, daß so etwas geschehen kann, will ich wieder in die Welt hinaus gehen und leben wie die andern.‘ Wie er das gedacht hatte, verließ er seine Einsiedelei und machte sich wieder auf, um in die Welt zu gehen. Gott aber wollte ihn nicht verderben, sondern sendete einen Engel in Menschengestalt zu ihm, daß er sich zu ihm geselle. Als nun der Engel selbigen auf der Straße getroffen hatte, sprach er zu ihm: „Mein Lieber, wo geht dein Weg hin?“ Jener aber entgegnete: „Nach jener Stadt zu, die da vor mir liegt.“ Der Engel aber sprach zu ihm: „Ich will unterwegs dein Begleiter sein, denn ich bin ein Engel Gottes und zu dir gekommen, auf daß wir auf diesem Wege miteinander zusammen gehen.“ Hierauf zogen beide nach der Stadt; wie sie aber hineinkamen, da baten sie einen Krieger, ihnen um Gottes willen Herberge zu geben. Dieser Krieger aber nahm sie sehr freundlich auf und bewirtete sie in allem mit großer Demut auf das ehrenvollste und glänzendste. Nun hatte aber dieser Krieger seinen einzigen Sohn in der Wiege liegen, welchen er zärtlich liebte, und als man zu Abend gespeist hatte, wurde das Schlafgemach geöffnet und für den Engel und den Eremiten Betten aufs anständigste zurechtgemacht. Um Mitternacht aber stand der Engel auf und erwürgte den Knaben

in seiner Wiege. Wie das der Einsiedler sah, dachte er bei sich: ‚Das ist nimmermehr ein Engel Gottes: jener gute Soldat hat ihm um Gottes willen jegliche Notdurft verabreicht und hat nichts als dieses unschuldige Söhnlein, und dieses hat er getötet.‘ Indessen wagte er nicht, ihm irgend etwas zu sagen. Früh standen nun beide auf und machten sich nach einer andern Stadt auf den Weg, in welcher sie im Hause eines Bürgers mit großen Ehren aufgenommen und glänzend bewirtet wurden. Dieser Bürger nun besaß einen goldnen Becher, den er gar wert hielt und auf welchen er sehr stolz war; um Mitternacht stand der Engel auf und stahl diesen Becher. Wie das der Einsiedler sah, dachte er bei sich: ‚Das ist meines Erachtens nach ein böser Engel; jener Bürger hat uns Gutes getan, und dafür hat er ihm seinen Becher gestohlen.‘ Indessen sagte er ihm nichts, denn er fürchtete sich vor ihm. In der Frühe aber standen sie auf und zogen ihres Weges, bis sie an ein Gewässer kamen, über welches eine Brücke führte. Sie betraten dieselbe, und es begegnete ihnen ein armer Mann. Zu dem sprach der Engel: „Mein Lieber, zeige uns doch den Weg nach jener Stadt“; der Arme aber drehte sich um und zeigte mit dem Finger nach der Richtung derselben. Wie er sich aber umgedreht hatte, faßte ihn der Engel plötzlich bei der Schulter und warf ihn über die Brücke hinab, und der Arme versank alsbald. Wie das der Einsiedler sah, sprach er in seinem Herzen: ‚Jetzt weiß ich, daß das der Teufel ist, nicht aber ein guter Gottesengel. Was hat denn der Arme Böses getan, und doch hat er ihn umgebracht.‘ Er gedachte sich nun von ihm loszumachen, allein aus Furcht sagte

er ihm nichts. Wie ſie nun aber in der Abendſtunde zur Stadt gelangten, traten ſie in das Haus eines Reichen und baten um Gottes willen um ein Nachtlager. Der aber ſchlug es ihnen rund ab. Darauf ſprach der Engel des Herrn alſo zu ihm: „Um Gottes willen laßt uns nur auf das Dach Eures Hauſes ſteigen, damit uns nicht die Wölfe und wilden Tiere freſſen.“ Jener aber antwortete: „Sehet, hier iſt der Stall, in welchem meine Schweine wohnen: wenn es euch gefällt, könnt ihr euch zu ihnen legen, wenn nicht, ſo weichet von mir, denn ich werde euch keinen andern Platz einräumen.“ Darauf entgegnete ihm der Engel: „So es nicht anders ſein kann, wollen wir bei Euren Schweinen bleiben“; und alſo geſchah es. Früh am Morgen ſtanden ſie auf, der Engel rief den Wirt herbei und ſprach: „Mein Lieber, hier ſchenke ich dir einen Becher“, und mit dieſen Worten gab er ihm den Becher, welchen er jenem Bürger geſtohlen hatte. Wie das der Einſiedler ſah, ſprach er bei ſich: ‚Jetzt weiß ich gewiß, daß das der Teufel iſt; das war ein guter Mann, der uns mit aller Demut aufnahm, und dem hat er ſeinen Becher geſtohlen und ihn jenem Schurken geſchenkt, der uns bei ſich nicht hat aufnehmen wollen.‘ Hierauf ſprach er zu dem Engel: „Ich will nicht weiter bei Euch warten und befehle Euch zu Gott.“ Darauf entgegnete der Engel: „Hört mich, und dann mögt Ihr gehen. Du lebteſt früher in einer Einſiedlerwohnung, und der Herr jener Schafe ſchlug ſeinen Hirten tot. Wiſſe, daß jener Hirt damals den Tod nicht verdient hat, denn ein andrer hatte das Verbrechen begangen, alſo hätte er nicht ſterben ſollen. Gott aber ließ zu, daß er getötet wurde, auf daß er durch dieſe Strafe

dem ewigen Tode entging wegen einer Sünde, die er ein andermal begangen und für die er niemals Buße getan hatte. Der Räuber aber, der mit allen Schafen entwischt ist, wird ewige Pein leiden, und der Besitzer der Schafe, welcher den Hirten umbrachte, wird sein Leben durch reichliches Almosenspenden und Werke der Barmherzigkeit für das, was er unwissentlich begangen hat, sühnen. Nachher habe ich aber den Sohn jenes Kriegers, der uns eine gute Herberge gewährt hat, in der Nacht erwürgt. Wisse aber, daß, ehe jener Knabe geboren ward, dieser Krieger der beste Almosenspender war und viele Werke der Barmherzigkeit ausübte; seitdem aber der Knabe auf die Welt kam, ist er sparsam und habsüchtig geworden und sammelt alles nur mögliche, um den Knaben reich zu machen, so daß dieser die Ursache seines Verderbens ist, und darum habe ich den Knaben umgebracht, und so ist er wieder, was er früher war, nämlich ein guter Christ geworden. Dann habe ich auch den Becher jenes Bürgers, der uns mit solcher Demut bei sich aufnahm, gestohlen. Wisse aber, daß, ehe jener Becher gefertigt war, auf der ganzen Erde kein Mensch lebte, der nüchterner war als dieser, allein nachdem jener gemacht war, freute er sich so über denselben, daß er den ganzen Tag aus ihm trank und jeden Tag zwei- oder dreimal betrunken war; darum habe ich ihm den Becher genommen, und jetzt ist er wieder nüchtern geworden, wie früher. Dann hab ich den Armen ins Wasser gestürzt. Wisse, daß jener Arme ein guter Christ war, allein wenn er noch die Hälfte seines Wegs weitergezogen wäre, würde er in einer Todsünde einen andern erschlagen haben; nun ist er

aber gerettet und thront jetzt in himmliſchen Ehren. Endlich habe ich den Becher jenes Bürgers dem gegeben, welcher uns die Aufnahme verweigert hatte. Wiſſe aber, daß auf Erden nichts ohne Grund geſchieht. Er hat uns doch noch den Schweineſtall zugeſtanden, und darum habe ich ihm den Becher gegeben, und wenn er aufgehört hat zu leben, wird er in der Hölle thronen. Lege alſo künftig deinem Munde einen Zügel an, auf daß du Gott nicht tadelſt, denn er weiß alles." Wie das der Einſiedler hörte, fiel er vor die Füße des Engels nieder und flehte ihn um Vergebung an; hierauf machte er ſich nach ſeiner Einſiedlerwohnung auf und wurde ein guter Chriſt.

Von der Geburt des ſeligen Papſtes Gregor

Einſt herrſchte der kluge König Markus, der nur einen einzigen Sohn und eine einzige Tochter hatte, die er zärtlich liebte. Wie er aber zu einem ſehr hohen Alter gelangt war, da ergriff ihn eine ſchwere Krankheit, und als er ſah, daß er nicht länger leben könne, ließ er alle Fürſten ſeines Reiches zu ſich berufen und ſprach zu ihnen: „Ihr Lieben, ihr müßt wiſſen, daß ich heute meine Seele dem Herrn wieder zurückgeben muß; nun habe ich aber in meinem Herzen keine größere Beſorgnis als über meine Tochter, weil ich ſie noch nicht verheiratet habe, und darum, mein Sohn, der du mein Erbe biſt, befehle ich dir bei Verluſt meines Segens, daß du ſie ſo anſtändig, wie es ſich gebührt, verheirateſt und mittlerweile ſie ſo wie dich ſelbſt alle Tage in Ehren hältſt." Wie er ſo geſprochen hatte, wandte er ſich gegen die Wand

um und gab seinen Geist auf; und über seinen Tod erhob sich im ganzen Lande ein gewaltiges Wehklagen, und sie begruben ihn auf das ehrenvollste. Nach diesem fing nun der Sohn an auf das klügste zu regieren und seine Schwester in allen Ehren zu halten, da er sie gar wunderſam liebte, so daß sie jeden Tag, wenn auch seine Edlen bei ihm waren, an einem Tische auf einem Sessel ihm gegenübersaß, beide miteinander aßen und in einer Kammer in getrennten Betten beieinander schliefen. Nun begab es sich aber eines Nachts, daß ihn eine große Versuchung überkam, so daß es ihm schien, als müsse er seinen Geist aufgeben, wenn er nicht an seiner Schwester seine Lust büßen könnte. Er sprang also vom Bette auf und ging zu seiner Schwester hin, welche er schlafend fand, und weckte sie. Als sie nun also geweckt war, sprach sie: „O Herr, wozu bist du denn zu dieser Stunde gekommen?“ Er aber antwortete: „Wenn ich nicht bei dir schlafen darf, werde ich um mein Leben kommen.“ Sie aber versetzte: „Fern sei es von mir, eine solche Sünde zu begehen! Rufe dir es ins Gedächtnis zurück, wie unser seliger Vater dich vor seinem Tode mit seinem Segen unter der Bedingung beehrt hat, daß du mich in allen Ehren hältst; so du aber eine solche Sünde begehen wolltest, würdest du weder dem Zorne Gottes noch dem Ärger der Menschen entgehen können.“ Jener aber sprach: „Wie es auch kommen mag, ich will meinen Willen haben“, und also schlief er bei ihr; nachher aber kehrte er auf sein Lager zurück. Die Prinzessin aber weinte bitterlich und wollte sich nicht zufrieden geben; der König aber tröstete sie, so gut er konnte, und liebte sie merkwürdigerweise immer

mehr. Als aber ein halbes Jahr vergangen war, saß sie einst auf ihrem Sessel am Tische, und ihr Bruder betrachtete sie aufmerksam und sprach: „Meine Liebe, was ist dir? Dein Gesicht ist in seiner Farbe verändert, und deine Augen haben ihre Schwärze verloren.“ Jene aber sprach: „Das ist kein Wunder, denn ich bin schwanger und folglich zerknirscht.“ Als jener das hörte, wurde er unglaublich traurig, weinte bitterlich und sprach: „Verflucht sei der Tag, wo ich geboren ward, denn ich weiß durchaus nicht, was ich tun soll.“ Jene aber erwiderte: „Herr, folge meinem Rat, und es wird dich nicht gereuen; wir sind nicht die ersten, welche Gott schwer beleidigt haben. Hier wohnt in der Nähe ein alter Krieger, ein Rat unsres seligen Vaters, nach dessen Meinung unser Vater oft gehandelt hat. Der mag hierher berufen werden, und unter dem Siegel der Beichte wollen wir ihm alles sagen; er aber wird uns einen nützlichen Rat geben, wie wir Gott Genugtuung leisten und der weltlichen Schande entgehen können.“ Darauf entgegnete der König: „Das gefällt mir ganz wohl; indessen wollen wir versuchen, uns erst mit Gott zu versöhnen.“ Sie beichteten also beide reinen Herzens und mit großer Zerknirschung; als sie aber gebeichtet hatten, sandten sie nach dem Krieger und berichteten ihm im geheimen alles mit vielen Tränen. Darauf sprach jener: „Herr, da Ihr Euch mit Gott versöhnt habt, so höret meinen Rat. Damit Ihr das Ärgernis der Welt vermeiden möget, müßt Ihr für Eure und Eures Vaters Sünden das Gelobte Land besuchen und an dem und dem Tage alle Fürsten Eures Reiches vor Euch zusammenrufen und dann folgende Worte ordentlich zu ihnen sprechen: ‚Ihr

Lieben, ich will das Heilige Land besuchen und habe keinen Erben als meine Schwester: dieser müßt ihr nun wie mir selbst Gehorsam leisten und mir dieses in Gegenwart aller versprechen; dir aber, mein Lieber, befehle ich bei Leibesstrafe, daß du die Bewachung meiner Schwester übernimmst.' Ich aber gebe Euch die Hand darauf, daß ich sie so geheim und sicher bewachen will, daß niemand zu irgendeiner Zeit weder vor- noch nachher etwas von Eurem Fall erfahren soll, ausgenommen meine Frau, welche ich ihr mit meinen eignen Händen zur Bedienung geben will." Darauf erwiderte der König: „Das ist ein guter Rat, ich werde alles erfüllen, was Ihr mir sagt." Alsbald ließ er alle seine Reichsfürsten zusammenrufen und erfüllte alles von Anfang bis zu Ende, wie es oben geschrieben steht, nach dem Rate des Kriegers. Wie er aber alles zustande gebracht hatte, sagte er allen Lebewohl und machte sich nach dem Gelobten Lande auf den Weg; der Krieger aber führte seine Herrin, die Schwester des Königs, nach seiner Burg. Wie aber die Frau des Ritters dieses sah, eilte sie ihrem Herrn entgegen und sprach: „Mein geehrter Herr, wer ist denn diese Dame?" Er aber antwortete; „Es ist unsre Gebieterin, die Schwester des Königs. Schwöre mir bei dem allmächtigen Gott und bei Verlust deines Lebens, daß du alles, was ich dir sagen werde, geheimhalten willst!" Jene aber entgegnete: „Herr, ich bin bereit." Wie sie aber geschworen hatte, sprach der Ritter: „Unsre Gebieterin ist durch unsern Herrn, den König, geschwängert worden, weshalb ich dir hiermit befehle, daß ihr kein menschliches Wesen einen Dienst tue, deine Person ausgenommen; so wird der Anfang, die Mitte und das Ende geheim

bleiben können." Jene aber verſetzte: „Herr, ich will alles getreulich erfüllen." Die Dame ward nun in ein beſonderes Gemach geführt und in allem auf das glänzendſte bedient. Wie aber ihre Zeit gekommen war, gebar ſie einen ſchönen Knaben, und als der Ritter das gehört hatte, ſprach er zu ihr: „O teuerſte Gebieterin, es wird gut ſein, einen Prieſter zu rufen, daß dieſer den Knaben taufe." Dieſe aber ſprach: „Ich gelobe meinem Gotte, daß derjenige, ſo von einer Schweſter mit ihrem eignen Bruder gezeugt iſt, durch mich nicht die Taufe erhalten ſoll." Darauf ſprach der Ritter: „Ihr wißt, daß eine ſchwere Sünde zwiſchen Euch und Eurem Bruder begangen worden iſt, wollet jedoch darum nicht die Seele des Knaben töten." Darauf erwiderte die Dame: „Ich habe ein Gelübde getan, und das will ich ſtreng halten; dir aber befehle ich, daß du mir ein leeres Faß bringſt." Darauf verſetzte jener: „Dazu bin ich bereit", und ließ ein Faß mit ſich in das Gemach bringen. Sie aber legte den Knaben anſtändig in eine Wiege und ſchrieb auf ein kleines Täfelchen folgende Worte: „Ihr Lieben, ihr müßt wiſſen, daß dieſer Knabe nicht getauft ward, da er von einem Bruder mit ſeiner Schweſter erzeugt iſt, laſſet ihn alſo zu Ehre Gottes taufen. Ihr werdet unter ſeinem Haupte einen ſchweren Schatz von Gold finden, mit dem mögt ihr ihn aufziehen; zu ſeinen Füßen liegt aber ein Pfund Silber, mit dem mag er ein Gewerbe betreiben." Und als dieſes alles geſchrieben war, legte ſie das Täfelchen in die Wiege unter die Seite des Knaben, das Gold unter den Kopf, das Silber zu den Füßen. Hierauf bedeckte ſie die Wiege mit ſeidnen und goldbrokatnen Zeugen

und befahl hierauf dem Ritter, die Wiege in das Faß zu tun und ins Meer zu werfen, auf daß ſie dahin ſchwämme, wohin es Gott haben wolle; der Ritter aber vollzog alles, und als das Faß ins Meer geworfen war, blieb er ſo lange am Ufer ſtehen, bis er das Faß wegſchwimmen ſah. Nach dieſem kehrte er zu ſeiner Gebieterin zurück; als er aber in die Nähe ſeiner Burg gekommen war, da kam ihm ein königlicher Bote aus dem Heiligen Lande in den Weg, und er ſprach zu ihm: „Mein Lieber, wo kommſt du denn her?“ Der aber antwortete: „Ich komme vom Gelobten Lande.“ Jener aber entgegnete: „Was bringt Ihr denn Neues mit?“ Jener erwiderte: „Mein Herr, der König, iſt geſtorben und ſein Leichnam nach einem ſeiner Schlöſſer geführt worden.“ Als das der Ritter hörte, weinte er bitterlich, und als ſeine Frau dazukam und von dem Tode des Königs hörte, wurde ſie viel trauriger, als man nur glauben kann. Der Krieger aber richtete ſich auf und ſprach zu ſeiner Frau: „Weinet nicht, daß es unſre Gebieterin nicht merke; wir wollen ihr nicht eher etwas davon ſagen, als bis ſie aus den Wochen iſt.“ Mit dieſen Worten begab ſich der Ritter zu ſeiner Gebieterin hinein, und ſeine Frau folgte ihm; wie aber die Dame ſie gewahr wurde und ſie ganz niedergeſchlagen fand, ſprach ſie: „Ihr Lieben, weshalb ſeid ihr denn traurig?“ Jene aber erwiderten: „Hohe Frau, wir ſind nicht traurig, ſondern vielmehr voller Freude, weil Ihr von der ſchweren Gefahr befreit ſeid, in welcher Ihr Euch befandet.“ Jene aber antwortete: „Dem iſt nicht alſo, ſondern zeigt mir an, was es gibt, und wollet nichts vor mir geheimhalten, es ſei böſe oder gut.“ Darauf ſagte der Ritter: „Es

iſt ein Bote aus dem Heiligen Lande vom Könige, unſrem Herrn und Eurem Bruder, gekommen, der Neuigkeiten mitgebracht hat.“ Alsbald ſprach ſie: „Laſſet den Boten rufen.“ Wie der gekommen war, ſprach die Dame zu ihm: „Wie ſtehts mit meinem Herrn?“ Der aber erwiderte: „Euer Herr iſt geſtorben und ſein Leichnam aus dem Heiligen Lande nach ſeinem Schloſſe gebracht worden, auf daß er neben ſeinem Vater begraben werde.“ Wie das die Dame gehört hatte, fiel ſie zur Erde nieder, und der Ritter, wie er den Schmerz ſeiner Gebieterin ſah, warf ſich ebenfalls zu Boden, und mit ihnen die Frau des Ritters und der Bote, und ſie alle lagen eine lange Weile da, und vor dem unendlichen Schmerz war in ihnen weder Sprache noch Empfindung mehr. Nach geraumer Zeit richtete ſich aber die Prinzeſſin auf, zerraufte ſich die Haare ihres Hauptes, zerkratzte ſich das Geſicht bis aufs Blut und ſchrie mit lauter Stimme: „Weh mir, verflucht ſei der Tag, an welchem ich empfangen ward! Verwünſcht ſei die Nacht, in welcher ich geboren wurde! Wie viele Unbilden erleide ich, und was iſt an mir ſchon erfüllt worden! Dahin iſt meine Hoffnung, dahin iſt meine Kraft, mein einziger Bruder, mein zweites Ich. Was ich jetzt weiter tun ſoll, weiß ich durchaus nicht.“ Da ſprang der Ritter auf und ſprach: „O teuerſte Gebieterin, hört mich! Wenn du dich aus Schmerz ſelbſt umbringen willſt, wird das ganze Reich untergehn. Du allein biſt noch übrig, und nach dem Erbrechte kommt dir die Regierung zu. So du dich alſo töten wirſt, wird Reich und Land an Fremdlinge kommen. Laßt uns alſo aufſtehn und an den Ort gehn, wo der Leichnam liegt, und ihn

mit allen Ehren beerdigen; dann wollen wir sehn, wie wir das Land regieren müssen." Sie aber faßte wieder Mut durch die Worte des Ritters und machte sich mit einer anständigen Begleitung nach dem Schlosse ihres Bruders auf. Als sie aber daselbst angelangt war, fand sie den königlichen Leichnam auf der Bahre; sie warf sich auf denselben hin und küßte ihn von der Sohle seiner Füße bis zu dem Scheitel seines Hauptes. Ihre Ritter aber, wie sie in ihr den allzu großen Kummer über den Tod ihres Bruders gewahr wurden, rissen ihre Gebieterin von dem Leichnam hinweg, führten sie in ihr Kämmerlein und übergaben den Körper mit gebührenden Ehren dem Grabe. Nach diesem sendete ein Herzog von Burgund seine feierlichen Abgesandten an sie, sie solle ihm ihre Hand als Ehefrau reichen. Sie aber antwortete sogleich: „Solange ich lebe, will ich keinen Mann nehmen." Wie das die Gesandten hörten, meldeten sie ihren Willen ihrem Herrn; der Herzog aber, als er solches vernahm, wurde zornig auf sie und sprach: „Wenn ich sie bekommen hätte, wäre ich jetzt Besitzer ihres Landes, aber daß sie mich so gering geschätzt hat, das soll ihrem Lande nicht zugute kommen." Hierauf versammelte er sein Heer, drang in ihr Land ein, sengte und brannte, mordete und vollbrachte unzähliges Böses und trug in allen Schlachten den Sieg davon. Die Prinzessin aber flüchtete in eine Stadt, welche starke Mauern hatte und in welcher ein sehr festes Schloß war, und da blieb sie viele Jahre.

Um aber wieder auf den ins Meer geworfenen Knaben zu kommen, so schwamm denn das Faß mit dem Kinde durch viele Länder, bis es endlich am

ſechſten Feiertage in die Nähe eines Mönchkloſters kam. An demſelben Tage ging aber der Abt desſelben an das Meeresufer und ſprach zu den Fiſchern: „Lieben Leute, macht euch bereit zum Fiſchen.“ Dieſe aber rüſteten ihre Netze zu, und während ſie noch ſo ihre Vorbereitungen machten, kam das Faß mit den Wellen ans Land. Da ſprach der Abt zu ſeinen Knechten: „Seht, hier iſt ein Faß, öffnet es und ſeht zu, was darin iſt.“ Dieſe aber öffneten das Faß, und ſiehe, ein kleiner Knabe, in koſtbare Stoffe gehüllt, ſchaute den Abt an und lächelte. Der Abt aber ſprach mit betrübtem Geſicht: „O mein Gott, was iſt das, daß wir hier einen Knaben in ſeiner Wiege finden?“ Er hob ihn hierauf mit ſeinen eignen Händen heraus, fand unter ſeiner Seite das Schriftäfelchen, welches ſeine Mutter dahin gelegt hatte, und las darin, daß er von einem Bruder und ſeiner Schweſter gezeugt und noch nicht getauft worden ſei, daß man ihn aber um Gottes willen bitte, ihm das Sakrament der Taufe zu geben, dann auch, daß er ihn mit dem Golde, welches er unter ſeinem Haupte finden werde, erziehen, und daß jener mit dem Silber zu ſeinen Füßen irgendein Gewerbe treiben ſolle. Wie der Abt ſolches geleſen und die mit koſtbaren Stoffen geſchmückte Wiege geſehn hatte, erkannte er, daß der Knabe aus edlem Blute ſei; er ließ ihn alſo ſogleich taufen und legte ihm ſeinen eignen Namen bei, nämlich Gregorius, und gab den Knaben hierauf einem Fiſcher zum Aufziehen, nachdem er demſelben das Pfund Gold, welches er gefunden hatte, eingehändigt hatte. Der Knabe aber wuchs heran und ward von jedermann geliebt, bis er ſieben Jahre ſeines Alters erfüllt hatte, worauf

ihm der Abt sogleich einen Lehrer bestellte. Er aber machte solche Fortschritte in seinen Studien, daß ihn bald alle Mönche des Klosters wie einen ihrer Brüder liebgewannen; der Knabe aber übertraf innerhalb weniger Jahre alle an Wissenschaft. Da begab es sich, daß er eines Tags mit den Söhnen des Fischers Ball spielte und den einen derselben, dessen Vater er für den seinigen hielt, mit dem Balle verwundete. Der aber weinte bitterlich, als er getroffen war, ging nach Hause und klagte es seiner Mutter, also sprechend: „Mein Bruder Gregor hat mich verwundet." Wie das aber seine Mutter gehört hatte, ging sie hinaus und ließ ihn hart an, also redend: „O Gregorius, wie kannst du es wagen, meinen Sohn zu werfen, da wir doch nicht wissen, weder wer noch woher du bist." Jener aber antwortete: „O meine liebe Mutter, bin ich denn nicht dein Sohn, daß du mir solches vorwirfst?" Sie aber versetzte: „Mein Sohn bist du nicht, und woher du bist, ist mir unbekannt; eins aber weiß ich, daß man dich eines Tags in einem Fasse gefunden und der Abt dich mir zum Aufziehen übergeben hat." Jener aber, als er das gehört hatte, weinte bitterlich, machte sich zu dem Abt auf und sprach: „O mein Herr, ich bin lange bei Euch gewesen und habe gemeint, ein Fischerknabe zu sein, während ich es doch nicht bin und nicht einmal meine Eltern kenne; so es Euch gefällt, lasset mich unter die Soldaten gehen, denn hier will ich nicht länger mehr bleiben." Der Abt aber erwiderte: „Mein Sohn, denke nicht daran; alle Mönche, so in diesem Hause sind, haben dich so lieb, daß sie dich nach meinem Tode zu ihrem Abte machen werden." Jener aber entgegnete: „Herr,

ganz gewiß will ich nicht eher Ruhe haben, als bis ich zu meinen Eltern gekommen bin.“ Wie das der Abt gehört hatte, ging er zu seiner Truhe und zeigte ihm das Briefkäfelchen, welches er in seiner Wiege gefunden hatte, und sprach also zu ihm: „Nun, mein Sohn, lies darin, und du wirst ganz deutlich erfahren, wer du bist.“ Als der aber las, daß er der Sohn eines Bruders und seiner Schwester sei, fiel er zur Erde nieder und sprach: „O weh mir, was habe ich für Eltern. Ich will zum Gelobten Lande reisen und da für die Sünden meiner Eltern streiten und mein Leben daselbst beschließen. Ich bitte dich also inständigst, o Herr, daß Ihr mich unter die Soldaten bringt.“ Dieses tat der Abt auch, und als er Freiheit hatte, sich wegzubegeben, da erhob sich eine große Trauer im Kloster, Jammern unter dem Volke und in der ganzen Nachbarschaft ein Wehklagen. Er begab sich aber ans Meer und machte mit den Schiffern aus, daß sie ihn ins Gelobte Land brächten. Wie sie aber dahinfuhren, war ihnen der Wind entgegen, und plötzlich wurden sie nach der Stadt getrieben, in deren Schlosse seine Mutter war. Die Schiffer aber wußten durchaus nicht, was das für eine Stadt oder was es für ein Land war. Wie aber der Ritter in der Stadt angekommen war, da kam ihm ein Bürger entgegen und sprach zu ihm: „Herr, wo wollt Ihr hin?“ Und er antwortete: „Ich suche eine Herberge.“ Der Bürger aber führte ihn mit seiner ganzen Dienerschaft in sein Haus und bewirtete sie köstlich. Wie sie aber noch bei Tafel saßen, sprach der Herr Gregorius zu seinem Wirt: „Herr, was ist denn das für ein Städtchen, wer ist denn der Besitzer desselben?“ Jener aber sprach:

„Werteſter, wir hatten einſt einen mächtigen König, der im Heiligen Lande ſtarb und keinen andern Erben hinterließ als ſeine Schweſter; nun begehrte dieſe aber ein gewiſſer Herzog zum Weibe, und ſie hatte ſich vorgenommen, nie zu heiraten; darum hat nun jener aus Rache dieſes ganze Reich, mit Ausnahme dieſer einzigen Stadt, mit ſtarker Hand in Beſitz genommen.“ Der Ritter aber ſprach: „Darf ich dir ein Geheimnis meines Herzens ſicher kundtun?“ Jener aber entgegnete: „Ja, Herr, das kannſt du.“ Dieſer aber ſagte: „Bei meinem Schwerte, ich bin ein Ritter, ſei ſo gut und gehe morgenden Tages zum Palaſt und rede mit dem Seneſchall wegen mir, und ſage ihm, daß, ſo er mir Löhnung gibt, ich dieſes Jahr für das Recht ſeiner Gebieterin kämpfen will.“ Darauf verſetzte der Bürger: „Herr, ich zweifle nicht, daß er ſich von ganzer Seele über deine Ankunft freuen wird; morgen früh will ich nach dem Palaſte gehen und dieſe Sache zuſtande bringen.“ Er ſtand alſo früh auf, machte ſich zum Seneſchall auf den Weg und meldete ihm die Ankunft jenes Ritters; der aber freute ſich nicht wenig und ſchickte einen Boten nach dem Ritter Gregorius. Als er ihn aber erblickt hatte, ſtellte er ihm ſeine Gebieterin vor und empfahl ihn derſelben aufs dringendſte. Wie ihn dieſe aber ſah, betrachtete ſie ihn genau, wußte aber natürlich nicht, daß er ihr Sohn war; denn ſie dachte, daß der ſchon vor vielen Jahren von dem Meere verſchlungen ſei. Der Seneſchall aber mietete ihn in Gegenwart ſeiner Gebieterin, auf daß er ihm ein volles Jahr ſeine Dienſte weihte, und am folgenden Tage rüſtete er ſich zum Streite. Nun befand ſich damals gerade jener Herzog mit

einem großen Heere auf einer Ebene; der Herr Gregorius griff dieſes an, bahnte ſich durch alle einen Weg, bis er den Herzog fand, welchen er an demſelben Orte niederſtieß, ihm das Haupt abſchlug und den Sieg gewann. Derſelbige Ritter aber machte von Tag zu Tag immer größere Fortſchritte, der Ruf ſeiner Siege ging vor ihm her, und ehe noch ein Jahr voll war, hatte er ſchon das ganze Reich aus den Händen der Feinde wiedererobert. Hierauf begab er ſich zum Seneſchall und ſprach: „Mein Lieber, es iſt Euch bekannt, in welchem Zuſtande ich Euch antraf und in welche Lage ich Euch gebracht habe; ich bitte Euch alſo, gebt mir meinen Sold, denn ich gedenke in ein ander Land zu ziehen.“ Der Seneſchall aber ſprach: „Herr, du haſt weit mehr verdient, als wir dir unſrer Übereinkunft nach zu zahlen ſchuldig ſind; darum will ich zu meiner Gebieterin gehn, um mit ihr wegen deiner Anſtellung und Belohnung abzuſchließen.“ Wie er aber zur Prinzeſſin kam, ſprach er: „O teuerſte Frau, ich will Euch einige wichtige Worte ſagen: Seitdem wir ein Oberhaupt entbehren mußten, haben wir jegliches Unglück erfahren: es dürfte gut für dich ſein, einen Mann zu nehmen, vermittelſt deſſen wir über die Zukunft ſicher ſein können. Euer Reich hat Überfluß an Reichtümern, darum rate ich Euch, nicht einen Mann ſeiner Schätze wegen zu nehmen. Darum weiß ich nicht, wo Ihr einen Mann hernehmen wollt, der für Eure Ehre und das Heil des ganzen Volkes beſſer geeignet wäre, als Herr Gregorius.“ Jene aber pflegte ſtets zu antworten: „Ich habe Gott gelobt, mich nicht mit einem Manne zu verbinden.“ Allein auf die Rede ihres Seneſchalls

machte sie sich einen Tag Bedenkzeit zu einer Antwort aus, und wie der Tag da war, sprach sie zu allen, die es hörten: „Weil der Herr Gregorius uns und unser Reich tapfer aus den Händen der Feinde befreit hat, will ich ihn zum Manne nehmen.“ Jene aber, als sie solches hörten, freuten sich sehr. Sie bestimmte also einen Tag zur Vermählung, und als nun beide, der Sohn mit seiner Mutter, mit großem Jubel und Beifall des ganzen Landes verehelicht worden waren und keins von ihnen wußte, wer der andre war, so entstand zwischen ihnen eine gar innige Liebe. Nun begab es sich eines Tags, daß Herr Gregorius auf die Jagd gegangen war und eine Magd zu ihrer Gebieterin also sprach: „O teuerste Frau, habt Ihr denn unsern Herrn, den König, in irgend etwas beleidigt?“ Jene aber entgegnete: „In nichts. Ja, ich meine, daß in der ganzen Welt nicht zwei Eheleute gefunden werden mögen, die sich gegenseitig so lieb haben, wie mein Herr und ich. Sage mir also, meine Liebe, was dich zu diesen Reden veranlaßt hat.“ Jene aber sprach: „Alle Tage, wenn die Tafel gedeckt wird, geht unser Herr König ganz froh in sein geheimes Zimmer, wenn er aber herauskommt, stößt er Wehklagen und Tränen aus; nachher aber wäscht er sich das Gesicht, und ich weiß durchaus nicht, weshalb er das macht.“ Wie das die Fürstin gehört hatte, ging sie in das geheime Gemach, sah in jedes Fach, bis sie endlich zu dem Schrein kam, worin das Täfelchen lag, worin er alle Tage zu lesen pflegte, wie er ein Sohn zweier Geschwister wäre, und dann bitterlich weinte. Das war aber dasselbe Täfelchen, welches in seiner Wiege gefunden worden war. Als aber die Fürstin

dieſes Täfelchen fand, erkannte ſie es ſogleich wieder, öffnete es und las ihre eigne Handſchrift. Da dachte ſie bei ſich: ‚Wie wäre dieſer Mann zu dem Täfelchen gekommen, wenn er nicht mein Sohn wäre?‘ Hierauf begann ſie mit lauter Stimme zu ſchreien und zu ſagen: „Wehe mir, daß ich geboren und auf die Welt gekommen bin; wäre doch meine Mutter am Tage meiner Empfängnis geſtorben!“ Da ſie nun dieſes Geſchrei erhob, hörten es die Ritter, ſo bei Hofe waren, und eilten mit andern zu ihrer Gebieterin und fanden ſie am Boden liegend, ſtanden auch lange Zeit um ſie herum, bis ſie einige Worte von ihr erhalten konnten. Darauf aber öffnete ſie den Mund und ſprach: „So ihr mein Leben lieb habt, ſuchet meinen Herrn!“ Die Ritter aber, als ſie das vernahmen, ſprangen auf ihre Roſſe, jagten zum König und ſprachen zu ihm: „Herr, die Königin liegt in tödlicher Not danieder.“ Er aber, als er das hörte, gab das Jagdſpiel auf und eilte zu ſeinem Schloſſe und in das Gemach, wo ſeine Gemahlin lag. Wie ihn aber die Fürſtin erblickte, ſprach ſie: „O Herr, laßt alle hinausgehn, damit niemand als Ihr höre, was ich Euch ſagen will.“ Wie aber alle hinaus waren, ſprach die Königin: „Herr, ſagt mir, von welcher Herkunft Ihr ſeid?“ Er aber verſetzte: „Das iſt eine ſonderbare Frage; du weißt ohne Zweifel, daß ich aus fernen Landen ſtamme.“ Jene aber entgegnete: „Ich ſchwöre dir bei Gott, daß, ſo du mir nicht die Wahrheit ſagſt, du mich gleich des Todes ſterben ſehen wirſt!“ Der aber antwortete: „Nun wohl, ich ſage dir, daß ich arm war und außer den Waffen, mit welchen ich Euch und Euer ganzes Land von der Sklaverei frei gemacht

habe, nichts besaß." Jene aber sprach: „Sage mir also nur, aus welchem Lande du entsprungen bist, und wer deine Eltern waren; denn so du mir die Wahrheit nicht sagen wirst, will ich nie wieder Speise zu mir nehmen." Und jener erwiderte: „Ich will Euch ein Geständnis der Wahrheit gemäß ablegen. Ein gewisser Abt hat mich von meiner Kindheit an erzogen und mir öfters gesagt, daß er mich in einer Wiege in einem Fasse liegend gefunden habe, und von der Zeit an bis jetzt hat er mich dann bei sich behalten, bis ich in dieses Land gekommen bin." Wie das die Fürstin gehört hatte, zeigte sie ihm das Briefstäfelchen und sprach: „Kennst du diese Schreibtafel?" Wie er diese erblickt hatte, fiel er zur Erde nieder, jene aber sprach: „O mein süßer Sohn, du bist mein einziges Kind, du bist mein Mann und mein Herr. Du bist mein und meines Bruders Sohn, o mein süßes Kind, ich habe dich nach deiner Geburt mit jenem Täfelchen in das Faß gelegt. Weh mir, o mein Gott, warum hast du mich lassen geboren werden, da so vieles Böse durch mich verübt worden ist? Ich habe meinen eignen Bruder erkannt und dich geboren; wäre ich doch verzehrt worden, daß mich kein Auge sähe, und wäre ich doch gleich vom Leibe meiner Mutter zu Grabe getragen worden!" Damit rannte sie mit dem Kopfe gegen die Mauer und sprach: „O mein Herrgott, siehe, mein und meines Bruders Sohn ist mein Gatte!" Darauf sprach der Herr Gregorius: „Ich glaubte schon der Gefahr entronnen zu sein, und bin so in des Teufels Netz gefallen; laß mich, meine Frau, daß ich mein Elend beklage. Weh mir, wehe! Hier ist meine Mutter, meine Freundin, meine Gattin: also hat

mich der Teufel umgarnt." Wie die Mutter den Sohn also in Trauer sah, sprach sie: „O teuerster Sohn, ich will um meiner Sünden willen mein ganzes Leben hindurch in die weite Welt gehn, du aber magst das Land verwalten." Der aber entgegnete: „So soll es nicht sein, vielmehr sollst du, Mutter, im Lande verbleiben, ich aber will so lange herumwandern, bis uns von Gott unsere Sünden vergeben sind." Er stand also mitten in der Nacht auf, zerbrach seine Lanze, zog Reisekleider an, nahm Abschied von seiner Mutter und machte sich mit bloßen Füßen auf den Weg. Nun kam er in einer dunklen Nacht in eine Stadt an das Haus eines Fischers und bat ihn um Gottes willen um eine Herberge. Der Fischer aber schaute ihn sorgfältig an, und als er die Feinheit seiner Gliedmaßen und seine ganze Haltung betrachtet hatte, sprach er: „Mein Lieber, du bist kein wirklicher Reisender, wie aus deinem Körperbau deutlich hervorgeht." Jener aber sprach: „Wenn ich auch kein armer Reisender bin, so bitte ich dich doch diese Nacht um Gottes willen um Aufnahme." Wie das die Fischersfrau sah, bat sie mitleidig, er möchte ihn doch hereinlassen. Sobald er aber in das Haus getreten war, ließ ihm der Fischer hinter der Tür ein Lager zurichten, gab ihm Fische, Brot und Wasser und sprach zu ihm: „Fremder, so du einen sichern Platz finden willst, so solltest du in die Einsamkeit gehen." Jener aber entgegnete: „Herr, ich würde das sehr gern tun, allein ich kenne keinen solchen Ort." Der aber versetzte: „Gehe morgen mit mir, ich will dich an einen einsamen Ort bringen." Jener aber antwortete: „Das lohne dir Gott." Frühmorgens aber weckte der Fischer den

Fremden; der aber war so eilig, daß er seine Brieftafel hinter der Tür liegen ließ. Der Fischer aber ging mit dem Fremden auf die See und fuhr darin wohl sechzehn Meilen weit, bis er an einen Felsen kam; hier ließ er sich Fesseln an seine Füße legen, welche ohne einen Schlüssel nicht geöffnet werden konnten, sobald er aber dieselben verschlossen hatte, schleuderte er den Schlüssel ins Meer. Hierauf kehrte der Fischer nach Hause zurück, der Fremde aber blieb siebzehn Jahre lang in der Buße. Nun begab es sich aber, daß der Papst starb, und als er gestorben war, kam eine Stimme vom Himmel herab und sprach: „Suchet den Mann Gottes Gregorius und setzet ihn zu meinem Stellvertreter ein!" Wie das die Wähler hörten, freuten sie sich sehr und sendeten Boten durch alle Teile der Welt, welche ihn aufsuchen sollten. Endlich kehrten diese in dem Hause jenes Fischers ein; wie sie aber bei Tische saßen, sprachen sie zu dem Fischer: „O mein Lieber, wir plagen uns recht, indem wir durch alle Länder und Schlösser ziehen und einen heiligen Mann namens Gregorius suchen, den wir zum Papst machen sollen, und finden ihn nicht." Als der sich aber an jenen Fremden erinnerte, sprach er: „Es sind jetzt siebzehn Jahre, daß ein Fremder mit Namen Gregorius in diesem Hause einkehrte, den ich an einen Felsen führte und dort verließ. Ich weiß aber, daß er bereits seit langer Zeit gestorben ist." Nun begab es sich, daß er an demselbigen Tage Fische fing, und wie er den einen Fisch herauszog, fand er den Schlüssel, welchen er vor siebzehn Jahren ins Meer geworfen hatte, in demselben. Sogleich rief er mit lauter Stimme aus: „O ihr Lieben, seht hier den Schlüssel, welchen

ich ins Meer geworfen habe: ich hoffe, ihr sollt euch nicht vergebliche Mühe gemacht haben.“ Wie das die Boten hörten und sahen, freuten sie sich sehr. In der Frühe aber standen sie auf und baten den Fischer, er möchte sie zu dem Felsen führen, und also geschah es. Wie sie aber dort anlangten und jenen erblickten, so sprachen sie: „O Gregorius, du Mann Gottes, komm zu uns und steige im Namen des allmächtigen Gottes zu uns herab; denn es ist der Wille Gottes, daß du zu seinem Stellvertreter auf Erden gesetzt werdest.“ Jener aber entgegnete: „So das Gott gefällt, so geschehe sein Wille.“ Damit führten sie ihn vom Felsen herab. Ehe er aber in die Stadt hinein kam, da läuteten alle Glocken derselben von sich selbst, und die Bürger, wie sie das hörten, sprachen: „Gesegnet sei der Höchste, denn jetzt kommt der, welcher Christi Stellvertreter sein soll.“ Hierauf gingen ihm alle entgegen, empfingen ihn mit großen Ehrenbezeigungen und setzten ihn zu Christi Stellvertreter ein. Wie aber der heilige Gregorius zum Verweser Christi bestellt worden war, benahm er sich in allem gar löblich, und der Ruf von ihm flog durch den ganzen Erdkreis, daß ein so heiliger Stellvertreter Christi eingesetzt worden sei. Nun kamen viele aus allen Teilen der Welt herbei, auf daß sie seinen Rat und Hilfe erhielten. Wie aber seine Mutter hörte, daß ein so seliger Mann zum Stellvertreter Christi erhoben worden sei, da dachte sie bei sich: ‚Wo kann ich denn besser hingehen, als zu diesem heiligen Manne, und ihm mein Leben anvertrauen?‘ Indessen wußte sie durchaus nicht, daß es ihr Sohn und Mann sei. Sie machte sich also auf den Weg gen Rom und beichtete dem Stellvertreter

Christi; vor der Beichte erkannte aber keins das andre. Allein wie der Papst die Beichte seiner Mutter gehört hatte, da erkannte er sie wohl und sprach: „O meine süße Mutter, Frau und Freundin, der Teufel gedachte uns zur Hölle zu führen, allein durch die Gnade Gottes sind wir ihm entgangen.“ Wie jene das hörte, fiel sie vor seinen Füßen nieder und weinte bitterlich vor Freude; der Papst aber hob sie vom Boden auf und baute in ihrem Namen ein Kloster, wo er sie zur Äbtissin machte, und innerhalb weniger Zeit gaben beide an Gott ihre Seelen zurück.

Das Eberherz

Einst war ein König Trajanus, der ein großer Gartenliebhaber war. Als er nun einmal einen Garten angelegt und Bäume jeder Art in denselben gesetzt hatte, bestellte er einen Wächter über den Garten, der ihn getreulich hüten sollte. Nun gab es aber einen gewaltigen Eber, der in den Garten eindrang und die Bäume umhieb und ausriß. Wie das der Wächter, der Jonathas hieß, bemerkte, hieb er demselben das linke Ohr ab; der Eber aber schrie nach Verlust seines Ohres laut auf und lief davon. Am andern Tage kam aber der Eber wieder hinein und verübte in dem Garten unzählige Untaten, und Jonathas, der dieses sah, hieb ihm auch das rechte Ohr ab, worauf der Eber mit schrecklichem Geschrei hinauslief. Nichtsdestoweniger kam er auch zum dritten Male hinein, und Jonathas hieb ihm, als er ihn erblickte, den Schwanz ab, und der Eber lief also beschimpft schreiend hinweg. Noch kam er zum vierten

Male wieder und richtete vieles Unglück an, aber Jonathas durchbohrte ihn mit seinem Spieße, und so starb er und wurde dem Koch übergeben, damit er für die königliche Tafel zugerichtet würde. Nun aß der König von jedem Tiere das Herz lieber als irgendein andres Stück; der Koch aber, wie er den Eber zugerichtet und das Herz ganz fett gefunden hatte, verzehrte es. Als nun dem Könige von seinem Diener der Eber aufgetragen wurde, suchte er das Herz, die Diener aber gingen wieder zu dem Koche und verlangten das Herz des Ebers. Jener aber sprach: „Saget meinem Herrn, daß der Eber kein Herz hatte, und so er es nicht glaubt, mache ich mich verbindlich, es ihm aus vielen Gründen zu beweisen.“ Die Diener aber, als sie solches gehört hatten, hinterbrachten dem Könige jedes Wort, und der König sprach: „Was muß ich hören? Es gibt kein Tier ohne Herz; weil er sich aber erbietet, die Sache zu beweisen, so wollen wir ihn hören.“ Der Koch wurde also zum König berufen, auf daß er ihm beweisen möchte, wie der Eber kein Herz haben könnte. Der aber sprach: „Herr, höret mich! Ein jeder Gedanke kommt aus dem Herzen: daraus folgt aber ganz richtig, daß, wo das Nachdenken fehlt, auch kein Herz sein kann. Jener Eber ist zuerst in den Garten gekommen und hat darin viel Unheil angerichtet. Wie ich das gesehn habe, habe ich ihm das linke Ohr abgehauen. Wenn er nun ein Herz gehabt hätte, würde er nun über sein abgehauenes Ohr nachgedacht haben. Dies hat er aber nicht gemacht, denn er ist zum andern Male wiederum hereingekommen. Also hatte er kein Herz. Ebenso, wenn er ein Herz gehabt hätte, würde er darüber nachgesonnen haben,

daß ich ihm auch sein rechtes Ohr abgehauen habe; allein er hat auch nicht an den Verlust seines rechten Ohres gedacht, denn er ist darum doch wieder hineingedrungen und hat nun auch seinen Schwanz eingebüßt. Wenn er also auch nur einen Teil von einem Herze besessen hätte, würde er an seine Ohren und seinen Schwanz gedacht haben. Allein alles dieses hat er nicht getan, denn er ist nach alledem wieder hineingelaufen, und darum habe ich ihn umgebracht; und aus diesen drei Gründen beweise ich, daß er kein Herz hatte." Wie aber der König das gehört hatte, billigte er seine Gründe, und der Koch kam also ungestraft davon.

Wie unsre Rede eine liebliche Musik vor Gott ist

Einst herrschte der Kaiser Tiberius, der sich wundersam ergötzte, wenn er Musik hörte. Einstens begab es sich aber, daß er, als er zur Jagd ausgezogen war, rechts von sich Zitherspiel hörte und durch die Süßigkeit desselben so erfreut wurde, daß er fast außer sich kam. Er wandte also sein Roß nach dem Orte, wo die Musik herkam, und sprengte dahin. Wie er aber an die Stelle gekommen war, so erblickte er in einiger Entfernung ein muntres Bächlein, und neben dem Gewässer saß ein armer Mann, der eine Zither in der Hand hielt. Aus jener Zither kam aber eine so unvergleichliche Musik heraus, daß der Kaiser vor Vergnügen ganz begeistert wurde. Es sprach also der Kaiser zu jenem: „Mein Lieber, sag mir doch, warum deine Zither so lieblich klingt?" Jener aber erwiderte: „Herr, dreißig Jahre und

darüber bin ich schon an diesem Gewässer, und Gott hat mir eine solche Gnade angetan, daß, sobald ich nur die Saiten meiner Zither berühre, eine so herrliche Melodie herausdringt, daß die Fische aus dem Wasser nach meiner Hand zugeschwommen kommen, durch welche ich mich, meine Frau und meine Familie ernähre. Allein, wehe mir, es ist ein Jammer, daß seit wenigen Tagen von der andern Seite des Wassers her ein Pfeifer kommt, der so süß bläst, daß die Fische mich verlassen und zu ihm gehn. Darum, o Herr, weil Ihr mächtig seid und Kaiser des ganzen Landes, lasset mir Euern Beistand gegen den Pfeifer zuteil werden." Darauf entgegnete der Kaiser: „Mein Lieber, ich kann dir nur in einem Stücke helfen, und das muß dir genug sein. Ich habe hier in meinem Beutel einen goldnen Angelhaken, den will ich dir geben, und du magst ihn an die Spitze deines Stabes befestigen lassen: berühre dann die Saiten deiner Zither, auf deren Schlag sich die Fische in Bewegung setzen werden; diese ziehe alsbald vermittelst des Hakens ans Land, und der Pfeifer wird dir mit Beschämung Platz machen." Der arme Mann erfüllte alles, und ehe noch die Fische zu dem Pfeifer gelangen konnten, zog er sie mit dem Haken an sich heran; der Pfeifer aber, als er das gewahr wurde, entfernte sich voller Verwirrung.

Drei Dinge

Man erzählt von einem gewissen Manne namens Ganterus, der sich immer Vergnügungen und Freude ohne Ende wünschte; der stand eines Morgens in der Frühe auf und spazierte allein auf der Heerstraße,

bis er an ein Land kam, in welchem der König erst neulich gestorben war. Die Fürsten des Reiches, als sie ihn so mannhaft sahen, erwählten ihn zu ihrem Könige, und er freute sich über seine Wahl. Wie aber die Nacht kam, da führten ihn die Seinigen in ein Gemach, in welchem er einen grimmigen Löwen am Kopfende seines Bettes erblickte, am Fußende einen Drachen, an der rechten Seite aber einen Bären und auf der andern Schlangen und Kröten. Da sprach Ganterus: „Was soll denn das heißen? Muß ich denn in diesem Bette bei diesen Bestien schlafen?" Jene aber antworteten: „Freilich, Herr, denn alle Könige vor dir haben in diesem Bette gelegen und sind von diesen Tieren gefressen worden." Darauf entgegnete der König: „Alles gefällt mir hier recht wohl, allein vor diesem Bette samt den Bestien da habe ich einen Abscheu, darum mag ich nicht euer König sein"; und also ging er weg von ihnen. Er kam aber in ein andres Land, wo ihn die Bürger gleichfalls zu ihrem Könige wählten. Wie nun die Nacht kam, trat er in sein Schlafgemach und erblickte ein sehr schönes Bett, aber ganz voll von scharfen Schermessern. Da sprach Ganterus: „Ich soll mich doch nicht etwa in dieses Bett legen?" Da sprachen seine Diener: „Ja, Herr. Denn alle Könige vor dir haben in diesem Bette gelegen und sind darin gestorben." Jener aber erwiderte: „Alles ist gut hier, das Bett ausgenommen, darum mag ich aber euer König nicht sein." Er stand also früh auf und machte allein einen Marsch von drei Tagen. Unterwegs traf er aber einen Greis, der mit einem Stocke in der Hand über einer Quelle saß und zu ihm sprach: „Mein lieber Wanderer, wo kommst du denn her?"

Darauf antwortete er: „Aus weiter Ferne.“ Dann fragte jener weiter: „Was schaffest du?“ Jener antwortete: „Ich suche drei Dinge und kann sie nicht finden.“ Darauf fragte jener wieder: „Was denn für drei Dinge?“ Ganterus antwortete: „Erstlich Überfluß ohne Mangel, zweitens Freude ohne Leid, drittens Licht oder Helle ohne Finsternis.“ Da sprach der Greis: „Nimm diesen Stab und gehe immer auf dieser Straße fort; du wirst bald einen Berg vor dir erblicken, und am Fuße dieses Berges steht eine Leiter, welche sechs Stufen hat: diese steige hinan, wenn du aber auf die sechste Sprosse gekommen sein wirst, wirst du auf dem Gipfel des Berges einen sehr schönen Palast gewahr werden. An die Pforte desselben tue drei Schläge, und der Pförtner wird dir antworten. Dann zeige ihm deinen Stab und sprich: ‚Derjenige, welcher der Eigentümer dieses Stabes ist, befiehlt dir hiermit, daß du mich hineingehen lässest.‘ Wenn du aber darinnen sein wirst, wirst du alles jenes dreies finden, was du suchest.“ Jener aber erfüllte alles, wie es ihm der Alte gesagt hatte; und wie der Türhüter den Stab sah, ließ er ihn hinein, und da fand er alles dreies und mehr noch, und blieb sein ganzes Leben daselbst.

Die Ungetreue

Einst war ein Kaiser Titus, in dessen Reiche ein gewisser edler Ritter lebte, der Gott sehr ergeben war und eine schöne Frau besaß, die ihm aber oft untreu war und nie von ihren Treulosigkeiten ablassen wollte. Wie solches der Ritter gewahr wurde, trauerte er sehr in seinem Herzen und dachte das

Heilige Grab zu besuchen, und sprach also zu seinem Weibe: „Meine Liebe, ich will nach dem Heiligen Lande ziehen und übergebe Euch Eurer eignen Ehre.“ Wie er aber über das Meer gegangen war, da verliebte sich die Dame in einen Kleriker, der wohl in der schwarzen Magie erfahren war, und schlief bei ihm. Nun begab es sich einstmals, daß sie beieinander lagen und die Dame zu ihm sprach: „Wenn du imstande wärest, mir eine einzige Sache durchzusetzen, könntest du mich zur Frau nehmen.“ Und jener versetzte: „Was ist denn das, was du willst? So ich es irgend kann, will ich dir zu Diensten sein.“ Jene aber sprach: „Mein Mann ist nach dem Gelobten Lande gezogen und liebt mich nicht besonders; so du ihn durch eine besondre Kunst töten könntest, würdest du alles, was ich habe, erhalten.“ Darauf erwiderte der Kleriker: „Ich will dir zu Willen sein, jedoch unter der Bedingung, daß du mich zum Manne nimmst.“ Jene aber sprach: „Darauf nimm mein festes Versprechen.“ Der Kleriker aber machte ein Bild mit dem Namen des Ritters und hing es vor seinen Augen an die Wand auf. Während mittlerweile der Ritter durch eine Straße der Stadt Rom ging, begegnete ihm ein gewisser kluger Meister, sah ihn genau an und sprach zu ihm: „Mein Lieber, ich habe dir etwas im geheimen zu sagen.“ Jener aber entgegnete: „Redet, Meister, was Euch beliebt.“ Der aber versetzte: „Noch heute wirst du ein Kind des Todes sein, so du nicht Beistand von mir erhältst. Deine Frau ist eine Buhlerin und hat deinen Tod angestellt.“ Wie der Ritter aber hörte, daß jener so die Wahrheit über seine Frau sprach, da hing er sich an ihn, glaubte ihm und sprach: „O lieber

Meiſter, rette mein Leben, und ich will dir einen würdigen Lohn geben!“ Der aber antwortete: „Ich will dich herzlich gern retten, ſo du tuſt, was ich dir heißen werde.“ Der Ritter aber ſprach: „Ich bin bereit.“ Hierauf ließ der Meiſter ein Bad zurichten, zog dem Ritter ſeine Kleider aus und hieß ihn in das Bad gehen. Nachher aber gab er ihm einen hellpolierten Metallſpiegel in die Hand und ſprach: „Siehe fleißig in den Spiegel, und du wirſt Wunderdinge ſchauen!“ Wie der aber in den Spiegel blickte, während der Meiſter neben ihm in einem Buche las und zu ihm ſprach: „Sage mir, was du ſieheſt!“ ſagte er zu ihm: „Ich ſehe in meinem Hauſe einen Kleriker, der von Wachs ein Bild gemacht, das mir ganz ähnlich iſt, und an die Wand aufgehängt hat.“ Darauf ſprach der Meiſter weiter: „Was ſiehſt du jetzt?“ Jener aber ſprach: „Eben hat er einen Bogen ergriffen, einen ſpitzigen Pfeil auf denſelben gelegt und fängt an, nach dem Bilde zu ſchießen.“ Da ſprach der Meiſter: „So dir dein Leben lieb iſt, ſo wirf, ſobald du einen Pfeil nach dem Bilde zu fliegen ſiehſt, deinen Körper in das Waſſer des Bades, ſo lange, bis ich dir etwas andres heißen werde.“ Wie das der Ritter gehört und geſehn hatte, daß ſich der Pfeil in Bewegung ſetzte, verbarg er ſeinen Körper gänzlich unter dem Waſſer, und als er das gemacht hatte, ſprach der Meiſter zu ihm: „Stecke deinen Kopf heraus und ſchaue in den Spiegel!“ Wie er das gemacht hatte, ſagte er zu ihm: „Was erblickſt du jetzt im Spiegel?“ Jener aber antwortete: „Das Bild iſt nicht getroffen worden, ſondern der Pfeil iſt an der Seite desſelben vorbeigegangen, und der Kleriker iſt bekümmert.“ Darauf ſprach der

Meister: „Siehe jetzt wieder in den Spiegel, was er beginnt!“ Jener aber entgegnete: „Er ist jetzt näher nach dem Bilde zu gerückt und hat einen Pfeil auf den Bogen gelegt, um nach dem Bilde zu schießen.“ Jener aber versetzte: „Gerade so, wie du vorher getan hast, so tue auch jetzt, wenn du dein Leben lieb hast.“ Als aber der Ritter im Spiegel sah, wie der Kleriker den Bogen spannte, steckte er seinen ganzen Körper ins Wasser. Hierauf sprach der Meister: „Siehe jetzt, wie es steht!“ Und als jener das gemacht hatte, sprach er: „Der Kleriker ist sehr traurig, daß er das Bild nicht getroffen hat, und spricht zu meiner Frau: ‚Wenn ich das Bild zum dritten Male nicht treffe, muß ich deshalb mein Leben einbüßen.‘ Eben rückt er noch näher an dasselbe, so daß es mir vorkommt, als könne es nicht fehlen, daß er das Bild treffen müsse.“ Darauf sprach der Meister: „So du dein Leben liebst, sorge dafür, daß, sobald du den Bogen angezogen siehst, du alsbald deinen ganzen Körper unter das Wasser steckst, so lange, bis ich zu dir sprechen werde.“ Der Ritter schaute also unverwandt in den Spiegel, und wie er den Kleriker den Bogen zum Schießen spannen sah, fuhr er mit seinem ganzen Körper unter das Wasser, bis der Meister zu ihm sprach: „Komm schnell heraus und siehe in den Spiegel!“ Wie aber der Ritter hineingeschaut hatte, lachte er, und der Meister sprach: „Lieber, sage mir doch, was du lachst?“ Jener aber antwortete: „Ich sehe ganz deutlich in dem Spiegel, daß der Kleriker das Bild nicht getroffen hat, der Pfeil aber umgekehrt ist, ihn zwischen der Lunge und dem Magen durchbohrt hat, und er eben gestorben ist; meine Frau hat aber unter meinem Bette eine Grube gemacht

und ihn darin begraben." Da ſprach der Meiſter: „Stürze dich jetzt ſchnell heraus, lege deine Kleider an und bitte zu Gott für mich!" Der Ritter aber dankte ihm für die Rettung ſeines Lebens, und als ſeine Reiſe beendigt war, machte er ſich wieder zu ſeinem Lande auf; und wie er nach Hauſe kam, da eilte ihm ſeine Frau entgegen und empfing ihn voller Freude. Der Ritter aber verſtellte ſich mehrere Tage lang; endlich aber ſchickte er nach den Eltern ſeiner Frau und ſprach zu ihnen: „Meine Teuern, ich habe euch aus folgender Urſache zu mir beſchieden: hier iſt eure Tochter, meine Frau, welche Ehebruch an mir verübt hat und, was weit ſchlimmer iſt, darauf umging, mir den Tod zu geben." Jene aber leugnete es mit einem Eide; allein der Ritter begann jetzt und trug den ganzen Hergang und das Verfahren des Klerikers vor und ſprach: „Wenn ihr mir nicht glaubt, ſo kommt her und ſehet den Ort, wo der Kleriker eingeſcharrt iſt." Hierauf führte er ſie in ſein Gemach, und ſie fanden den Leichnam des Klerikers unter ſeinem Bette. Der Richter ward alsbald herbeigerufen und entſchied, ſie ſolle durch Feuer verbrannt werden, und alſo geſchah es, und die Aſche ihres Leibes ward in die Luft geſtreut. Nachmals aber nahm ſich der Ritter eine ſchöne Jungfrau zur Gemahlin, zeugte mit ihr Kinder und beſchloß ſein Leben in Frieden.

Wie man alles mit Eintracht und Vorſicht vollbringen müſſe

Einſt herrſchte ein ſehr weiſer und in allem gerechter Kaiſer Domitianus. Weil der nun niemanden verſchonte, ſondern immer der Gerechtigkeit

ihren Lauf ließ, begab es sich einstmals, daß, als er zu Tische saß, ein Kaufmann zu ihm kam und an das Tor pochte. Der Pförtner aber öffnete dasselbe und fragte, was ihm beliebe. Jener aber sprach: „Ich bin ein Kaufmann und habe für die Gemahlin des Kaisers einige nützliche Sachen zu verkaufen.“ Wie das der Torwächter hörte, ließ er ihn ein. Jener aber begrüßte den Kaiser auf demütige Weise, und dieser sprach zu ihm: „Mein Lieber, was hast du denn für Waren zu verkaufen?“ Und jener erwiderte: „Herr, drei weise Sprüchelchen.“ Der aber sprach: „Und wie teuer willst du mir jeden Spruch geben?“ Und jener entgegnete: „Für tausend Gulden.“ Da sprach der Kaiser: „Wenn mir nun aber deine Weisheit nichts frommt, so verliere ich mein Geld.“ Da versetzte der Kaufmann: „Herr, wenn meine Sprüche bei Euch keine gute Statt finden, will ich Euch Euer Geld wiedergeben.“ Da sprach der Kaiser: „Du sprichst, was billig ist, nenne mir also jetzt die weisen Sprüchelchen, welche du an mich verkaufen willst.“ Und jener entgegnete: „Alles, was du tust, tue vorsichtig und siehe aufs Ende. Der zweite Spruch ist: Gehe nie eines Fußsteiges wegen von der Heerstraße. Der dritte endlich ist: Nimm nie eine Herberge über Nacht in einem Hause an, wo der Hausherr alt und seine Frau jung ist. Diese drei Sachen bewahre bei dir, und es wird gut um dich stehen.“ Der König gab ihm also für jeden Spruch tausend Gulden und ließ sich den ersten ‚Alles, was du tust, tue mit Vorsicht und siehe aufs Ende‘ an die Wände seines Thronsaales schreiben, ebenso auch in seinem Gemache und an allen Orten, wo er spazieren zu gehn pflegte, anbringen, ja auch auf die Tischtücher sticken, auf wel-

chen er speiste. Nach diesem aber, obgleich er ein so gerechter Mann war, verschworen sich doch viele aus seinem Reiche gegen ihn, um ihn zu ermorden; und weil sie solches nicht öffentlich tun konnten, so besprachen sie sich mit seinem Bartscherer, daß er ihm die Kehle abschneiden und dafür einen guten Lohn erhalten solle. Der Bartscherer aber nahm das Geld und versprach, seine Verpflichtung getreulich zu erfüllen. Wie nun aber derselbe dem Kaiser den Bart abnehmen sollte und ihn eingeseift hatte und sich daran machte, ihn zu rasieren, so sah er zufällig unter sich auf das Barttuch, welches der Kaiser um den Hals hatte und auf dem gestickt zu lesen war: ‚Was du tust, das tue mit Vorsicht und bedenke das Ende.‘ Wie nun der Barbier diese Schrift gelesen hatte, da dachte er bei sich: ‚Heute bin ich gedungen worden, diesen Mann umzubringen, wenn ich aber das tue, so wird mein Ende sehr kläglich sein, denn ich werde zum schimpflichsten Tode verdammt werden; darum ist es gut, wie jene Schrift sagt: bei allem, was man tut, auf das Ende zu sehen.‘ Alsbald fingen seine Hände an zu zittern, daß ihm sein Schermesser aus der Hand fiel. Wie das der Kaiser gewahr wurde, sprach er zu ihm: „Sage mir, was ist dir denn?“ Und jener erwiderte: „O Herr, erbarme dich meiner, ich bin heute gedungen worden, dich für Geld zu ermorden; weil ich aber zufällig, wie es Gottes Wille war, die Schrift deines Barttuches las: ‚Was du tust, das tue mit Vorsicht und bedenke das Ende‘, habe ich mir gleich überlegt, daß ein schimpflicher Tod mein Ende sein werde; darum zitterten meine Hände.“ Wie das der Kaiser hörte, dachte er bei sich: ‚Der erste Spruch hat mir das Leben gerettet, ich habe

ihn zu einer guten Stunde eingehandelt.' Und er sprach zu dem Barrscherer: „Sei fortan nur getreu, und ich will es dir verzeihen." Wie nun die Fürsten seines Reiches sahen, daß sie ihn auf diesem Wege nicht töten konnten, verhandelten sie miteinander, wie sie ihn umbringen möchten, und sprachen: „An dem und dem Tage wird er zur Stadt zurückkommen, wir wollen uns also bei dem Fußsteige, über welchen er gehen muß, in den Hinterhalt legen und ihn töten." Jene aber sprachen: „Das ist ein guter Plan." Der König aber rüstete sich an eben diesem Tage, nach der Stadt zu ziehen, und als er bis an jenen Fußsteig gekommen war, sprachen seine Ritter zu ihm: „Herr, es ist gut, diesen Fußweg einzuschlagen, denn er ist näher als die Landstraße." Der Kaiser aber dachte bei sich: ‚Der zweite Spruch war, ich solle nie die Heerstraße eines Fußsteiges wegen verlassen, ich will mich also an meinen Spruch halten', und er sprach zu seinen Rittern: „Ich bin nicht gesonnen, die Heerstraße zu verlassen, ihr aber, die ihr den Fußsteig einschlagen wollt, könnt gehen, und rüstet alles für meine Ankunft zu." Jene aber gingen nun den Fußweg, und da sich die Feinde des Königs auf demselben befanden und meinten, daß der König unter jenen sein müsse, so brachen sie alle hervor und töteten alle, so viele ihrer dahin kamen. Wie das der König hörte, sprach er bei sich: ‚Nunmehr hat mir auch der zweite Spruch das Leben gerettet!' Wie nun jene sahen, daß sie ihn durch List nicht umbringen konnten, so verschworen sie sich untereinander, wie sie ihn auf andre Weise ums Leben bringen möchten, und sprachen unter sich: „An dem und dem Tage wird er in dem Hause jenes Mannes bleiben, bei dem

alle Edlen einkehren, weil keine andere Herberge für ihn da ist, wir wollen also für eine Geldsumme den Wirt und seine Frau bestechen, damit sie den Kaiser, wenn er auf seinem Bette liegt, ermorden." Jene aber entgegneten: „Der Plan ist gut." Wie nun der Kaiser in jene Stadt gekommen war, kehrte er in selbigem Hause ein, ließ also den Wirt zu sich rufen; allein als er ihn gesehen hatte, kam er ihm sehr alt vor, und darum sprach er zu ihm: „Hast du eine Frau?" Und jener antwortete: „Allerdings, o Herr." Darum sprach der Kaiser: „Zeige mir sie", und als er sie geschaut hatte, da kam sie ihm sehr jung vor und als könnte sie kaum achtzehn Jahre alt sein. Darauf sprach er zu ihm: „Gehe deiner Wege, denn ich will mein Nachtlager anderswo aufschlagen lassen und nicht hierbleiben." Jener aber entgegnete: „Sehr wohl, gnädiger Herr, allein alles ist schon bereit gemacht, und darum wird es nicht gut sein, anderwärts zu schlafen, weil in der ganzen Stadt kein besseres Wirtshaus als dieses ist." Jener aber entgegnete: „Ich sage dir, daß ich anderwärts schlafen will." Alsbald brachte ihn sein Kämmerling weg, und der Kaiser begab sich heimlich an einen andern Ort und sprach zu seinen Rittern: „Ihr könnt hierbleiben, wenn ihr wollt, kommt aber in der Frühe zu mir." Wie nun alles schlief, da stand der Alte mit seiner Frau auf, weil dieselben für Geld gedungen waren, den Kaiser im Schlafe zu ermorden, und töteten alle seine Ritter. Früh aber stand der Kaiser auf, und als er seine Ritter ermordet fand, sprach er in seinem Herzen: ‚O weh, wenn ich hier mein Nachtlager genommen hätte, wäre ich jetzt tot wie die andern; nun hat auch der dritte Spruch mir das

Leben gerettet.' Er ließ also den Alten mit seiner Frau und seiner ganzen Familie an den Galgen hängen und behielt, solange er lebte, jene weisen Lehren bei sich und beschloß sein Leben im Wohlsein.

Die Schlange

Einst herrschte der weise Theodosius, der aber das Licht seiner Augen eingebüßt hatte und darum ein Gesetz gab, daß eine Glocke in seinem Palaste aufgehangen würde und jeder, der eine Sache bei ihm anzubringen hätte, eigenhändig das Glockenseil ziehen sollte; bei dem Anschlagen derselben sollte dann der Richter, der dazu bestellt war, herabkommen und einem jeden nach der Gerechtigkeit tun. Nun hatte sich aber unter dem Glockenstrange eine Schlange ihr Nest gebaut und bekam innerhalb einer kurzen Zeit Junge, und als dieselben kriechen konnten, machte sie sich eines Tages mit denselben auf den Weg außerhalb der Stadt. Während sich aber die Schlange entfernt hatte, kam eine Kröte in ihr Nest und nahm es in Besitz; die Schlange, als sie mit ihren Jungen zurückkam und sah, wie die Kröte ihr Nest innehatte, kämpfte zwar mit ihr, allein sie konnte die Kröte nicht besiegen, und also behauptete dieselbe das Nest. Wie das die Schlange sah, schlang sie ihren Schwanz um den Glockenstrang, zog tüchtig an demselben und läutete, gerade als wenn sie sagen wollte: ‚Komm herab, du Richter, und verschaffe mir Gerechtigkeit, denn eine Kröte hat gegen alles Recht mein Nest in Besitz genommen.' Wie der Richter die Glocke läuten hörte, kam er zwar herab; als er aber niemanden erblickte, stieg

er wieder hinauf. Wie das die Schlange bemerkte, läutete sie zum zweiten Male. Der Richter stieg, als er das hörte, abermals herab, und da er die Schlange das Glockenseil ziehen sah, und wie die Kröte ihren Wohnplatz eingenommen hatte, stieg er wiederum in den Palast hinauf und meldete die ganze Sache dem König. Der König aber sprach zu ihm: „Gehe wieder hinunter und treibe nicht bloß die Kröte wieder aus, sondern töte sie auch, denn die Schlange muß ihren Platz wiederbekommen", und also geschah es. Wie nun nach diesem eines Tages der König auf seinem Bette lag, kam die Schlange in sein Gemach und trug einen kostbaren Stein in ihrem Munde, und wie das die königlichen Diener gewahr wurden, sagten sie ihrem Herrn, eine Schlange sei hereingekommen; der aber sprach: „Wollet sie nicht hindern, denn ich glaube, sie wird mir kein Leid zufügen." Die Schlange kroch nun auf sein Bett und nahm ihren Weg nach seinem Gesicht zu, und als sie bis an seine Augen gekommen war, ließ sie den Stein auf dieselben fallen und ging alsbald wieder aus dem Gemach hinaus. Wie aber der Stein die beiden Augen berührte, bekam der König sein helles Augenlicht wieder; er freute sich darum nicht wenig und ließ die Schlange überall aufsuchen, allein man fand sie nicht; den Stein aber bewahrte er und beschloß sein Leben in Frieden.

Die drei Gesellen

Es waren einst drei Gesellen, die machten eine Reise, und es begab sich, daß sie außer einem Brote durchaus keine Lebensmittel finden konnten. Und doch waren sie sehr hungrig, sprachen daher so

zueinander: „Wenn dieses Brot in drei Teile geteilt wird, wird ein solcher keinem von uns zur Sättigung ausreichen, wir wollen also einen vernünftigen Rat halten, wie wir über dieses Brot verfügen müssen.“ Da sprach einer: „Wir wollen uns hier auf der Straße zum Schlafen niederlegen, und ein jeder möge träumen, und wer den wunderbarsten Traum erblickt haben wird, der soll das ganze Brot haben.“ Die andern zwei antworteten: „Dein Rat ist gut“, und begannen zu schlafen. Der aber, welcher den Rat gegeben hatte, stand, während jene schliefen, auf und verzehrte das Brot ganz und gar und ließ seinen Begleitern nicht ein Krümchen. Als er das getan hatte, weckte er seine Kameraden auf und sprach: „Steht schnell auf, es ist Zeit, daß ein jeder seinen Traum sage.“ Da sprach der erste: „Ihr Lieben, ich habe einen wunderbaren Traum gesehn, eine goldne Leiter, welche vom Himmel auf die Erde herabging; auf dieser stiegen die Englein hinauf und hinab und führten meine Seele aus meinem Leibe gen Himmel. Als ich dort ankam, sah ich den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, und so viel Fröhlichkeit war in meiner Seele, und nie hat ein Auge gesehn, noch ein Ohr gehört, was ich da vernommen habe. Und das ist mein Traum.“ Da sprach der zweite: „Auch ich sah, wie Teufel mit eisernen und feurigen Werkzeugen mir die Seele aus dem Leibe rissen, mich mißhandelten und sprachen: ‚Solange Gott im Himmel regiert, wirst du an diesem Orte bleiben‘.“ Der dritte aber sagte: „Hört meinen Traum! Mir kam es vor, als wenn ein Engel zu mir käme und sagte: ‚Teuerster, willst du sehen, wo deine Kameraden sind?‘ Ich antwortete: ‚Ei wohl, Herr. Wir haben unter uns

ein Brot zu teilen, ich fürchte, sie sind mit dem Brote davongelaufen.' Jener aber sprach: ‚Nein, dies ist nicht der Fall, das Brot liegt neben uns, folge mir.' Da führte er mich zur Himmelspforte, und ich steckte meinen Kopf seinem Gebote nach unter das Tor und erblickte dich; es kam mir vor, als wenn du gen Himmel entführt würdest und auf einem goldnen Throne säßest und viele treffliche Weine und Speisen vor dir hättest. Und der Engel sprach zu mir: ‚Siehe, dein Gesell lebt im Überfluß unter lauten Freuden und Speisen und wird dort in Ewigkeit bleiben, denn wer einmal in das Himmelreich gekommen ist, der kann nie wieder herausgehen. Komm du nun mit mir, ich will dir zeigen, wo dein andrer Kamerad ist.' Als ich ihm aber gefolgt war, da führte er mich an das Höllentor, und da erblickte ich dich, so wie du gesagt, in der schwersten Pein. Und da dir täglich Brot und Wein in großer Menge aufgetragen wurden, da fragte ich dich: ‚O liebster Gesell, es gefällt mir nicht, daß du in solcher Pein liegst.' Du aber antwortetest mir: ‚Solange Gott im Himmel regiert, werde ich hier verbleiben, denn ich habe es verdient; stehe also schnell auf und iß das ganze Brot, denn fürder wirst du weder mich noch unsern Gesellen sehen.' Ich aber, als ich das gesehn hatte, stand auf und verzehrte das Brot, wie du gesagt hattest."

Hier schlage ein!

Es stand einst in der Stadt Rom eine Bildsäule auf ihren eignen Füßen wie ein Mensch und hielt die Hand ausgestreckt, auf dem Mittelfinger aber stand geschrieben: ‚Hier schlage ein!' Diese Bild-

säule stand aber also schon seit langer Zeit, und weil nun niemand wußte, was das bedeuten solle: ‚Hier schlage ein!‘ so wunderten sich viele darüber und kamen immer wieder zu der Statue, um sich diese Schrift wieder anzusehn; allein sie gingen alle wieder unverrichteter Sache hinweg, denn sie verstanden jene Aufschrift durchaus nicht. Nun gab es aber einen gewissen scharfsinnigen Kleriker, der, wie er von der Bildsäule gehört hatte, sich viel Mühe gab, sie zu sehn, und als er sie endlich erblickt und die Aufschrift: ‚Hier schlage ein!‘ gelesen hatte und gerade die Sonne auf das Standbild scheinen sah, so folgte er dem Schatten, welchen derjenige Finger warf, welcher sprach: ‚Hier schlage ein!‘ nahm gleich eine Hacke und schlug in einer Entfernung von drei Fuß in die Erde und fand einige Stufen, welche unter die Erde hinabgingen. Der Kleriker aber freute sich nicht wenig, stieg die Stufen hinab und fand unter der Erde einen prächtigen Palast, in dessen Hofhalle er trat. Darin erblickte er einen König und eine Königin und viele Edle, welche an einer Tafel saßen, und ringsherum war der ganze Saal voll Menschen. Alle aber waren mit kostbaren Gewändern angetan, indessen sprach keiner von allen auch nur ein einziges Wort zu ihm. Er sah sich um und erblickte in einem Winkel einen kostbaren polierten Stein, welcher Karfunkel heißt, von dem das ganze Haus sein Licht erhielt. Dem Karfunkel gegenüber sah er aber in einem andern Winkel einen Mann stehen, welcher in seiner Hand einen Bogen hielt und mit einem Pfeile in Bereitschaft stand loszuschießen, und auf der Stirne desselben stand geschrieben: ‚Ich bin der, der ich bin, niemand kann meinem Bogen

entgehn, und vorzüglich nicht jener Karfunkel, der ſo herrlich glänzt.' Wie das der Kleriker ſah, wunderte er ſich, trat aber dann in ein Gemach und fand daſelbſt herrlich ſchöne Frauen in Purpur und Pelzwerk gekleidet, welche arbeiteten, aber kein Wort zu ihm ſprachen. Nach dieſem trat er in einen Pferdeſtall, traf darin Pferde und Eſel, aber geradeſo wie alle andern, denn wie er ſie berührte, ſchienen ſie ſich wie Steine anzufühlen. Hierauf beſuchte er alle Wohngemächer des Palaſtes und fand alles, was ſein Herz begehrte. Nachher aber trat er, wie früher, in die Hofhalle, dachte ans Weggehn und ſprach bei ſich in ſeinem Herzen: ‚Heute habe ich wunderliche Dinge erblickt, und alles, was mein Herz begehrte, konnte es hier finden. Indeſſen wird über das, was ich geſehn habe, niemand meinen Worten glauben, darum iſt es gut, zum Beweis der Wahrheit etwas von hier mitzunehmen.' Er ſchaute alſo auf die obere Tafel und erblickte goldne Trinkgeſchirre und koſtbare Meſſer, ging alſo an den Tiſch und nahm einen Becher und ein Meſſer weg, um es mitzunehmen. Sobald er es aber in ſeinen Buſen geſteckt hatte, richtete die Bildſäule, welche mit einem Bogen und Pfeil in einem Winkel ſtand, ihren Pfeil gegen den Karfunkel, durchſchoß ihn und zerſchmetterte ihn in viele Stücke. Alsbald aber ward die Halle finſter wie die Nacht, und der Kleriker ward, als er das ſah, ganz traurig und konnte den Ausweg wegen der allzu großen Dunkelheit nicht wiederfinden und mußte ſo in dem Palaſte eines elenden Todes ſterben.

Von dem getreuen Halten seines Versprechens

Es gab einst einen Kaiser, in dessen Reiche zwei Räuber lebten, die miteinander einen Bund gemacht hatten, daß keiner den andern in der Not verlassen, sondern daß ein jeder für den andern sein Leben einsetzen sollte, und diese verübten miteinander vielerlei Übeltaten, sowohl Diebstähle als Mordtaten. Nun begab es sich einstmals, daß der eine ohne den andern, und in der Abwesenheit desselben, bei einem Diebstahle gefangen und in Fesseln in einen Kerker geworfen wurde. Wie das sein Geselle, der andre Räuber, hörte, kam er zu ihm und sprach: „Mein lieber Geselle, sage mir aufs Wort, durch welches wir miteinander verbunden sind, was soll aus dir werden?" Jener antwortete aber: „Wie es mir vorkommt, muß ich des Todes sterben, weil ich beim Stehlen ergriffen worden bin; wenn du also nur das tun willst, was ich dir sagen werde, werde ich dir sehr verpflichtet sein. Ich habe eine Frau, eine Familie und auch ganz kleine Kinder: über diese habe ich noch nichts festgesetzt, auch nichts über mein Vermögen; so du nun den Richter befragen wolltest, ob du für mich im Gefängnis bleiben dürftest, bis ich nach Hause gehen und über meine Frau und Familie und über mein Gut eine Anordnung werde treffen können, will ich zur rechten Zeit wieder hier sein und dich erlösen." Jener antwortete aber: „Das will ich treulich erfüllen." Er machte sich also zum Richter auf und sprach: „Herr, mein Freund ist gefangen worden und liegt im Kerker, so daß er, wie ich denke, dem Tode nicht entgehen mag. So es Euch

nun gefällig ist, hätte ich an Euch nur eine einzige Bitte, nämlich, daß Ihr ihm gestattet, nach seinem eignen Hause zu gehn, um vor seinem Tode noch über seine Frau und Familie zu verfügen. Indessen will ich, damit Ihr über ihn sicher sein könnt, an seiner Stelle im Gefängnis bleiben, bis er zurückkommt." Darauf erwiderte der Richter: „An dem und dem Tage wird über ihn und die andern Gericht gehalten werden; wenn er nun aber an diesem Tage nicht zurückkehrt, was wirst du dann antworten?" Jener aber versetzte: „Herr, ich will dir jegliche Sicherheit, welche dir beliebt, geben, und wenn er nicht kommt, um seinetwillen den Tod leiden." Darauf sprach der Richter: „Wir wollen deine Bitte erhören, jedoch so, daß wir dich im Gefängnis halten, bis jener zurückkehrt." Und jener antwortete: „Also ist es mir recht." Hierauf ließ der Richter diesen ins Gefängnis stecken, den andern aber frei seine Straße ziehn. Der aber ging nach Hause und traf seine Anordnungen wegen seiner Frau, Kinder und Familie, und hielt sich bis zum dritten Tage daselbst auf, an welchem alle Missetäter vor den Richter gebracht wurden. Unter den übrigen ward auch der, welcher so bereitwillig für seinen Freund ins Gefängnis gegangen war, ihm statt seines Freundes vorgeführt, der Richter aber sprach zu ihm: „Wo ist denn dein Freund, der heute zurückkommen, dich erlösen und retten sollte?" Und jener antwortete: „Herr, wie ich hoffe, wird er nicht ausbleiben." Der Richter aber wartete lange, ob er vielleicht komme, allein er kam nicht. Alsbald fällte er den Spruch, man solle jenen zum Galgen führen, und also geschah es. Wie er nun zum Galgen gekommen war,

da sprach der Richter zu ihm: „Mein Lieber, rechne es dir allein, nicht aber mir zu, daß du jetzt sterben mußt: du hast ja gesagt, dein Freund werde kommen und dich erlösen.“ Jener aber antwortete: „Herr, weil ich sterben muß, so bitte ich Euch inständigst, daß ich vor meinem Tode noch einmal anklopfen darf.“ Der Richter aber entgegnete: „Was soll denn das für ein Anklopfen sein?“ Der aber antwortete: „Ich will, bevor ich sterbe, noch dreimal laut rufen.“ Und jener sagte: „Mir ists recht“, worauf jener mit lauter Stimme anfing zu rufen, zum ersten, zweiten und dritten Male. Dabei sah er sich rings um und sah in der Ferne einen Mann behenden Laufes herbeieilen und sprach zu dem Richter: „Schiebe meinen Tod noch auf, denn siehe, ich sehe einen Mann kommen: vielleicht ist es mein Geselle, der mich heute noch erlösen wird.“ Wie aber der Richter jenen kommen sah, wartete er, und siehe, sein Gesell langte an und sprach: „O Herr, ich bin der, welcher über seine Güter verfügt hat und für den sein Freund unterdessen in Todesgefahr schwebte; laß jenen jetzt ungehindert weggehn, denn ich bin bereit, für meine Sünden den Tod zu leiden.“ Da sah ihn der Richter scharf an und sprach: „Mein Lieber, sage mir, warum ihr einander so treu seid?“ Und jener erwiderte: „Herr, von unsrer Kindheit an hat jeder von uns dem andern das Wort gegeben, ihm in allem getreu zu sein; das ist die Ursache, warum er meine Stelle vertreten hat, bis ich mein Haus bestellt hatte.“ Der Richter aber sprach: „Weil die Sache so ist, so erlasse ich dir die Hinrichtung; seid mir treu, und ihr könnt für die Zukunft bei mir bleiben: ich will in allem aus meinen Mitteln für eure Notdurft sorgen.“

Jene aber antworteten: „Herr, wir geloben Euch vollständig unsre Treue!“ Also nahm sie der Richter zu Gnaden an, und alle lobten ihn, daß er so voll Erbarmen gegen sie gewesen war.

Die der Teufel reich macht, die täuscht er

Es lebte einst ein Schmied in einer am Meere gelegenen Stadt, der war sehr geizig und schlecht. Er hatte aber viel Geld zusammengebracht und damit einen Stamm angefüllt, welchen er vor aller Augen ans Feuer stellte, so daß niemand Verdacht schöpfen konnte, daß derselbe Geld enthielte. Nun begab es sich aber einmal, daß, während alle im Schlafe lagen, das Meer ins Haus trat, so daß der Stamm mit dem Gelde zum Schwimmen kam. Wie nun das Meer wieder zurücktrat, nahm es den Stamm mit fort, und so schwamm derselbe auf dem Meere viele Meilen weit, bis er an eine Stadt kam, in welcher ein Mann wohnte, der eine geheime Herberge hielt. Dieser Mann sah, als er in der Frühe aufstand, den Stamm und zog ihn ans Land, weil er meinte, er sei nichts weiter als ein Stück Holz, welches von irgend jemanden hineingeworfen oder zurückgelassen worden sei. Nun war aber dieser Mann sehr freigebig und wohltätig gegen Arme und Fremde; es begab sich daher eines Tags, daß Reisende in seinem Hause einkehrten und es gerade sehr kalt war. Der Wirt zerhieb also mit seiner Axt das Holz und vernahm nach zwei oder drei Hieben einen Klang, und als er darauf den Stamm gespalten hatte, fand er das Geld und freute sich sehr, legte es

aber in Verwahrung, ob nicht vielleicht irgendwer käme, dem es gehörte und welchem er es zurückgeben könnte. Der Schmied aber zog von Stadt zu Stadt, um sein Geld zu suchen, und kam auch zu der Stadt und der Herberge jenes Wirtes, der den Stamm gefunden hatte. Wie er nun erwähnte, daß er einen Stamm verloren habe, und sein Wirt dieses hörte, so merkte er, daß diesem das Geld gehöre. Er dachte also bei sich: ‚Ich will jetzt eine Probe machen, ob es der Wille Gottes ist, daß ich ihm das Geld zurückgebe.‘ Der Wirt ließ also drei Pasteten von Brotteig machen: die eine füllte er mit Erde, die zweite mit Totengebeinen, die dritte aber mit dem Gelde an, welches er in dem Stamm gefunden hatte. Wie er das gemacht hatte, sprach er zu dem Schmied: „Wir wollen drei gute Pasteten verzehren, die aus dem besten Fleische, welches ich habe, bereitet sind, du kannst nehmen, welche du willst, immer wirst du genug haben.“ Der Schmied aber hob eine nach der andern auf, fand, daß die mit Erde angefüllte Pastete schwerer war, und wählte sie, und sprach hierauf zu dem Wirte: „Wenn ich mehr bedarf, werde ich mir noch jene zweite auslesen“, und dabei legte er seine Hand auf die mit Totengebeinen gefüllte Pastete. „Die dritte magst du für dich behalten.“ Wie das der Wirt sah, sprach er in seinem Herzen: ‚Jetzt sehe ich deutlich, daß es der Wille Gottes nicht ist, daß dieser Elende sein Geld bekommt.‘ Alsbald rief er Arme und Kranke, Blinde und Lahme zu sich herein, öffnete in Gegenwart des Schmiedes die Pasteten und sprach: „Siehe, du elender Kerl, hier ist dein Geld, welches ich deinen Händen überlieferte; du aber hast lieber die Pasteten mit Erde

und Totengebeinen gewählt, und das ist gut, weil es Gott nicht gefällt, daß du jenes Geld wiederbekommst.“ Sogleich verteilte er vor seinen Augen das ganze Geld unter die Armen, und so ging der Schmied wieder mit großer Bestürzung seiner Wege.

Eustachius

Einst herrschte ein Kaiser namens Trajanus, in dessen Reiche ein Ritter lebte, der Placidus hieß und von seiten des Kaisers zum Kriegsobersten bestellt war. Der ließ sich nun die Werke der Barmherzigkeit sehr angelegen sein, war aber dem Götzendienst ergeben. Er hatte aber eine Frau, welche demselben Kultus zugetan, aber auch ebenso barmherzig war als er selbst; mit dieser zeugte er zwei Söhne, welche er, zufolge ihrer edlen Geburt, köstlich erziehen ließ, und weil er nun eifrig die Werke der Mildtätigkeit betrieb, so verdiente er, auf den Weg der Wahrheit und des Lichts geführt zu werden. Wie er nun eines Tags das Weidwerk übte, traf er auf ein Rudel Hirsche, unter denen er einen erblickte, der schöner und größer war als die übrigen, sich von der Gesellschaft der andern absonderte und in einen weit ausgedehnten Wald entsprang. Während nun die übrigen Ritter sich mit den andern Hirschen beschäftigten, verfolgte Placidus mit aller Anstrengung jenen und bemühte sich, ihn zu fangen. Wie er nun aus allen Kräften nacheilte, lief endlich der Hirsch eine hohe Bergspitze hinan, und als Placidus näher kam, dachte er bei sich in seiner Seele darüber nach, wie er ihn nun auf eine andre Weise nicht fangen könne. Als er jedoch den Hirsch genau ansah, bemerkte er zwischen

ſeinen Geweihen die Form des heiligen Kreuzes, das mehr als das Sonnenlicht ſelbſt leuchtete, und das Bild Jeſu Chriſti, welches durch den Mund des Hirſches gerade wie einſt durch die Eſelin Bileams mit folgenden Worten zu ihm ſprach: „O Placide, was verfolgſt du mich! Ich bin deiner wegen dir hier in der Geſtalt eines Hirſches erſchienen, ich bin Chriſtus, den du, ohne es ſelbſt zu wiſſen, verehrſt; dein Almoſen iſt bis zu mir heraufgeſtiegen, und deshalb bin ich gekommen, daß ich durch den Hirſch, welchen du jagteſt, dich ſelbſt erjagen möge.“ Andre ſagen jedoch, daß das Bild, welches zwiſchen den Geweihen dieſes Hirſches erſchien, ſelbſt dieſe Worte vorbrachte. Als das Placidus hörte, wurde er von großer Furcht ergriffen, ſtürzte vom Roß auf die Erde herab und, erſt nach einer Stunde wieder zu ſich gekommen, ſtand er von der Erde auf und ſprach: „Entdecke mir, was du ſagen willſt, ſo will ich an dich glauben!“ Und Chriſtus ſprach: „Ich bin Chriſtus, Placide, der den Himmel und die Erde erſchaffen hat, der ich das Licht entſtehen ließ und es von der Finſternis ſchied, der ich die Tages- und Jahreszeiten und Jahre beſtimmte, den Menſchen aus einem Erdenkloß bildete, der ich zum Heil des Menſchengeſchlechts auf Erden in Fleiſchesgeſtalt erſchien, der ich gekreuzigt und begraben wurde und am dritten Tage wieder auferſtand.“ Wie das Placidus hörte, fiel er zum andern Male zur Erde nieder und ſprach: „Herr, ich glaube, daß du das alles gemacht haſt und die Irrenden bekehrſt.“ Und der Herr ſprach zu ihm: „Wenn du an mich glaubſt, ſo gehe zum Biſchof dieſer Stadt und laß dich taufen.“ Ihm aber antwortete Placidus: „Willſt du, Herr, daß ich

dieſes ebenſo auch meiner Frau und meinen Kindern kundtue, auf daß auch dieſe an dich glauben?" Der Herr aber ſprach: „Verkündige es ihnen, damit auch ſie, gleich wie du, gereinigt werden mögen; du aber komm am morgenden Tage wieder hierher, damit ich dir zum zweiten Male erſcheine und dir, was da kommen ſoll, vollſtändiger eröffnen kann!" Wie alſo Placidus nach Hauſe zurückgekehrt war und ſeiner Frau im Bette dieſe Sache verkündigte, da rief ſeine Frau aus: „Mein Herr, auch ich habe ihn in der vergangenen Nacht erblickt, wie er alſo zu mir ſprach: ‚Morgen wirſt du und dein Mann und deine Söhne zu mir kommen', und jetzt habe ich ihn wiedererkannt, weil du es ſelbſt auch erfahren haſt." Sie machten ſich alſo noch um Mitternacht zu dem Biſchof der Stadt Rom auf den Weg, der ſie mit großer Freude taufte und den Placidus Euſtachius nannte, ſeine Frau aber Theosbyta und ſeine Söhne Theosbytus und Agapitus. In der Frühe des andern Morgens aber begab ſich Euſtachius nach ſeiner Gewohnheit auf die Jagd, und als er an jene Stelle gekommen war, ließ er ſeine Begleiter unter dem Vorwande, Wild aufzuſpüren, auseinandergehen, und erblickte alsbald an demſelben Orte wiederum die Geſtalt ſeines erſten Geſichts; er fiel zur Erde nieder und ſprach: „Herr, ich bitte dich demütiglich, daß du mir offenbaren mögeſt, was du deinem Knechte verſprochen hatteſt!" Darauf ſprach der Herr zu ihm: „Heil dir, Euſtachi, daß du das Bad meiner Gnade empfangen und alſo den Teufel überwunden haſt, und ſo den, der dich betrogen hatte, nieder in den Staub trateſt. Bald aber wird dein Glaube an den Tag kommen, denn der Teufel, den du verlaſſen

haſt, wird gegen dich wüten und waffnet ſich gegen dich auf allerlei Weiſe. Du mußt alſo viel leiden, auf daß du die Krone des Sieges erringeſt; du mußt vieles erdulden, auf daß du von der hohen Eitelkeit der Welt erniedrigt und wiederum mit geiſtigen Schätzen erhöht werdeſt. Falle alſo nicht wieder von mir ab und blicke nicht auf deine vorige Herrlichkeit, denn in Verſuchungen mußt du dich als einen zweiten Hiob erweiſen. Sage mir alſo, ob du die Verſuchungen gleich jetzt beſtehen willſt, oder erſt am Ende deines Lebens." Euſtachius aber ſprach zu ihm: „Herr, wenn es ſo ſein muß, ſo befiehl, daß der Verſucher jetzt zu mir trete, verleihe mir aber die Tugend der Geduld." Der Herr aber ſprach: „Seid immerhin tapfer, weil meine Gnade eure Seelen behüten wird." Und alſo ſtieg der Herr gen Himmel auf, und Euſtachius kehrte nach Hauſe zurück und meldete alles ſeiner Frau wieder. Wenige Tage nachher aber ergriff eine todbringende Peſt alle ſeine Knechte und Mägde und tötete alle; kurz darauf fielen alle ſeine Pferde und all ſein Vieh auf einmal; einige Böſewichte aber, welche ſich jetzt die Gelegenheit zum Rauben abpaßten, drangen zur Nachtzeit in ſein Haus ein, trugen alles, was ſie fanden, hinweg und plünderten alles Silber und Gold und andere Dinge im ganzen Hauſe – und er ſelbſt mit ſeiner Frau und Kindern dankte Gott dafür, daß er nackt entfliehen konnte. Da ſie nun aber fürchteten, von den Leuten verſpottet zu werden, ſo zogen ſie nach Ägypten; und ihr ganzes Beſitztum ward durch dieſe Räuberei jener Böſewichte auf nichts herabgebracht, der König aber und der ganze Senat kümmerten ſich ſehr wegen des ſo wackern Kriegsoberſten, weil ſie gar keine

Zeichen von ihm entdecken konnten. Wie aber jene unterwegs waren, kamen sie ans Meer, und als sie daselbst ein Schiff antrafen, fingen sie an, dasselbe zu besteigen. Allein der Besitzer desselben, als er bemerkte, daß die Frau des Eustachius sehr schön war, wünschte sie zu besitzen, und da sie übergesetzt waren, verlangte er von ihnen sein Fährgeld, und weil sie nichts zum Bezahlen hatten, gebot er, die Frau, welche er bei sich zu haben wünschte, nicht ziehen zu lassen. Wie das Eustachius hörte, wollte er sich dieses durchaus nicht gefallen lassen, allein wie er noch so widersprach, da winkte der Schiffsherr seinen Leuten, sie sollten ihn ins Meer stürzen, auf daß er so zu dieser Frau kommen könnte. Als das Eustachius gewahr wurde, verließ er traurig seine Frau, nahm seine beiden Kinder und ging seufzend hinweg, indem er also sprach: „Wehe mir und euch, denn eure Mutter hat sich einem fremden Manne überliefert.“ Er gelangte aber an einen Strom, über welchen er wegen der großen Menge Wassers, die er enthielt, nicht mit beiden Knaben zugleich zu setzen wagte, sondern ließ einen am Ufer zurück und trug den andern hinüber; wie er aber über den Strom gesetzt hatte, legte er das Kind, welches er auf seinem Rücken hinübergetragen hatte, auf die Erde und eilte, das andere zu holen. Wie er aber bis in die Mitte des Stromes gekommen war, siehe, da lief ein reißender Wolf vorbei, raubte den Knaben, welchen er dort abgesetzt hatte, und entfloh mit ihm in den Wald. Während der aber noch weglief, kam ein Löwe und raubte auch den andern Knaben und lief mit ihm weg, so daß er, weil er nicht imstande war, ihn zu verfolgen, mitten im Flusse anhob, seine Brust

zu zerschlagen und sein Haar auszuraufen, sich auch in das Wasser stürzen wollte, wenn ihn nicht die göttliche Vorsehung daran gehindert hätte. Einige Hirten aber, welche gesehen hatten, wie jener Löwe den Knaben forttrug, verfolgten ihn mit ihren Hunden, und der Löwe warf durch Fügung Gottes den Knaben unverletzt von sich und entlief. Indessen hatten auch Ackerleute, welche hinter dem Wolfe herschrien, den andern Knaben unbeschädigt aus dem Rachen desselben befreit; und da beide Teile, die Hirten und die Ackerleute, aus einem Dorfe waren, so erzogen sie die beiden Knaben bei sich. Davon wußte aber Eustachius nichts, sondern ging weinend und klagend weiter, also sprechend: ‚Wehe mir, der ich vorher so kräftig wie ein Baum war, jetzt bin ich gänzlich von allem entblößt. Wehe mir, ich, der ich gewohnt war, von einer Menge Krieger umgeben zu sein, bin jetzt ganz allein und darf nicht einmal meine Knaben bei mir behalten. Ich besinne mich, Herr, daß du zu mir sagtest, ich müsse wie Hiob versucht werden, siehe aber, mir geht es viel schlimmer wie dem Hiob; denn wiewohl jener von allem, was sein war, entblößt war, hatte er doch noch Mist, auf welchem er sitzen konnte. Mir dagegen ist von allem diesem gar nichts geblieben. Er besaß Freunde, welche Mitleid mit ihm hegten, ich aber hatte nur Feinde, wilde Tiere, welche meine Söhne raubten. Ihm wurde seine Frau gelassen, mir aber ist sie genommen worden. Verleihe mir, Herr, jetzt Ruhe in meinem Trübsal und bewache meinen Mund, auf daß sich nicht mein Herz zu böslichen Worten verleiten lasse und ich von deinem Anblick verstoßen werde!‘ Als er also gesprochen hatte, ging er mit

Tränen zu einem Dorfe und hütete daselbst um Lohn fünfzehn Jahre lang die Schafe der dasigen Einwohner. Seine Söhne aber wurden mittlerweile in einem andern Dorfe erzogen und wußten nicht, daß sie Brüder waren. Jener Schiffer aber behielt zwar die Frau des Eustachius bei sich, erkannte sie aber nicht, sondern hinterließ sie sogar unberührt, als er sein Leben beschloß. Der Kaiser aber und das römische Volk wurden unterdessen von ihren Feinden gar sehr belästigt, und indem sie des Eustachius gedachten, wie wacker der gegen sie gefochten hatte, wurden sie immer trauriger wegen seines plötzlichen Verschwindens. Der Kaiser schickte nun viele Ritter nach allen Weltgegenden aus und verhieß allen, die ihn finden würden, Reichtümer und Ehrenstellen. Einige aber von den Soldaten, welche einst unter Placidus gedient hatten, kamen gerade zu dem Dorfe, in welchem er sich aufhielt; und wie Placidus vom Felde kam und sie gewahr wurde, erkannte er sie sogleich an ihrem Gang und fing an zu seufzen und bestürzt zu werden, indem er der Würde gedachte, die er einst besessen hatte, und sprach in seinem Herzen: ‚Herr, sowie ich diejenigen, welche einst mit mir gewesen sind, gegen meine Erwartung jetzt erblickt habe, ebenso verleihe mir, meine Gattin wiederzusehn, denn von meinen Söhnen weiß ich, daß sie von wilden Tieren gefressen worden sind.‘ Da drang eine Stimme zu ihm, welche also sprach: ‚Habe Vertrauen, Eustachi, denn du wirst bald deine Würde wieder besitzen und deine Frau und Söhne wiederbekommen.‘ Wie er aber den Soldaten in den Weg kam, erkannten sie ihn nicht, grüßten ihn aber und fragten, ob er nicht einen Fremden namens Placidus, der eine Frau und

zwei Söhne habe, kenne. Der aber sagte, er wisse nichts von ihnen, aber auf seine Bitten nahmen sie ihre Herberge bei ihm, und Placidus wartete ihnen auf; weil er aber seiner frühern Stellung gedachte, konnte er sich der Tränen nicht enthalten, ging aber hinaus und wusch sein Gesicht und wartete ihnen zurückgekehrt wieder auf. Jene aber betrachteten ihn und sprachen zueinander: „Wie ähnlich ist doch dieser Mensch dem, welchen wir suchen!“ Ein andrer aber antwortete und sprach: „Er ist ihm sehr ähnlich, laßt uns ihn also beobachten, ob er das Zeichen einer Narbe am Kopfe hat, welche von einer Wunde herrührt, die er einst in der Schlacht erhielt; wahrhaftig, er ist es selbst!“ Und da sie ihn ansahen und an dem Zeichen sahen, daß er es selbst sei, welchen sie suchten, so erkannten sie ihn auf der Stelle, sprangen auf ihn zu, küßten ihn und fragten ihn nach seiner Frau und Kindern. Er aber sagte ihnen, es seien seine Söhne tot, und seine Frau werde ihm vorenthalten. Es eilten nun aber alle Nachbarn zu diesem Schauspiele herbei, indem jene Krieger von seiner Tapferkeit und früherem Ruhme erzählten; nachher aber eröffneten sie ihm des Kaisers Gebot und bekleideten ihn mit kostbaren Gewändern. Sie gelangten aber nach einer Reise von fünfzehn Tagen zum Kaiser, der, wie er von seiner Ankunft hörte, ihm alsbald entgegeneilte und ihm den Friedenskuß gab. Hierauf erzählte er allen der Reihe nach alles, was ihm begegnet war, ward hierauf sogleich zu der Wohnung des Kriegsobersten geführt und wurde aufgefordert, dieselbe Stelle, welche er früher besessen hatte, wiederum zu bekleiden; und nachdem er die Soldaten gezählt und gefunden hatte, daß ihrer nur wenige gegen

so viele Feinde seien, befahl er, Rekruten in allen Städten und Dörfern zusammenzubringen. Nun begab es sich aber, daß auch für jenes Dorf, in welchem seine Söhne erzogen wurden, ausgeschrieben wurde, man solle zwei junge Leute zu Soldaten stellen; alle Bewohner jenes Ortes aber bezeichneten dem Kriegsobersten jene beiden Jünglinge als passender denn alle andern für den Krieg. Er sah sich also jene zwei jungen Leute an, und da er sie feingebildet und von guten Sitten fand, sie ihm also gar sehr wohl gefielen, so stellte er sie mit unter die ersten in die Schlachtlinie und zog also in die Schlacht. Nachdem also die Feinde geschlagen worden waren, ließ er seine Soldaten drei Tage an demselben Orte, wo seine Frau ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, ausruhen, wo denn seine Söhne zu ihr ins Quartier kamen, obgleich sie natürlicherweise nicht wußten, daß es ihre Mutter war. Wie sie nun um Mittag beieinandersaßen und sich unterhielten, erzählten sie sich gegenseitig von ihren Kinderjahren; die Mutter jener Jünglinge aber, welche ihnen gegenübersaß, hörte aufmerksam mit an, was sie einander erzählten. Es sprach aber der Ältere zum Jüngern: „Ich kann mich aus meiner Kindheit auf weiter nichts besinnen, als daß mein lieber Vater ein Kriegsoberster und meine Mutter eine sehr schöne Frau war und zwei Söhne hatte, mich und einen kleinen Bruder, der aber ebenfalls sehr schön aussah; einst nahmen uns unsre Eltern, mich und meinen Bruder, und gingen bei Nacht aus meinem väterlichen Hause heraus und bestiegen beide miteinander ein Schiff, nahmen uns aber beide mit, ich weiß jedoch nicht, wohin sie gehen wollten; wie wir aber das Schiff verließen, blieb

meine Mutter, ich weiß nicht warum, auf der See zurück, unser Vater aber trug uns beide fort, weinte aber beständig; wie er aber an einen gewissen Strom kam, da setzte er mit meinem jüngern Bruder über und ließ mich am Ufer des Flusses zurück. Wie er aber zurückkehrte, um mich abzuholen, kam ein Wolf und raubte jenen Knaben, und noch ehe er sich mir nähern konnte, kam auch hier ein Löwe aus dem Walde, schleppte mich fort und entführte mich mit sich in seinen Wald. Einige Hirten entrissen mich aber dem Rachen des Löwen und zogen mich auf ihrem Gute auf, wie du selbst weißt, so daß ich nicht wissen kann, was aus meinem Vater und Bruder geworden ist." Wie das der jüngere Bruder hörte, fing er an zu weinen und zu sagen: „So wahr Gott lebt, wie ich höre, bin ich dein Bruder, weil die, welche mich erzogen haben, mir sagten, wie sie mich aus dem Rachen eines Wolfes befreit hätten." Also fielen beide einander in die Arme, küßten sich und fingen an zu weinen; ihre Mutter aber, welche das mit anhörte und bedachte, wie sie so richtig ihr Schicksal erzählt hatten, dachte lange bei sich nach, ob das ihre Söhne sein könnten. Am andern Tage aber ging sie zu dem Kriegsobersten, bat um Gehör und sprach zu ihm: „Herr, ich flehe dich an, daß du mich zu meiner Vaterstadt zurückbringen läßt; denn ich bin aus dem Römerlande und hier fremd." Wie sie das sagte, ward sie an ihm Merkmale ihres Gatten gewahr, und da sie ihn erkannte und nicht mehr an sich halten konnte, fiel sie ihm zu Füßen und sprach: „Herr, ich bitte dich, mir dein früheres Leben zu erzählen, denn ich glaube, du bist Placidus, der Kriegsoberste, der mit seinem andern Namen Eustachius

heißt, den der Heiland bekehrt hat, und der nun die Versuchung bestanden hat, dem ich als seine Frau auf dem Meere entführt worden bin, und der zwei Söhne Agapitus und Theosbytus hatte. Wie das Eustachius hörte und, als er sie genauer betrachtet hatte, erkannte, daß sie seine Gattin sei, vergoß er Freudentränen, küßte sie und preisete Gott, der die Niedergeschlagenen also zu trösten wisse. Danach sprach aber seine Frau zu ihm: „Herr, wo sind unsre Söhne?“ Er aber antwortete: „Sie sind von wilden Tieren geraubt worden“, und erzählte ihr, wie er sie verloren hatte. Sie aber sprach: „Ich danke dem Herrn, denn ich meine, daß, wie Gott es uns verliehen hat, uns einander wiederzufinden, er uns auch das Glück gewähren wird, unsre Söhne wiederzuerkennen.“ Jener aber sprach: „Ich habe dir ja gesagt, daß sie von wilden Tieren gefressen worden sind.“ Sie aber entgegnete: „Als ich am gestrigen Tage in meinem Garten saß, habe ich zwei Jünglinge auf eine solche Weise von ihren Kinderjahren erzählen hören, daß ich glaube, es müssen unsre Söhne sein; frage sie selbst, damit sie es dir sagen!“ Eustachius aber rief sie zu sich, und als er von ihnen die Geschichte ihrer Kindheit vernommen hatte, da erkannte er, daß sie seine Söhne waren; er und ihre Mutter fielen ihnen um den Hals, weinten gar sehr und küßten sie wiederholt, und das ganze Heer freute sich über ihr Wiederfinden und über die Besiegung der Feinde. Wie sie aber zurückkehrten, da hatte es sich zugetragen, daß Trajanus gestorben war und ihm Hadrianus, der weit schlechtere Taten verübte, auf dem Throne folgte und sie für den gewonnenen Sieg und die Wiederfindung der Frau und Kinder kös-

lich aufnahm und ein großes Gastmahl zurichten ließ. Am andern Tage aber zog er nach dem heidnischen Götzentempel, um daselbst wegen des Sieges über die Barbaren ein Opfer zu bringen. Wie aber der Kaiser sah, daß Eustachius weder wegen des Sieges noch wegen der Wiederfindung der Seinigen opfern wollte, ermahnte er ihn, er solle doch auch ein Opfer bringen. Der aber antwortete: „Ich verehre als meinen Gott Jesus Christus, und ihm allein diene und opfere ich.“ Darüber aber entbrannte der Zorn des Kaisers, und er ließ ihn samt seiner Frau und Kindern in die Rennbahn bringen und einen grimmigen Löwen auf ihn loslassen. Allein der Löwe lief zwar auf sie zu, aber als bete er sie an, wich er wieder mit demütig gesenktem Haupte von ihnen zurück. Darauf ließ der Kaiser einen ehernen Ochsen erhitzen und befahl, sie lebendig hineinzustecken; diese Heiligen aber verrichteten ihr Gebet und befahlen sich Gott, worauf sie in den Ochsen hineingingen und daselbst ihre Seelen dem Herrn zurückgaben. Drei Tage nachher wurden sie aber in Gegenwart des Kaisers wieder aus dem Ochsen herausgenommen und so durchaus unbeschädigt befunden, daß der Dampf des Feuers weder ihre Haare, noch sonst irgend etwas an ihnen berührt hatte. Die Christen aber trugen ihre Körper hinweg und bargen sie an einem sehr bekannten Orte, wo sie eine Kapelle erbauten. Jene starben aber den Märtyrertod unter Hadrianus, der den Thron bestieg um das Jahr des Herrn 120, den ersten November, oder wie andre sagen, den zwanzigsten September.

Wächter Argus

Ein gewisser Edler besaß eine weiße Kuh, die er aus zwei Gründen sehr werthielt. Der erste lag darin, daß sie weiß war, der andre, weil sie beständig Überfluß an Milch hatte. Nun verordnete aber dieser Edle, die Kuh solle zwei goldne Hörner erhalten, und dachte bei sich darüber nach, wem er wohl die Kuh zur Bewachung übergeben könnte. Nun lebte aber damals gerade ein Mann, der Argus hieß, in allem wahrheitsliebend war und hundert Augen hatte. Dieser Edle sandte also einen Boten an den Argus, er solle ohne weitern Verzug zu ihm kommen. Wie der aber gekommen war, sprach er zu ihm: „Ich vertraue dir meine Kuh mit goldnen Hörnern zur Bewachung an, und so du sie gut hüten wirst, will ich dich zu großem Reichtum emporbringen; wenn aber die Hörner gestohlen werden, mußt du des Todes sterben.“ Argus aber nahm die Kuh samt den Hörnern und führte sie mit sich, zog mit derselben jeden Tag auf die Weide, bewachte sie sorgsam und brachte sie bei Anbruch der Nacht wieder nach Hause. Nun gab es aber damals einen gewinnsüchtigen Menschen namens Merkurius, der aber sehr erfahren in der Musik war und die Kuh durchaus zu besitzen wünschte und darum oft zu dem Argus kam, um die Hörner von ihm durch Bitten oder Geld zu erhalten. Argus hielt aber in seiner Hand einen Hirtenstab, auf den er sich zu stützen pflegte, und sprach zu seinem Stocke, als wenn er die Person seines Herrn vor sich hätte: „Du bist mein Herr, ich will in dieser Nacht zu dir auf deine Burg kommen: du sprichst zu mir, wo ist meine Kuh mit ihren Hörnern? ich

antworte: die Kuh ist da, hat aber keine Hörner mehr, denn als ich im Schlafe lag, hat sie ein Räuber entwendet. Du aber sagst: o du elender Kerl, hast du nicht hundert Augen? wie ist es möglich, daß alle schliefen und ein Räuber die Hörner stehlen konnte? Dies ist eine Lüge, also bist du ein Kind des Todes. So ich aber sage: ich habe sie verkauft, bin ich nicht weniger in den Augen meines Herrn dem Tode verfallen." Darauf sprach er zum Merkurius: „Gehe deiner Wege, denn du sollst nichts erhalten." Merkurius aber entfernte sich und kam am andern Tage als Tonkünstler mit seinem Instrumente wieder. Wie er aber zurückgekehrt war, fing er an, nach Art der Schauspieler dem Argus Spaß vorzumachen und dazu sehr viel zu singen, bis zwei Augen desselben anfingen einzuschlafen. Dann entschliefen bei seinem Gesange noch zwei andre Augen, und so immer fort eins nach dem andern, bis der Schlaf alle überwältigt hatte. Wie das Merkurius gewahr ward, hieb er dem Argus das Haupt ab und raubte die Kuh samt ihren goldnen Hörnern.

Undankbarkeit

Es hatte einst ein König einen Seneschall über sein Reich gesetzt, dessen Herz so von Hochmut geschwollen und aufgeblasen war, daß er alle drückte und auf seinen Wink alles geschehen mußte. Nun war nahe bei dem kaiserlichen Palaste ein Wald mit wilden Tieren ganz angefüllt, und er befahl, daß in demselben verschiedene Gruben gemacht und mit Blättern zugedeckt würden, auf daß die wilden Tiere unver-

ſehens in dieſelben fallen möchten und alſo gefangen würden. Nun begab es ſich aber, daß der Seneſchall einſt durch dieſen ſelbigen Wald ritt und er in ſeines Herzens Tiefen hochfahrend war und dachte, daß niemand im ganzen Reiche größer ſei denn er. Als er aber immer weiter fortritt, da fiel er in ſo eine Grube und konnte nicht wieder herauskommen. An demſelben Tage fiel aber nachher noch ein Löwe, ein Affe und drittens eine Schlange in dieſelbe Grube. Wie aber der Seneſchall ſich von dieſen Beſtien umgeben ſah, fürchtete er ſich und ſchrie laut. Es hörte aber ſein Geſchrei ein armer Mann namens Guido, der mit ſeinem Eſel Holz aus dem Walde führte, womit er ſich ſeinen Unterhalt verdiente, und kam an die Grube. Dieſem verſprach er viele Schätze, wenn er ihm heraushelfen würde. Guido aber ſprach: „Mein Beſter, ich habe nichts zu leben, darum leſe ich Holz, und wenn ich dieſes mein Tagewerk liegen laſſen wollte, würde ich zu Schaden kommen.“ Darauf verhieß ihm der auf ſein Wort, er wolle ihn von ſeinem Reichtum verſorgen, wenn er ihm heraushelfen würde. Als nun Guido dieſes vernommen hatte, ging er zur Stadt und brachte von da ein langes Seil mit, welches er in die Grube hinabließ, auf daß ſich der Seneſchall dasſelbe umgürtete und er ihn ſo herausziehen könnte. Kaum war dasſelbe aber hinabgelaſſen, ſo ſprang der Löwe nach dem Seile und wurde herausgezogen, worauf er ihm ſeine Dankbarkeit bezeigte und in den Wald lief. Alsdann ließ er das Seil zum andern Male in die Grube hinab, und ſiehe, der Affe ritt auf ihm herauf, worauf ihn Guido hinaufzog und derſelbe in den Wald lief. Nachdem ließ er das Seil wiederum

hinab, und die Schlange schlang sich um dasselbe, jener aber zog sie heraus, und diese nickte ihm freundlich zu und ging in den Wald. Nun rief der Ritter: „O mein Lieber, gesegnet sei der Höchste, nunmehr bin ich von den Bestien befreit, laß jetzt das Seil herab" – was auch geschah. Der Ritter gürtete sich dasselbe um, und Guido zog ihn heraus, worauf sie auch noch das Pferd herauszogen, der Seneschall dasselbe bestieg und nach dem kaiserlichen Palaste ritt, Guido sich aber nach Hause begab. Wie ihn aber seine Frau so leer kommen sah, ward sie sehr traurig; er aber erzählte ihr den Hergang der Sache und daß er seinen verdienten Lohn erhalten werde, worüber sich seine Frau höchlich freute. Früh aber ging Guido nach dem Schlosse und schickte den Torwärter zum Seneschall und ließ ihm sagen, er sei da: der aber leugnete bei dem ersten und zweiten Male, daß er ihn jemals gesehen habe, ja befahl noch, daß dieser ihn, wenn er sich nicht fortpacken würde, grausam durchprügeln solle: was er auch tat, denn als er zum dritten Male wiedergekommen war, da hieb ihn der Pförtner so grausam durch, daß er ihn halbtot auf dem Platze liegen ließ. Wie das Guidos Frau vernahm, kam sie und brachte ihn auf ihrem Esel nach Hause; er aber lag lange krank und zehrte während seines Krankenlagers all sein Gut auf, was er besessen hatte. Wie er aber wieder gesund geworden war und eines Tages Holz zusammenlas, da sah er von weitem zehn Esel mit Gepäck beladen kommen und den Löwen sie von hinten her verfolgen, der sie geradeswegs auf Guido zutrieb. Guido aber sah sich den Löwen genau an und besann sich alsbald, wie das der Löwe sein müsse, den er aus der Grube

gezogen hatte. Als aber der Löwe zu ihm herangekommen war, machte er ihm mit seiner Tatze ein Zeichen, er solle mit den beladenen Eseln nach Hause gehn, was er auch tat. Guido aber trieb die Esel mit sich in sein Haus, und der Löwe folgte ihm, bis Guido bei seinem Hause angelangt war; als aber die Esel in das Haus hineingeschritten waren, da wedelte der Löwe mit seinem Schwanze Guido einen Gruß zu und eilte in den Wald. Nun ließ Guido in mehreren Kirchen ausrufen, ob jemand Esel verloren hätte, aber es fand sich auch nicht einer, der gesagt hätte, er habe einen eingebüßt. Er selbst aber öffnete die Bündel, welche die Esel getragen hatten, und fand darin viele Schätze, worüber er sich nicht wenig freute und reich wurde. Wie aber Guido am zweiten Tage zum Walde kam und kein eisernes Werkzeug hatte, um Holz zu spalten, blickte er über sich und sah den Affen, welchen er aus der Grube gezogen hatte, der mit seinen Zähnen und Nägeln so viel Holz abbrach, daß Guido ohne Mühe seinen Esel belud und nach Hause zurückkehrte. Als Guido aber am dritten Tage zum Walde zurückkehrte, da sah er, wie die Schlange, welche er aus der Grube gezogen hatte, in ihrem Maule einen dreifarbigen Stein getragen brachte: auf einer Seite war er weiß, auf der andern schwarz, auf der dritten rot; sie öffnete aber ihren Rachen, ließ ihn in seinen Schoß fallen und entwich. Guido begab sich nun mit dem Steine zu einem erfahrenen Manne, der, wie er den Stein betrachtete und seine Kräfte erkannt hatte, gern hundert Gulden für denselben gegeben hätte. Guido aber gewann durch die Kraft dieses Steines viele Güter und brachte es sogar zu einer Kriegsoberstenstelle. Als das

der Kaiser erfuhr, ließ er ihn zu sich kommen und begehrte den Stein für Geld zu besitzen, oder er wolle ihn aus seinem Lande weisen. Guido aber sprach: „Herr, ich will den Stein für Geld verkaufen, aber eins sage ich Euch gleich: wenn Ihr mir nicht seinen Wert bezahlen werdet, wird er wieder zu mir zurückkehren.“ Hierauf gab ihm der Kaiser dreihundert Gulden, und doch fand ihn Guido bald wieder in seiner Truhe und händigte ihn dem Kaiser wieder ein. Der aber wunderte sich und sprach: „Sage mir, wo du den Stein her hast?“ Nun erzählte ihm jener alles vom Anfang bis ans Ende, wie der Seneschall mit dem Löwen, Affen und der Schlange in die Grube fiel, und er statt seines Lohnes von dem Seneschall verwundet wurde, und was er dagegen von dem Löwen, Affen und der Schlange bekam. Wie das der Kaiser hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide wider den Seneschall, und er sprach zu ihm: „Was ist das, was ich von dir höre?“ Jener aber konnte es nicht leugnen. Hierauf sprach der Kaiser zu ihm: „Du schlechter Mensch, du hast dich undankbar gegen den Guido bewiesen, daß er dich aus Todesgefahr rettete, und hast ihn hier halbtot liegen lassen. O du elender Kerl, siehe, unvernünftige Tiere, wie der Löwe, der Affe und die Schlange, haben ihm für seine Guttat ihren Lohn bezahlt, du aber hast ihm heute für Gutes Schlechtes erwiesen. Und darum wirst du alles, was du besitzest, und deine Würde an Guido geben, und ich befehle, daß du noch am heutigen Tage an den Galgen gehängt werdest!“ Als dieses die Vornehmen des Reiches hörten, gefiel ihnen dieser Spruch wohl; Guido übernahm die Leitung des Reiches und beschloß sein Leben in Frieden.

Von dem feinen Trug der Weiber

Einſt war ein weiſer König Darius, der drei Söhne hatte, welche er ſehr liebte. Wie er aber ſterben wollte, ſetzte er ſein ganzes Erbe ſeinem Erſtgebornen aus, dem zweiten gab er alles, was er ſich während ſeines Lebens erworben hatte, und dem dritten jüngern Sohne gab er drei koſtbare Spielzeuge, nämlich einen goldnen Ring, ein Halsband und ein koſtbares Tuch. Der Ring beſaß aber die Eigenſchaft, daß der, welcher ihn an ſeinem Finger trug, ſich die Gunſt aller dermaßen gewann, daß er von ihnen alles, worum er ſie bat, bekam. Das Halsband hatte die Kraft, daß der, welcher es auf ſeiner Bruſt trug, alles, was ſein Herz begehrte und was nur zu haben war, bekam, und das Tuch endlich hatte das Eigne, daß, wer nur auf demſelben ſaß und bei ſich irgendwo zu ſein wünſchte, gleich da war, wo er ſein wollte. Dieſe drei Spielwerke gab er ſeinem jüngſten Sohne; er ſollte aber vorerſt die Wiſſenſchaften treiben, ſeine Mutter aber ſollte ſie ihm aufheben und zur gelegenen Zeit ihm übergeben. Gleich darauf gab der König ſeinen Geiſt auf und ward mit allen Ehren beſtattet. Die beiden erſten Söhne nahmen nun ihre Vermächtniſſe in Beſitz, und der dritte Sohn erhielt von ſeiner Mutter den Ring, um ſich auf eine Schule zu begeben. Seine Mutter aber ſprach zu ihm: „Mein Sohn, erwirb dir Kenntniſſe und hüte dich vor den Frauenzimmern, damit du nicht etwa um deinen Ring kommſt!“ Jonathas nahm aber ſeinen Ring, begab ſich auf die Schule und machte gute Fortſchritte in den Wiſſenſchaften. Nach dieſem begegnete ihm eines Tags auf der Gaſſe ein ziemlich

hübsches Mägdlein, er ward von Liebe zu ihr ergriffen, nahm sie mit sich und bediente sich sogleich seines Ringes, wodurch er sich die Gewogenheit aller erwarb und von ihnen erhalten konnte, was er nur wollte. Das Mägdlein aber, seine Geliebte, wunderte sich, wie er so herrlich leben könnte, da er doch kein Geld hatte. Als er daher einstmals sehr guter Dinge war, fragte sie ihn um die Ursache und sagte, es sei kein Geschöpf unter dem Himmel, welches sie mehr liebe, folglich müsse er es ihr sagen. Jener aber, der sich ihre Bosheit nicht überlegt hatte, sagte ihr, die Kraft des Ringes sei so und so usw. Jene aber erwiderte: „Da du alle Tage mit Leuten umzugehn pflegst, so könntest du ihn verlieren, darum will ich dir ihn treulich aufheben.“ Hierauf übergab er ihr seinen Ring; da er ihn aber nicht wiederbekommen konnte, weinte er bitterlich, weil er nun nichts mehr zu leben hatte. Er kehrte hierauf zu seiner Mutter, der Königin, zurück und meldete ihr den Verlust seines Ringes. Jene aber sprach: „Mein Sohn, ich habe dir vorhergesagt, hüte dich vor Weibern! Siehe, ich gebe dir hiermit das Halsband, welches du sorgsamer bewahren magst, denn wenn du es verlierst, wirst du aller Ehre und Vorteile verlustig gehen.“ Jonathas aber nahm das Halsband und begab sich wiederum auf dieselbe Schule, und siehe da, seine Geliebte kam ihm am Tore der Stadt entgegen und empfing ihn voller Freude, er aber behielt sie bei sich wie zuvor. Er trug nun das Halsband auf der Brust und bekam alles, woran er nur dachte, und stellte wie früher viele Schmäuse an und lebte herrlich und in Freuden. Darüber wunderte sich aber seine Geliebte, weil sie weder Silber noch Gold bei ihm

ſah; ſie dachte alſo, er müſſe irgendein anderes Spielwerk mitgebracht haben, was ſie auch ſchlau von ihm herausbrachte, ſo daß er ihr das Halsgeſchmeide zeigte und ihr deſſen Kräfte mitteilte. Sie aber ſprach zu ihm: „Du trägſt das Halsband beſtändig bei dir; in einer einzigen Stunde könnteſt du dir aber ſo viel denken, was für ein Jahr genug wäre, gib es mir alſo aufzuheben.“ Jener aber verſetzte: „Ich fürchte, daß du, wie du meinen Ring verloren haſt, ſo auch mein Halsband verlieren könnteſt, und ſo würde ich einen außerordentlichen Verluſt erleiden.“ Sie aber ſprach: „O Herr, durch den Ring habe ich mir ſchon die Kunſt, etwas aufzubewahren, angeeignet; ich verſpreche dir aufs Wort, daß ich das Halsband ſo bewahren will, daß es niemand von mir forttragen ſoll.“ Jener aber glaubte ihren Worten und übergab ihr ſein Halsband. Wie aber alles aufgezehrt war, da verlangte er ſein Halsband, und ſie beſchwor, wie zuvor, es ſei ihr heimlich entwendet worden. Wie das Jonathas hörte, weinte er bitterlich und ſprach: „Habe ich nicht den Verſtand verloren, daß ich nach dem Verluſt meines Ringes dir auch noch mein Halsband übergeben habe?“ Er machte ſich alſo auf den Weg zu ſeiner Mutter und berichtete ihr den ganzen Hergang der Sache. Jene aber betrübte ſich nicht wenig darüber und ſprach zu ihm: „O mein lieber Sohn, warum haſt du deine Hoffnung auf ein Weib geſetzt, von der du jetzt ſchon zum zweiten Male hintergangen worden biſt. Du wirſt nunmehr von allen für dumm geachtet, lerne doch endlich einmal Klugheit, denn ich habe nun nichts mehr als dieſes köſtliche Tuch, welches dir dein Vater gegeben hat; wenn du aber auch dieſes ver-

lierſt, darfſt du nie wieder zu mir kommen." Jener aber nahm das Tuch und begab ſich wieder auf ſeine Schule, und ſeine Geliebte nahm ihn wie zuvor freudig auf. Er aber breitete ſein Tuch aus und ſprach zu ihr: „Meine Liebe, dieſes Tuch hat mir mein Vater gegeben", und ſie ſetzten ſich beide auf dasſelbe. Jonathas aber dachte bei ſich: ‚O, wenn wir doch gleich ſo weit weg und da wären, wo keine Menſchenſeele hinkommt', und alſo geſchah es. Denn ſie befanden ſich am Ende der Welt in einem Walde, der weit entfernt von allen menſchlichen Wohnungen lag. Jene aber ward ſehr traurig, und er ſchwur zu Gott, daß er ſie den wilden Tieren zum Freſſen überlaſſen wolle, wenn ſie ihm nicht ſeinen Ring und ſein Halsband wiedergeben würde; ſie aber verſprach es zu tun, wenn es irgend möglich ſei, und auf das Bitten ſeiner Geliebten ſagte ihr Jonathas die Kraft dieſes Tuches, daß der, welcher darauf wäre und bei ſich dächte, wo er gleich ſein wollte, auch alsbald dort wäre. Hierauf ſetzte er ſich ſelbſt auf das Tuch und legte ihren Kopf auf ſeinen Schoß; als er aber anfing einzuſchlafen, zog ſie einen Teil des Tuches, auf dem er ſaß, an ſich, und dabei dachte ſie: ‚Wäre ich doch an dem Orte, wo ich heute früh geweſen bin'; und alsbald geſchah es alſo, und Jonathas blieb ſchlafend in dem Forſte zurück. Wie er aber aus ſeinem Schlafe erwachte und ſah, daß ihm ſein Tuch von ſeiner Geliebten entführt worden ſei, da weinte er bitterlich und wußte nicht, nach welchem Orte er ſich wenden ſollte. Er ſtand alſo auf, und als er ſich durch das Zeichen des Kreuzes geſchützt hatte, machte er ſich auf den Weg nach einer Straße, durch die er zu einem tiefen Gewäſſer gelangte, über welches er ſetzen

mußte, welches aber ſo bitter und heiß war, daß es ihm das Fleiſch ſeiner Füße bis auf den Knochen abſengte. Er aber ward ſehr traurig, nahm ein Gefäß voll von dieſem Waſſer und trug es mit ſich hinweg. Als er aber weitergekommen war, fing er an zu hungern, und da er einen Baum ſah, ſo aß er von deſſen Früchten und bekam alsbald den Ausſatz. Auch von dieſen Früchten ſammelte er ſich einige und nahm ſie mit ſich. Nachher kam er an ein andres Waſſer, und als er hindurchgeſchritten war, hatte daſſelbe das Fleiſch an ſeine Füße wieder zurückgebracht: alſo füllte er ſich wieder ein Gefäß an mit dieſem Waſſer und nahm es mit ſich. Als er aber wieder weiterging, fing er abermals an hungrig zu ſein, und da er einen Baum ſah, nahm er einige Früchte desſelben und verzehrte ſie; und wie er durch die erſte Frucht mit dem Ausſatze behaftet worden war, alſo ward er durch die zweite wiederum davon befreit. Auch von dieſem ſteckte er einige Früchte zu ſich und nahm ſie mit ſich hinweg. Wie er aber immer weiter fürbaß zog, da ſah er ein Schloß vor ſich, und es begegneten ihm einige Leute, welche ihn fragten, wer er wäre. Jener aber ſprach: „Ich bin ein erfahrener Arzt.“ Hierauf ſprachen ſie: „Der König dieſes Landes iſt auf jener Burg und hat den Ausſatz; wenn du ihn von dieſem Übel zu heilen vermöchteſt, würde er dir viele Schätze verehren.“ Jener aber erwiderte: „Allerdings, das kann ich.“ Hierauf führten ihn jene zu ihrem König; er gab ihm von der zweiten Frucht zu eſſen, und er ward von ſeinem Ausſatz geheilt, und von dem zweiten Waſſer gab er ihm zu trinken, wodurch er ihm das verlorene Fleiſch wiederbrachte. Alſo gab ihm der König viele Ge-

schenke, Jonathas aber fand ein Schiff aus seiner Stadt daselbst und ließ sich durch dasselbe dahin bringen. Alsbald ging ein Gerücht durch die ganze Stadt, daß ein großer Arzt angekommen sei, und da gerade seine Geliebte, welche ihm seine Spielwerke entwendet hatte, auf den Tod erkrankt war, schickte sie nach diesem Arzt. Jonathas aber ward von niemandem erkannt, kannte sie aber sehr wohl und sagte, daß seine Medizin keine Wirkung tun könne, wenn sie ihm nicht zuvor alle ihre Sünden bekannt und, wenn sie jemanden betrogen, diesem sein Eigentum wiedererstattet hätte. Jene aber bekannte mit lauter Stimme, wie sie den Jonathas um seinen Ring, seine Halskette und sein Tuch betrogen und ihn in einer Einöde verlassen hätte, um von den wilden Tieren gefressen zu werden. Wie jener dieses hörte, sprach er: „Saget mir, Dame, wo sind jene drei Spielzeuge?“ Jene aber sprach: „In meiner Truhe“, und sie gab ihm die Schlüssel derselben, und er fand sie darin. Jonathas aber gab ihr von der Frucht jenes Baumes zu essen, von dem er den Aussatz bekommen hatte, und von dem ersten Wasser, welches das Fleisch von seinen Gliedern getrennt hatte, zu trinken, und wie sie davon gegessen und getrunken hatte, vertrocknete sie sogleich, fühlte innerliche Schmerzen und schrie kläglich auf. Jonathas machte sich hierauf mit seinen Spielwerken zu seiner Mutter auf, und das ganze Volk freute sich über seine Ankunft; er aber erzählte seiner Mutter vom Anfang bis zu Ende, wie ihn Gott von vielen bösen Gefahren erlöst hätte, lebte noch einige Jahre und beschloß sein Leben in Frieden.

Wie man den Weibern nicht trauen darf

Ein gewiſſer edler Ritter hatte einen König, von dem er ſein Gut zum Lehn trug, ſchwer beleidigt; er ſchickte alſo einige andre Ritter zu ihm, daß ſie ſich für ihn ins Mittel ſchlagen ſollten. Indeſſen erhielt er mit Mühe unter folgenden Bedingungen Gnade: er ſollte zum Hofe desſelben halb zu Roß und halb zu Fuß kommen, d. h. halb reitend, halb zu Fuß gehend, und ſollte mit ſich den treueſten Freund, den beſten Luſtigmacher und treuloſeſten Feind bringen. Der Ritter aber ward ſehr traurig und überdachte bei ſich, wie er das erfüllen könnte. Als er aber in einer Nacht einem Reiſenden Herberge gewährt hatte, ſprach er heimlich zu ſeiner Frau: „Ich weiß, daß der Fremde viel bares Geld bei ſich hat: ich will, wenn du damit einverſtanden biſt, ihn umbringen, und wir werden ſein Geld erhalten.“ Jene aber ſprach: „Der Plan iſt gut.“ Wie nun aber alle noch ſchliefen, da ſtand er in der Morgendämmerung auf, weckte den Fremden und hieß ihn ſeine Straße ziehen; er ſelbſt aber ſchnitt eins ſeiner Kälber in Stücke und ſteckte es in einen Sack, dann weckte er ſeine Frau und gab ihr den Sack, damit ſie denſelben in einem Winkel des Hauſes verſtecken ſollte, indem er ihr ſagte: „Nur den Kopf und die Arme und Beine habe ich in den Sack geſteckt, den Körper aber habe ich in unſerm Stalle vergraben.“ Als er alſo zu ihr geſprochen hatte, zeigte er ihr etwas Geld, als wenn er es dem ermordeten Fremden genommen hätte. Wie nun aber der Tag da war, daß er ſich ſeinem Herrn vorſtellen ſollte, nahm er auf ſeine rechte Seite ſeinen Hund, ſeinen kleinen Sohn in ſeine Arme und ſeine Frau

zu seiner Linken und zog also nach dem Schlosse. Wie er aber in die Nähe der Burg seines Herrn kam, da legte er sein rechtes Bein über den Rücken seines Hundes, gerade als wenn er ritte, mit dem andern aber ging er auf der Erde, und zog also zu Fuß und zu Roß in die Burg seines Herrn. Wie aber der König dieses gewahr wurde, wunderte er sich mit denen, welche bei ihm standen. Der Richter aber sprach zu jenem: „Wo ist dein getreuester Freund?“ Sogleich zog dieser sein Schwert aus der Scheide und brachte damit seinem Hunde eine schwere Wunde bei, und dieser lief mit Schmerz und Geheul hinweg. Nachher rief ihn der Ritter zurück, und der Hund kam wieder zu ihm, und er sagte: „Sehet, hier ist mein getreuester Freund!“ Hierauf sprach der König: „Du sagst die Wahrheit, wo ist aber dein Lustigmacher?“ Hierauf antwortete ihm der Ritter: „Siehe, hier ist mein kleiner Sohn, er spielt vor mir und macht mir vieles Vergnügen!“ Hierauf sagte der König: „Wo ist nun dein größter Feind?“ Sogleich gab der Ritter seiner Frau eine Ohrfeige und sprach: „Warum siehst du meinen Herrn, den König, so frech an?“ Jene aber antwortete sogleich: „O du verfluchter Mörder, warum schlägst du mich? hast du nicht in deinem eignen Hause einen erbärmlichen Totschlag verübt und wegen einer geringen Geldsumme einen Fremden umgebracht?“ Da gab ihr der Ritter noch eine zweite Ohrfeige und sprach: „Schämst du dich nicht, so deinen eignen Sohn hier zu beschimpfen?“ Gleich geriet sie in volle Wut und sprach: „Kommt mit, ich will euch den Sack zeigen, in welchen er den Kopf und die Arme des getöteten Fremdlings gesteckt

hat, und den Stall, wo er seinen Körper vergraben!“ Wie sie aber dort angelangt waren, um die Sache zu untersuchen, und die Frau den Ort angab, gruben sie sogleich nach, erstaunten aber, als sie das Kalbfleisch erblickten, und weil sie die List des Ritters erkannten, erhoben sie ihn mit verdienten Lobsprüchen. Dieser aber wurde nachher an seinen König durch das Band der Liebe als sein Vertrauter gefesselt.

Weibliche Verschwiegenheit

Es waren einst zwei Brüder, der eine ein Laie, der andre ein Kleriker. Nun hatte aber der Laie oft von seinem Bruder gehört, daß die Weiber nicht imstande seien, irgend jemandes Geheimnisse zu verbergen; er gedachte also hierüber mit seiner herzliebsten Frau eine Probe zu machen und sprach eines Nachts zu ihr: „Meine Liebe, ich habe dir ein Geheimnis mitzuteilen; wenn ich nur gewiß wäre, daß du es niemandem sagtest, weil, wenn du anders tätest, es für mich eine unerträgliche Beschämung geben würde.“ Jene aber entgegnete: „Herr, fürchte nichts, ich bin mit dir ein Leib, dein Wohl ist mein Wohl und umgekehrt auch dein Unglück.“ Er sprach hierauf: „Als ich auf die Seite ging, um ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, flog aus dem hintern Teil meines Körpers ein schwarzer Rabe heraus, und das macht mir vielen Kummer.“ Sie aber sprach: „Du mußt vielmehr froh sein, daß du von einem so großen Leiden erlöst bist.“ Am andern Morgen früh ging aber das Weib zum Hause des Nachbars und sprach zu der Hausfrau: „O beste Frau, kann ich dir etwas Geheimes mitteilen?“ Diese entgegnete: „So sicher,

als deiner eignen Seele.“ Hierauf sprach jene: „Meinem Manne ist ein wunderlicher Zufall begegnet, denn diese Nacht ging er auf die Seite, um ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, und siehe da, zwei pechschwarze Raben flogen aus seinem Hinterteil heraus, und das macht mir viel Kummer.“ Jene erzählte nun einer Nachbarsfrau von dreien, die dritte von vieren und so fort, bis sich das Gerücht verbreitet hatte, es seien vierzig Raben aus ihm herausgeflogen. Jener aber, über dieses Gerücht unruhig, berief das Volk zusammen und erzählte den Hergang der Sache, wie er die Frau habe versuchen wollen, ob sie ein Geheimnis bewahren könne. Nach diesem aber starb seine Frau, und er ging in ein Kloster, wo er drei Buchstaben lernte, von denen der erste schwarz, der andre rot und der dritte weiß war: der erste aber bedeutete das Gedächtnis seiner Sünden, der andre die Erinnerung an das rote Blut unsres Heilandes, welches er am Kreuze vergossen, und der dritte die Sehnsucht nach den himmlischen Freuden und nach denen, welche dem Lamme Gottes, wohin es auch in seiner Weiße geht, folgen.

Papirius

Makrobius erzählt, daß ein Römerknabe mit Namen Papirius einmal mit seinem Vater in den Senat der weisen Männer ging, wo aber befohlen ward, einen gewissen geheimen Beschluß bei Leibesstrafe zu bewahren. Wie nun der Knabe wieder nach Hause kam, fragte ihn seine Mutter, was das wäre, was die Konsuln bei Leibesstrafe zu verbergen befohlen hätten. Der Knabe antwortete: „Du darfst

es auch nicht erfahren, denn es iſt befohlen, es zu verheimlichen.“ Wie das die Mutter hörte, begann ſie mit Bitten, Verſprechungen, Drohungen und Schlägen den Knaben zu veranlaſſen, ihr das Geheimnis zu enthüllen. Endlich ſagte der Knabe, um ſeine Mutter zufriedenzuſtellen und ſein Geheimnis zu bewahren: „Der Beſchluß handelt davon, ob es beſſer iſt, daß ein Mann mehrere Frauen, oder eine Frau mehrere Männer ehelicht.“ Kaum hatte er das geſagt, als auch ſeine Mutter dieſes Geheimnis den andern römiſchen Frauen mitteilte. Dieſe kamen nun am andern Tage in einem großen Haufen, ohne ſich die Sache weiter zu überlegen, zu den Senatoren und baten, daß vielmehr eine Frau zwei Männer, als zwei Weiber einen Mann nehmen dürften. Die Senatoren aber erſtaunten und wunderten ſich über die ſchamloſe Tollheit des ſonſt ſo verſchämten zweiten Geſchlechts: was denn eine ſolche Verkehrtheit der Weiber zu bedeuten hätte, daß ſie ein ſo wunderliches Verlangen und eine ſo unverſchämte Forderung hervorbrächten. Wie das der Knabe Papirius merkte, ſagte er den Senatoren, was geſchehen war. Dieſe aber lobten den Knaben und ſetzten feſt, er ſolle ſtets mit in der Ratsverſammlung zugegen ſein.

Von der Prüfung einer wahren Freundſchaft

Es beſaß einſt ein König nur einen einzigen Sohn, welchen er ſehr lieb hatte. Dieſer Sohn aber erhielt von ſeinem Vater die Erlaubnis, ſich in der Welt umzuſehen, um ſich Freunde zu er-

werben, trieb ſich alſo ſieben Jahre in der Fremde herum und kehrte nach dieſem zu ſeinem Vater zurück. Der Vater aber empfing ihn voller Freude und fragte ihn, wieviel er ſich Freunde erworben hätte, und der Sohn ſprach: „Drei: den erſten Freund liebe ich mehr als mich ſelbſt, den zweiten wie mich ſelbſt und den dritten wenig oder gar nicht.“ Darauf ſprach ſein Vater zu ihm: „Es möchte gut ſein, ſie zu prüfen und zu verſuchen, bevor du ihrer bedarfſt: ſchlachte ein Schwein, ſtecke es in einen Sack und gehe zur Nachtzeit in das Haus desjenigen Freundes, den du mehr als dich ſelbſt liebſt, und ſage ihm, daß du durch Zufall einen Menſchen getötet haſt und, wenn deſſen Körper gefunden wird, du zum ſchimpflichſten Tode verurteilt werden wirſt; ich bitte dich alſo, wie ich dich immer mehr denn mich ſelbſt geliebt habe, hilf mir in dieſer großen Not!“ Alſo geſchah es denn auch, jener aber erwiderte: „Wie du ihn getötet haſt, alſo iſt es notwendig, daß du dafür büßeſt, und wenn der Leichnam gefunden wird, dürfteſt du wohl an den Galgen gehängt werden. Indeſſen weil ich dein Freund geweſen bin, will ich mit dir bis zum Galgen gehn, und wenn du hingerichtet worden biſt, dir drei oder vier Ellen Tuch geben, um deinen Leichnam darin einzuſchlagen.“ Wie er das hörte, ging er zu ſeinem zweiten Freund und prüfte ihn wie den erſten, der aber ſchlug es ihm ab wie der erſte und ſprach: „Hältſt du mich für einen Toren, daß ich mich einer ſolchen Gefahr ausſetzen ſollte? Indeſſen weil du mein Freund geweſen biſt, will ich dich bis an den Galgen begleiten und dir unterwegs Troſt einſprechen, ſoviel ich kann.“ Hierauf kam er

zu ſeinem dritten Freunde und ſtellte ihn auf die Probe, indem er alſo ſprach: „Ich ſchäme mich, dich anzuſprechen, weil ich nie etwas für dich getan habe, allein ich habe zufällig einen Mann umgebracht uſw.“ Jener aber antwortete: „Ich will das gern für dich tun, will die Schuld auf mich nehmen und, wenn es ſein muß, für dich den Galgen beſteigen.“ Alſo erfuhr er, daß dieſer ſein beſter Freund geweſen war.

Zedechias und die Schlange

Einſt lebte ein König Fulgentius, in deſſen Reiche ein gewiſſer Ritter namens Zedechias ſich befand, der eine ſchöne Frau nahm, die aber nicht ſehr klug war. Es wohnte aber in ſeinem Hauſe, in einem Gemache, eine Schlange. Der Ritter aber beſuchte Turniere und Lanzenrennen ſo lange, bis er in die äußerſte Dürftigkeit geriet; nunmehr aber weinte er bitterlich und lief wie verzweifelt bald hier- und bald dorthin, indem er nicht wußte, was er anfangen ſollte. Wie aber die Schlange ſeinen Schmerz gewahr wurde, da bekam ſie das Vermögen zu reden, wie einſt die Eſelin Bileams, und ſprach: „Warum weinſt du? Tue nach meinem Rat, und du wirſt es nachher nicht bereuen: gib mir jeden Tag ſüße Milch, und ich will dich reich machen!“ Wie das der Ritter hörte, freute er ſich ſehr und verſprach, dieſes getreulich erfüllen zu wollen. Alsbald ward er in kurzer Zeit ſehr reich und bekam ſchöne Kinder und großen Reichtum. Nun begab es ſich aber eines Tags, daß ſeine Frau zu ihm, ihrem Mann, ſprach: „Herr, ich glaube, daß jene Schlange in dem Ge-

mach, worin sie liegt, viele Güter besitzt; ich rate, sie zu töten, und wir werden ihre Schätze bekommen." Er aber brachte auf Antrieb seiner Frau einen Hammer herzugeschleppt, um die Schlange bei ihrem Milchtopfe zu erschlagen. Wie nun die Schlange den Milchtopf sah, steckte sie ihren Kopf aus einem Loche des Gemachs heraus, um nach ihrer Gewohnheit die Milch zu lecken. Als aber der Ritter dieses bemerkte, hob er den Hammer auf und wollte damit die Schlange erschlagen; allein diese sah es auf einmal, zog den Kopf zurück, und der Hieb traf den Milchtopf. Sogleich nachher verlor der Ritter alles, was er besessen hatte, und seine Frau sprach zu ihm: „O weh, ich habe dir einen schlimmen Rat gegeben; gehe also zu dem Loche der Schlange und demütige dich in allem vor ihr, ob du nicht vielleicht bei ihr Gnade finden kannst." Der Ritter machte sich also nach dem Gemache der Schlange auf und weinte bitterlich und bat sie um Gnade, damit er durch sie, wie früher, reich werden könne. Die Schlange aber sprach zu ihm: „Jetzt sehe ich, wie dumm du bist und daß du auch dumm bleiben wirst; denn es ist unmöglich, daß nicht jener Hammerschlag mir öfters ins Gedächtnis kommt, und es dir einfällt, wie ich deine Kinder getötet und deinen Reichtum genommen habe: darum kann kein wahrhafter Frieden zwischen uns bestehen." Hierüber ward der Ritter sehr traurig und sprach: „Ich verspreche dir auf mein Wort, daß ich nie etwas gegen dich verüben will, wenn ich nur deine Gunst wiedererhalten kann." Hierauf antwortete die Schlange: „Mein Lieber, die Natur der Schlange ist Verschlagenheit, und meine Worte voll von Gift müssen

dir genug ſein, denn eben fällt mir der Schlag mit dem Hammer und deine Nichtswürdigkeit ein; packe dich weg, damit dir nicht noch ein größeres Unglück zuteil wird!“ Der Ritter aber entfernte ſich mit großen Schmerzen von ihr und ſprach zu ſeiner Frau: „Weh mir, daß ich deinen Rat ausgeführt habe!“ Und alſo brachten ſie nunmehr ihr Leben beſtändig in Dürftigkeit hin.

Von der Furcht vor dem Jüngſten Gericht

Es gab einſt einen König, der das Geſetz feſtſetzte, daß, wenn jemand plötzlich des Todes ſterben müßte, man früh vor Sonnenaufgang vor ſeinem Hauſe mit Trompeten blaſen, er ſich dann ſogleich ſchwarze Kleider anziehen und zum Gericht kommen ſolle. Dieſer König ſtellte nun ein großes Gaſtmahl an und ließ alle Fürſten ſeines Reichs dazu einladen, und dieſe kamen auch alle. Bei dieſem Gaſtmahle fanden ſich nun auch alle möglichen Muſiker ein, welche durch ihre ſüßen Melodien den Gäſten viel Vergnügen machten. Der König zeigte aber keine Heiterkeit oder irgendein Zeichen von Vergnügen, ſondern machte ein trauriges Geſicht und ſtieß Seufzer und Wehklagen aus. Wie das die Gäſte ſahen, wunderten ſie ſich, wagten aber nicht, ihn um die Urſache ſeiner Traurigkeit zu fragen, ſondern ſagten zu dem Bruder des Königs, er möge doch dem Grunde dieſer Betrübnis nachforſchen; dieſer tat es auch und ſagte, daß ſich alle Gäſte über ſeine ſo große Bekümmernis verwunderten und er ſie gern erfahren möchte. Der König aber ſprach: „Gehe in deine

Wohnung, und du sollst am morgenden Tage meine Antwort hören", und also geschah es. Der König aber befahl den Trompetenbläsern, sie sollten am folgenden Morgen vor seines Bruders Haus kommen, mit Trompeten blasen und ihn dem Gesetze gemäß vor ihn führen; was sie auch taten. Als nun der Bruder des Königs frühmorgens Trompeten vor seinem Hause hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide; er stand auf, zog schwarze Kleider an und begab sich zum König. Der aber ließ eine tiefe Grube aufwerfen und über die Grube einen gebrechlichen Stuhl mit vier schadhaften Beinen stellen, seinem Bruder die Kleider ausziehen und ihn auf den Stuhl setzen. Wie er aber auf den Stuhl gesetzt worden war, befahl er, man solle ein scharfes Schwert an einem seidnen Faden über seinem Kopfe aufhängen. Hierauf befahl er vier Männern mit scharfen Schwertern, einer von vorn, der andre von hinten, der dritte von der rechten und der vierte von der linken Seite, zu ihm zu treten, und als sie sich aufgestellt hatten, sagte der König zu ihnen: „Wenn ich es euch heißen werde, stoßt ihr bei Leibesstrafe eure Schwerter in ihn hinein." Hierauf ließ er Trompeten und alle Arten Instrumente bringen und vor seinem Bruder eine Tafel decken und mit verschiedenen Speisen besetzen und sprach: „O mein liebster Bruder, weshalb bist du so traurig und warum hast du solche Kümmernis in deinem Herzen? Siehe, hier die köstlichsten Gerichte, hier die lieblichsten Melodien: warum bist du nicht vergnügt und freust dich?" Jener aber antwortete: „Wie kann ich froh sein, wenn ich zum Zeichen, daß ich sterben soll, heute früh den Schall der Trompete vor meinem Hause ver-

nommen habe und jetzt auf einen wandelbaren und zerbrechlichen Stuhl gesetzt worden bin? Wenn ich mich unbedachtsam rühre, bricht derselbe, und ich falle in die Grube, aus der ich nicht wieder herauskann. Wenn ich meinen Kopf aufrichte, wird mich das über meinem Kopf aufgehangene Schwert bis aufs Gehirn durchbohren, und vier Henker stehen um mich herum und sind bereit, auf ein einziges Wort von Euch mich mit ihren Schwertern niederzustoßen. Wenn ich das bedenke, könnte ich mich, auch wenn ich der Herr der ganzen Welt wäre, doch nicht freuen." Darauf sprach der König zu ihm: „Nunmehr antworte ich dir auf deine Frage von gestern, warum ich nicht vergnügt sei. Ich bin wie du auf einen wandelbaren, zerbrechlichen Stuhl gesetzt, weil ich mich in einem gebrechlichen Leibe mit vier wandelbaren Beinen, nämlich den vier Elementen, befinde. Unter mir ist die Höllengrube; über meinem Haupte hängt ein spitziges Schwert, nämlich Gottes Gericht, welches bereit ist, meine Seele vom Körper zu scheiden; vor mir ist ein scharfes Schwert, nämlich der Tod, der niemanden verschont und unverhofft kommen kann, wo und wann, weiß ich nicht. Hinter mir ist ein zweites Schwert bereit, mich zu durchbohren: nämlich meine Sünden, die ich in dieser Zeitlichkeit begangen habe, stehen bereit, mich vor dem Richterstuhle Gottes zu verklagen. Das Schwert an meiner rechten Seite ist der Teufel, der herumgeht und sucht, wen er verzehre, aber immer bereit ist, meine Seele zu erhaschen und sie zur Hölle zu führen. Das Schwert an meiner Linken aber sind die Würmer, welche mein Fleisch nach meinem Tode fressen werden. Wenn ich, mein liebster Bruder,

alles das bedenke, werde ich nimmermehr froh sein können; wenn du aber dich heute so sehr vor mir, der ich doch nur ein sterblicher Mensch bin, gefürchtet hast, muß ich also um vieles mehr meinen Schöpfer und Erlöser, unsern Herrn Jesus Christus, fürchten. Gehe also hin, mein lieber Bruder, und wolle künftig nicht mehr solche Fragen an mich richten!" Der aber sprang auf und dankte seinem Bruder, dem König, für die Erhaltung seines Lebens, indem er ihm die feste Verheißung gab, er wolle fortan seinen Lebenswandel bessern. Alle aber, welche zugegen waren und das hörten, lobten die Antwort des Königs.

Apollonius

Es regierte einstmals ein König Antiochus in der Stadt Antiochia, die von ihm ihren Namen bekommen hat, und erzeugte mit seiner Frau eine reizende Tochter. Als diese zum mannbaren Alter gekommen war und der Glanz ihrer Schönheit immer wuchs, da verlangten sie viele mit ihrer großen und unschätzbaren Mitgift zur Ehe. Während ihr Vater aber noch mit sich zu Rate ging, wem er vornehmlich seine Tochter zur Frau geben solle, und es selbst nicht wußte, entbrannte plötzlich in ihm eine grausame Flamme der Liebe und ungerechten Begierde nach seiner eignen Tochter, und er fing sie an mehr zu lieben, als es sich für ihn als ihren Vater geziemte. Während er aber noch mit seiner Raserei rang und diese mit der Schamhaftigkeit kämpfte, siegte doch endlich die Liebe, und er begab sich eines Tags in das Schlafgemach seiner Tochter und hieß alle sich

daraus entfernen, als wenn er mit seiner Tochter eine geheime Unterredung haben wollte. Da ihn aber die Tollheit seiner Lust antrieb, so raubte er seiner Tochter trotz ihres Sträubens ihre Unschuld und beschmutzte ihre Schamhaftigkeit. Wie nun aber das Mägdlein bei sich darüber nachdachte, was sie machen solle, kam plötzlich ihre Amme zu ihr herein, und als sie dieselbe mit einem weinerlichen Gesicht erblickte, sprach sie: „Weshalb ist deine Seele also niedergeschlagen?" Das Mädchen aber sprach: „O Teuerste, eben sind in diesem Gemache zwei edle Namen untergegangen." Die Amme aber entgegnete: „Herrin, was soll das heißen?" Jene aber antwortete: „Daß ich noch vor meiner Verehelichung durch das schändlichste Verbrechen beschimpft worden bin." Als die Amme gehört und gesehen hatte, ward sie wie toll und sprach: „Und welcher Teufel hat denn die Frechheit gehabt, das Bett einer Königin zu besudeln?" Das Mägdlein antwortete: „Gottlosigkeit hat es getan." Die Amme erwiderte: „Warum zeigst du es nicht deinem Vater an?" Das Mägdlein versetzte: „Wo ist denn mein Vater? Wenn du es wüßtest, wird der Name des Vaters bei mir verloren sein, und der Tod behagt mir allein noch als Rettung." Als aber die Amme hörte, daß sie sich nach der Hilfe des Todes sehne, da redete sie ihr mit schmeichelnden Worten ab und ermahnte sie, ihren Vorsatz aufzugeben. Während indessen der gottlose Vater mit heuchlerischer Miene vor seinen Untertanen den frommen Vater spielte, freute er sich, in seinen vier Wänden der Mann seiner Tochter zu sein; und um für immer das verfluchte Bett seiner Tochter teilen zu können, erdachte er eine neue Art von Nichtswürdigkeit, um die Freier zu

verscheuchen, welche sie vielleicht zur Frau begehrten. Er gab nämlich ein Rätsel auf, indem er sich also vernehmen ließ: „So jemand die Lösung meiner Frage finden wird, der soll meine Tochter zur Frau bekommen, wenn er dieselbe aber nicht trifft, den Kopf verlieren.“ Es kamen nun aber von allen Enden der Welt sehr viele Könige um der unglaublichen und unerhörten Schönheit des Mädchens willen hergezogen, und wenn auch einer zufällig die Lösung des Rätsels gefunden hatte, wurde er doch, als hätte er nichts gesagt, hingerichtet und sein Kopf über dem Tore aufgesteckt, auf daß die Ankommenden das Bild des Todes vor sich hätten und abgeschreckt würden, sich auf eine solche Bedingung einzulassen. Alles dieses hatte er aber getan, um selbst mit seiner Tochter im Ehebruch leben zu können. Während aber Antiochus noch dergleichen Grausamkeiten ausübte, kam ein gewisser junger Tyrier mit Namen Apollonius, der in seiner Vaterstadt zu den Vornehmsten gehörte, sehr reich war und bedeutende Kenntnisse besaß, auf einer Seereise nach Antiochia, begab sich zu dem König und sprach: „Heil dir, o König!“ Und jener sprach: „Möge es deinen Eltern in ihrer Ehe wohlgehen!“ Der Jüngling aber sprach: „Ich erbitte mir deine Tochter zur Gemahlin.“ Als aber der König hörte, was er nicht hören wollte, schaute er den Jüngling an und sprach: „Kennst du die Bedingung ihrer Verheiratung?“ Der Jüngling entgegnete: „Ich kenne sie und sah sie am Tore.“ Der König aber ward zornig und sprach: „Vernimm also die Frage: ‚Auf Verbrechen fahre ich, das Fleisch meiner Mutter verzehre ich, ich suchte meinen Bruder und meiner Mutter Mann und finde ihn nicht.‘“ Als der

Jüngling dieſe Frage vernommen hatte, entfernte er ſich einige Augenblicke von dem Könige; und da er ſich nach der Hilfe ſeiner Wiſſenſchaft umſah, fand er durch die Gnade Gottes die Auflöſung der Frage, kehrte zum König zurück und ſprach: „Mein guter Herr König, du haſt mir eine Frage vorgelegt, vernimm jetzt die Auflöſung derſelben. Darin nämlich, daß du geſagt haſt: ‚Ich fahre auf einem Verbrechen‘, haſt du nicht gelogen, ſiehe dich nur ſelbſt an; bei den Worten aber: ‚Ich verzehre meiner Mutter Fleiſch‘, ſchaue nur deine Tochter an.“ Als der König aber vernahm, daß die Löſung des Rätſels von dem Jünglinge getroffen worden ſei, fürchtete er, ſeine Sünde möchte offenbar werden; er ſchaute ihn daher mit zorniger Miene an und ſprach: „Jüngling, du biſt noch weit von der Auflöſung der Frage entfernt, du haſt nicht geſagt, was wahr iſt; zwar verdienſt du geköpft zu werden, allein ſiehe, du ſollſt noch einen Zeitraum von dreißig Tagen haben: überlege dir die Sache noch einmal, kehre in dein Land zurück, und wenn du die Auflöſung meiner Frage findeſt, ſollſt du meine Tochter zur Frau bekommen, wo nicht, wirſt du deinen Hals verlieren.“ Der Jüngling aber ward beſtürzt, nahm ſeine Begleiter mit ſich, beſtieg ein Schiff und begab ſich in ſeine Vaterſtadt. Allein nach der Entfernung des jungen Mannes rief der König ſeinen Haushofmeiſter namens Taliarchus zu ſich und ſprach zu ihm: „Taliarche, mein getreueſter Geheimſchreiber, wiſſe, daß Apollonius von Tyrus die Auflöſung meiner Frage entdeckt hat; beſteige alſo gleich ein Schiff, ihn zu verfolgen, und wenn du nach Tyrus kommſt, ſo frage nach ihm und bringe ihn durch Gift oder Dolch um. Wenn

du zurückkehrst, sollst du eine große Belohnung erhalten." Taliarchus aber nahm seinen Schild und Geld, machte sich auf den Weg und begab sich nach der Vaterstadt des Jünglings. Apollonius aber gelangte eher dahin, begab sich in sein Haus, öffnete alle seine Schränke, schlug alle seine Bücher nach und fand doch nichts andres, als was er dem König gesagt hatte, sprach also bei sich: ‚Wenn ich mich nicht irre, liebt der König seine Tochter mit einer unlautern Brunst.' Wie er aber noch darüber nachdachte, sagte er in seinem Herzen: ‚Was machst du, Apolloni, du hast die Auflösung entdeckt und doch die Prinzessin nicht erhalten, du bist also von Gott bestimmt, nicht unterzugehen.' Alsbald ließ er Schiffe für sich rüsten und dieselben mit hunderttausend Scheffeln Getreide, einer großen Last Silber und vielen Kleidungsstücken beladen, bestieg in der dritten Stunde der Nacht mit wenigen Getreuen ein Schiff und vertraute sich der hohen See an. Am andern Tage aber wurde er von seinen Mitbürgern gesucht, aber nicht gefunden; und es erhob sich ein ungeheures Wehklagen, daß der geliebteste Fürst des Vaterlandes nirgends zu finden war, und es herrschte in der ganzen Stadt eine große Trauer. Er besaß aber die Liebe seiner Mitbürger in einem so hohen Grade, daß lange Zeit hindurch die Bartscherer feiern mußten, die öffentlichen Schauspiele ruhten, die Bäder verschlossen wurden und niemand weder die Tempel noch Wirtshäuser besuchte. Während aber die Sachen so standen, kam Taliarchus, der vom König Antiochus gesandt war, jenen zu ermorden, an; und da er alle Häuser verschlossen sah, sprach er zu einem Knaben: „Sage mir bei deinem Leben, warum diese

Stadt alſo in Trauer liegt?" Der Knabe aber ſprach: „O Teuerſter, weißt du denn nicht bereits, was du fragſt? Dieſe Stadt hat Trauer angelegt, weil der Fürſt Apollonius nach ſeiner Zurückkunft vom König Antiochus ſich nirgends ſehen läßt." Wie das Taliarchus hörte, kehrte er voller Freude auf ſein Schiff zurück, ſegelte wieder nach Antiochia, begab ſich zu dem König und ſprach: „Herr, mein König, freue dich, weil Apollonius aus Furcht vor dir ſich nicht wieder hat blicken laſſen!" Der König aber ſagte: „Fliehen kann er wohl, aber mir nicht entfliehen." Alsbald ließ er folgendes Edikt bekanntmachen: „Wer mir den Apollonius von Tyrus, den Verräter meiner Majeſtät, ausliefern wird, ſoll fünfzig Goldtalente erhalten, wer aber ſeinen Kopf abſchlagen wird, der ſoll hundert haben." Hierauf ließen ſich nicht bloß ſeine Feinde, ſondern auch ſeine Freunde von der Habſucht verlocken und machten ſich eilig auf, dem Apollonius nachzuſetzen. Man forſchte aber dem Apollonius zu Waſſer und zu Lande, in den Wäldern und jeglichem Schlupfwinkel nach, und fand ihn doch nicht. Darauf ließ der König ganze Schiffsflotten ausrüſten, um den Jüngling zu verfolgen; allein während ſich die dazu Beſtellten noch bei der Ausrüſtung derſelben aufhielten, kam Apollonius nach Tharſis und wurde, als er am Geſtade herumſpazierte, von einem ſeiner Sklaven, mit Namen Elinatus, erblickt, der zu derſelbigen Stunde angekommen war. Dieſer aber trat zu ihm und ſprach: „Heil ſei dir, König Apolloni!" Als der aber alſo begrüßt wurde, machte er es ſo, wie es Mächtige zu tun pflegen, und beachtete den Mann gar nicht. Darüber ward der Alte ſehr aufgebracht, grüßte ihn zum

zweiten Male und sprach: „Heil sei dir, König Apolloni! Erwidere doch meinen Gruß und wolle nicht eine durch anständige Sitten geschmückte Armut gering schätzen! Denn wenn du wüßtest, was ich weiß, würdest du dich wohl in acht nehmen.“ Jener aber sprach: „Saget mir es doch, wenn es Euch gefällig ist!“ Der aber sprach: „Du bist geächtet.“ Jener entgegnete aber: „Und wer hat denn den Fürsten seiner Vaterstadt in die Acht erklärt?“ Elinatus aber sprach: „Der König Antiochus.“ „Weshalb denn der König Antiochus?“ Elinatus entgegnete: „Weil du sein willst, was er als Vater ist.“ Apollonius versetzte: „Und für wieviel hat er mich denn geächtet?“ Und jener entgegnete: „Wer dich ihm lebend stellen wird, der soll fünfzig Goldtalente, wer ihm aber deinen Kopf bringt, der soll hundert Talente als Lohn haben. Darum ermahne ich dich, irgendwo Schutz zu suchen.“ Als Elinatus also gesprochen hatte, entfernte er sich. Apollonius aber rief ihm nach und bat ihn, er möchte doch zu ihm kommen, er wolle ihm hundert Goldtalente geben, und sprach: „Nimm sie doch von meiner Armut, weil du sie verdient hast, haue mir den Kopf ab und überreiche ihn dem König; das wird ihm große Freude machen. Siehe, hier hast du hundert Goldtalente, und dabei bleibst du ohne Schuld, weil ich dich aus freiem Willen dazu gedungen habe, daß du dem König eine so große Freude machen sollst.“ Der Greis aber antwortete ihm: „Herr, es sei ferne von mir, daß ich um einer solchen Sache willen jemals in meinem Leben eine Belohnung haben möchte, rechtliche Leute stellen Freundschaft niemals dem Gelde gleich.“ Und nachdem er den König Apollonius noch sehr gepriesen

hatte, begab er ſich hinweg. Nach dieſem, als Apollonius ſich noch auf demſelben Flecke am Meeresufer erging, ſah er einen Mann auf ſich zukommen, namens Stranguilio, der ein betrübtes und trauriges Geſicht machte. Apollonius aber ging auf ihn los und ſprach zu ihm: „Heil ſei dir, Stranguilio!“ Und dieſer erwiderte: „Auch dir, mein König Apolloni,“ und ſetzte hinzu: „Sage mir doch, weshalb du dich an dieſem Orte mit ſo verſtörter Miene aufhältſt?“ Apollonius ſprach: „Weil ich die Tochter des Königs, nachdem ich die Wahrheit geſprochen hatte, zur Frau und zu meiner ehelichen Gemahlin begehrte. Ich wünſche alſo und bitte, daß ich, wenn es möglich iſt, mich in Eurer Stadt verſtecken kann.“ Stranguilio aber ſagte: „Herr Apollonius, unſre Stadt iſt ſehr arm und nicht imſtande, deine hohe Geburt ſtandesgemäß aufrechtzuerhalten; außerdem leiden wir an einer ſchweren Hungersnot und Getreidemangel, und unſre Mitbürger haben keine Hoffnung auf Erlöſung, ſondern der grauſamſte Tod ſchwebt vor unſern Augen.“ Apollonius aber erwiderte: „Danket Gott, der mich auf meiner Flucht an Eure Grenze verſchlagen hat: ich will Eurer Stadt hunderttauſend Scheffel Korn geben, wenn du nur meine Flucht hierher verheimlichen willſt.“ Als das Stranguilio hörte, warf er ſich ihm zu Füßen und ſprach: „Herr Apollonius, wenn du dieſer verhungerten Stadt zu Hilfe kommen willſt, werden wir nicht bloß deine Flucht geheimhalten, ſondern, wenn es nötig iſt, auch für deine Erhaltung kämpfen.“ Hierauf beſtieg Apollonius auf dem Markte den Richterſtuhl und ſprach zu allen Bürgern jener Stadt, welche anweſend waren: „Ihr Bürger von Tharſis,

welche Getreidemangel drückt und plagt, ich, Apollonius von Tyrus, will euch helfen; denn ich denke, daß ihr dieser Wohltat eingedenk sein und meine Flucht geheimhalten werdet. Denn wisset, daß ich nicht wegen meiner Reise, wohl aber zu eurem Glücke hierhergeführt worden bin. Ich will euch also hunderttausend Scheffel Korn um denselben Preis geben, als ich sie in meiner Heimat gekauft habe, nämlich einen jeden für acht Schillinge." Wie das die Bürger hörten, daß sie einen Scheffel um acht Schillinge kaufen könnten, wurden sie sehr froh, dankten ihm und fingen sogleich an, das Korn zum Gebrauche zuzurüsten. Apollonius aber nahm zwar das Geld, allein damit es nicht schiene, als wenn er seine königliche Würde abgelegt hätte und mehr ein Kaufmann als ein Wohltäter wäre, schenkte er dasselbe dem Gemeindevermögen dieser Stadt wieder. Wie aber die Bürger diese seine so großen Wohltaten erkannten, errichteten sie ihm auf dem Markt eine Bildsäule, auf welcher er, auf einem Wagen stehend, dargestellt war, wie er mit der rechten Hand die Ähren brach und sie mit dem linken Fuße austrat, und schrieben darunter auf das Fußgestell: „Der Apollonius von Tyrus hat der Stadt Tharsis ein Geschenk gegeben, welches sie von einem schrecklichen Tode errettet hat." Als hierauf einige Tage verflossen waren, nahm er sich vor, auf den Rat des Stranguilio und seiner Frau Dyonisiades nach der Tyrrhenerstadt Pentapolis zu schiffen, um sich daselbst zu verbergen, während seine Guttaten mit Ruhe und Wohlfahrt vollzogen wurden. Er wurde also mit großen Ehren ans Meer geführt und bestieg, nachdem er allen ein Lebewohl gesagt hatte, sein Schiff. Allein nach drei Tagen

und ebenſoviel Nächten, als er das Geſtade von Tharſis verlaſſen hatte und er bisher mit günſtigem Winde geſegelt war, veränderte ſich auf einmal das Meer. Denn in wenigen Stunden erhob ſich nun ein Sturm, indem der Aquilo und Eurus die Flotte bedrängten; der Himmel ergoß ſich mit ungeheurem Regen, das tyriſche Schiffsvolk ward vom Sturm vernichtet, das Schiff barſt zu gleicher Zeit, der Zephyrus wühlte das Meer auf, Hagel und dunkle Wolken lagerten ſich auf demſelben. Es blieſen aber die Winde ſo ſtark, daß der Tod alle erfaßte; zwar haſchte jeder nach einem Brette, allein bei einer ſolchen Finſternis und Unwetter kamen alle ums Leben. Apollonius allein ward durch eine Planke, die er glücklicherweiſe erhaſcht hatte, an die Küſte der Pentapolis getrieben, und als er jetzt am Ufer ſtand und auf das nun ruhige Meer hinblickte, ſprach er alſo: ‚O du treuloſes Meer, lieber will ich in die Hände des grauſamen Königs geraten als in die deinigen; wohin ſoll ich mich jetzt wenden, wo ſoll ich ein Vaterland finden, welcher Bekannte ſoll mir, dem Unbekannten, beiſtehen?‘ Während aber Apollonius alſo bei ſich ſprach, erblickte er einen jungen Mann, der auf ihn zukam, einen kräftigen Schiffer, in einen ſchmutzigen Mantel gehüllt, und weil ihn die Not dazu zwang, ſo warf er ſich ihm zu Füßen und ſprach unter vielen Tränen: „Erbarme dich, wer du auch biſt, eines Schiffbrüchigen, der nur das nackte Leben gerettet hat, aber nicht von niedrigen, ſondern vornehmen Eltern gezeugt iſt; und damit du es weißt, weſſen du dich erbarmen ſollſt: ich bin Apollonius von Tyrus, ich, der Herr meiner Vaterſtadt, flehe dich an, mir das Leben zu retten!“ Als aber der

Fischer die Schönheit des jungen Mannes gewahr wurde, da ward er von Mitleid bewegt, hob ihn auf und führte ihn unter das Dach seiner Wohnung, setzte ihm Speisen vor, soviel er nur bekommen konnte, und damit er seiner Mildtätigkeit noch vollständiger Genüge leisten möchte, zog er seinen großen Kittel aus, teilte ihn in zwei Hälften, gab eine davon dem jungen Manne und sprach: „Nimm, was ich habe, und gehe in die Stadt, vielleicht wirst du da jemand finden, der sich deiner erbarmt; so du aber keinen findest, kehre wieder zu mir zurück und laß dir an meiner Armut genügen.“ Der Fischer setzte noch hinzu: „Nur daran erinnere ich dich, daß, wenn du irgend einmal deiner früheren Herrlichkeit zurückgegeben wirst, du dann die Armut eines geringen Fischermanns nicht verachten magst.“ Apollonius aber erwiderte: „Wenn ich nicht ewig deiner gedenken werde, will ich noch einmal Schiffbruch leiden und nicht einen Mann finden, wie du bist.“ Als er so gesprochen hatte, schlug er den ihm gezeigten Weg ein und trat in das Tor der Stadt. Während er aber noch darüber nachdachte, wo er Hilfe hernehmen solle, sah er einen nackten Knaben durch die Straßen laufen, der sein Haupt mit Öl gesalbt hatte, mit einem Handtuche umgürtet war und mit lauter Stimme folgendes ausschrie: „Höret es alle, hört es, ihr Fremden und Knechte, wer sich abwaschen will, der trete in die Badestube!“ Wie das Apollonius vernommen hatte, zog er seinen alten Rock aus, begab sich in das Bad und bediente sich des Wassers desselben. Während er aber alle Anwesenden einzeln anschaute, suchte er einen seinesgleichen, fand aber keinen. Als plötzlich der König der ganzen Umgegend,

Altiſtrates, mit einem Schwarme von Dienern hereintrat, und als der König mit ſeinen Knechten das Ballſpiel trieb, da bückte ſich Apollonius vor dem König, hob den laufenden Ball auf und ſandte ihn mit einer feinen Leichtigkeit geſchlagen wieder dem König zurück. Darauf ſprach der König zu ſeinen Dienern: „Entfernt euch; denn hier iſt ein Jüngling, der es mit mir, wie ich denke, aufnehmen kann.“ Als Apollonius aber hörte, daß er gelobt werde, trat er mutvoll hin zum König, und nachdem er das Gefäß mit Öl und Wachsſalbe ergriffen hatte, ſalbte er ihn am ganzen Körper mit geſchickter Hand und bähete ihn dann auf einem weichen Seſſel und hörte mit ſeinen Dienſtleiſtungen erſt auf, als jener ſich entfernte. Und der König ſprach zu ſeinen Freunden nach dem Weggange des Jünglings: „Ich ſchwöre euch, daß ich mich in Wahrheit nie beſſer gebadet habe, als heute durch dieſes Jünglings Dienſtfertigkeit, ob ich gleich nicht weiß, wer er iſt“; dabei ſah er einen ſeiner Diener und ſprach: „Siehe zu, wer der Jüngling iſt, der mich bedient hat.“ Jener aber folgte dem jungen Manne und ſah, daß er mit einem ſchmutzigen und ſchlechten Mantel bekleidet war, kehrte zum König zurück und ſprach: „Der junge Mann iſt ein Schiffbrüchiger.“ Der König erwiderte: „Woher weißt du das?“ Und jener verſetzte: „Auch ohne daß er es ſagt, zeigt es ſeine Kleidung an.“ Der König aber ſprach: „Gehe ſchnell hin zu ihm und ſage ihm: „Der König läßt dich bitten, du möchteſt heute an ſeiner Tafel ſpeiſen.“ Wie das Apollonius hörte, freute er ſich ſehr und begab ſich mit dem Diener zum Könige. Der Diener trat aber eher in deſſen Gemach und

sprach: „Der Schiffbrüchige ist da, allein wegen seiner schmutzigen Kleidung schämt er sich hereinzukommen.“ Und gleich ließ ihn der König mit seiner würdigen Gewändern bekleiden und in das Speisezimmer treten. Als aber Apollonius in den Speisesaal getreten war, setzte er sich an einem ihm angewiesenen Orte, dem Könige gegenüber, nieder; es wurde zuerst ein Frühstück, dann aber ein königliches Mahl aufgetragen, allein Apollonius langte nicht zu, obgleich alles speiste, sondern betrachtete mit Tränen in den Augen das goldne und silberne Geschirr und die Diener des Königs. Darauf sprach einer von den Gästen zum König: „Wenn ich nicht irre, beneidet dieser junge Mann da dein Glück.“ Der König aber entgegnete: „Dein Verdacht ist unbegründet; er beneidet nicht mein Glück, wohl aber trauert er darüber, daß er so viel verloren hat.“ Hierauf schaute der König dem Apollonius ins Gesicht und sprach zu ihm mit freundlicher Miene: „Jüngling, iß doch mit uns und hoffe, daß Gott dir ein besseres Schicksal verleihen wird!“ Während er ihm aber also noch zuredete, da trat plötzlich die Tochter des Königs, eine erwachsene Jungfrau, herein und küßte ihren Vater und alle seine an der Tafel befindlichen Freunde. Wie sie aber einen jeden geküßt hatte, kehrte sie zu ihrem Vater zurück und sprach: „Guter Vater, wer ist der junge Mann, der den Ehrenplatz dir gegenüber inne hat und so betrübt ist?“ Der König aber sprach: „O mein süßes Töchterlein, dieser Jüngling hat Schiffbruch gelitten und mir in der Ringschule viel Liebesdienste erzeigt, darum habe ich ihn zu Tische geladen; wer er aber ist, weiß ich nicht; so du es aber wissen willst, so frage ihn,

denn es ist recht, daß du alles erfährst, und vielleicht wirst du Mitleid mit ihm empfinden, wenn du ihn kennen gelernt hast." Als das das Mädchen hörte, trat sie zu ihm und sprach: „Mein Lieber, dein edles Aussehn zeugt von deiner adligen Abstammung; wenn es dir nicht unangenehm ist, so verkündige mir deinen Namen und deine Begebenheiten." Jener aber erwiderte: „Wenn du meinen Namen wissen willst, den habe ich auf dem Meere verloren, wenn meinen Adel, den habe ich in Tyrus gelassen." Das Mädchen aber sprach: „Rede deutlicher, damit ich dich verstehen kann!" Darauf erzählte ihr Apollonius alle seine Unglücksfälle und nannte ihr seinen Namen. Als er aber seine Rede geendigt hatte, fing er an Tränen zu vergießen, und der König sprach, als er ihn weinen sah, zu seiner Tochter: „Mein süßes Kind, du hast unrecht getan, daß du Namen und Schicksale dieses jungen Mannes zu wissen verlangtest, denn du hast seinen alten Schmerz von neuem hervorgerufen. Meine süße Tochter, da du jetzt die Wahrheit weißt, so ist es billig, daß du ihm deine königliche Milde zuteil werden lässest." Als aber das Mägdlein den Willen ihres königlichen Vaters vernommen hatte, blickte sie den Jüngling an und sprach: „Apollonius, du bist jetzt der Unsre, lege deine Trauer ab, denn mein Vater wird dich wieder reich machen." Apollonius aber dankte ihr mit Seufzen und Ehrerbietung. Danach sprach der König zu seiner Tochter: „Hole deine Leier, auf daß du mit deinem Gesange unsre Gäste erheiterst." Hierauf ließ sich die Prinzessin ihre Leier bringen und begann dieselbe lieblich zu spielen. Alle aber fingen an, sie zu preisen und zu sagen: „Man

kann nichts Schöneres noch Süßeres hören.“ Allein aber von ihnen schwieg Apollonius, und der König sprach zu ihm: „Apollonius, du tust nicht recht; alle loben meine Tochter bei ihrem Spiele, warum findest du allein keinen Gefallen an ihr?“ Jener aber sprach: „Guter König, wenn du mir es gestattest, will ich dir sagen, was ich denke: deine Tochter hat zwar die Musik angefangen, allein sie noch nicht vollkommen inne. Befiehl also, daß man mir die Leier übergibt, und du sollst sogleich erfahren, was du bisher noch nicht wußtest!“ Der König aber versetzte: „Apolloni, ich sehe, daß du in allen Dingen wohlunterrichtet bist.“ Hierauf ließ er ihm die Leier geben und schmückte ihm, als er hinausgegangen war, das Haupt mit einem Kranze. Jener aber nahm die Leier, trat wieder in den Speisesaal und spielte so lieblich vor dem König, daß ihn alle nicht mehr für Apollonius, sondern für Apollo selbst hielten. Die Gäste aber sprachen zum König, sie hätten nie etwas Besseres gehört oder gesehen. Wie aber die Königstochter solches vernahm, schaute sie den Jüngling an und ward von Liebe zu ihm ergriffen; sie sprach also zu ihrem Vater: „O Vater, erlaube, daß ich dem Jüngling geben darf, was mir beliebt.“ Der König aber sprach: „Ich gestatte es.“ Hierauf wandte sie ihren Blick auf Apollonius und sprach zu ihm: „Meister Apollonius, empfange von der Gütigkeit meines Vaters zweihundert Goldtalente, vierhundert Pfund Silber, reichliche Gewänder, zwanzig Sklaven und zehn Dienerinnen“; zu diesen aber sprach sie: „Holet, was ich ihm eben versprochen habe“, und in Gegenwart der Freunde des Königs und bei geöffneten Türen des Speisesaals

wurde alles auf Befehl der Prinzessin hereingebracht. Hierauf standen aber alle auf und begaben sich, nachdem sie sich beim König beurlaubt hatten, hinweg. Apollonius aber sprach: „Guter König, du Erbarmer der Unglücklichen, und du Prinzessin, du Freundin der Wissenschaften und Gönnerin der Weltweisheit, lebet wohl!“ Hierauf wandte er sein Gesicht zu den Dienern, welche ihm die Prinzessin verehrt hatte, und sprach: „Nehmet, ihr Diener, was mir geschenkt worden ist, und laßt uns gehen und eine Herberge suchen.“ Das Mädchen aber fürchtete, sie möchte ihren Geliebten verlieren, und ward sehr traurig, blickte ihren Vater an und sprach: „Guter König und liebster Vater, willst du es haben, daß Apollonius, der erst heute durch uns wohlhabend geworden ist, dahin gehe und ihm böse Menschen wieder abnehmen, was wir ihm geschenkt haben?“ Darauf befahl der König eilig, es solle jenem ein Zimmer angewiesen werden, wo er ruhig und seinem Stande gemäß schlafen könne. Das Mägdlein aber, welches von Liebe entbrannt war, hatte eine unruhige Nacht und begab sich daher frühmorgens in das Schlafgemach ihres Vaters. Als sie derselbe aber gewahr wurde, sprach er zu ihr: „Was heißt das, daß du wider deine Gewohnheit so frühzeitig erwacht bist?“ Das Mägdlein aber entgegnete: „Ich konnte keine Ruhe finden, weshalb ich dich, liebster Vater, ersuche, daß du mich dem jungen Manne zu unterrichten gibst, auf daß ich die Musik und andre Dinge erlernen kann.“ Wie das der König hörte, freute er sich, ließ den Jüngling zu sich rufen und sprach zu ihm: „Apolloni, meine Tochter wünscht sehr deine Kunst zu erlernen, ich bitte dich also, daß du ihr alles zeigst,

was du selbst weißt; ich will dir dafür einen deiner würdigen Lohn zahlen." Jener aber sprach: „Herr, ich bin bereit, Eurem Willen Genüge zu leisten." Er unterrichtete also das Mägdlein in allem, was er selbst gelernt hatte. Allein die Prinzessin ward nach diesem aus allzu großer Liebe zu dem Jüngling krank, und da der König sah, daß seine Tochter ein Unwohlsein angefochten habe, ließ er seine Ärzte kommen. Diese aber befühlten die Adern und einzelnen Teile des Körpers derselben, konnten aber nirgends eine Krankheit entdecken. Nach wenigen Tagen aber begrüßten drei sehr edle junge Männer, die seit langer Zeit die Prinzessin schon zur Ehe begehrt hatten, den König wie mit einem Munde, und der König blickte sie an und sprach: „Was wollt ihr denn?" Sie aber entgegneten: „Deswegen, weil du uns öfters versprochen hast, einem von uns deine Tochter zur Gemahlin zu geben, darum sind wir heute zusammen hierhergekommen. Wir sind deine Untertanen, reich und von edlen Eltern erzeugt; wähle also einen von uns dreien, welchen du zum Schwiegersohn haben willst!" Der König aber erwiderte: „Ihr habt mich zu einer unpassenden Zeit gestört; meine Tochter liegt jetzt den Wissenschaften ob, ist aber aus lauter Liebe zum Studieren unpaß geworden; damit ich jedoch nicht scheine euch hinhalten zu wollen, so schreibt mir auf eure Schreibtafeln eure Namen und die Größe eures Erbteils, die will ich dann meiner Tochter einhändigen, und sie mag dann selbst den wählen, welchen sie haben will." Jene aber taten also; der König aber nahm, was sie geschrieben hatten, las es, drückte sein Siegel darauf und übergab es mit folgenden Worten dem

Apollonius: „Meiſter, nimm dieſe Papiere und hän-
dige ſie deiner Schülerin ein.“ Apollonius aber
nahm ſie und brachte ſie dem Mägdlein. Als aber
die Prinzeſſin den erblickte, welchen ſie liebte, ſprach
ſie: „Meiſter, was gibt es, daß du allein in mein Ge-
mach trittſt?“ Apollonius aber erwiderte: „Nimm
dieſe Schreibtafeln, welche dir dein Vater ſendet,
und lies!“ Das Mägdlein öffnete aber die Schreib-
tafeln, las die drei Namen ihrer Freier, warf ſie
auf die Erde, blickte ihren Apollonius an und ſprach
zu ihm: „Meiſter Apollonius, tut es dir nicht leid,
daß ich einem andern zur Ehe gegeben werden ſoll?“
Jener aber entgegnete: „Nein, denn alles, was dir
geſchieht, wird auch für mich Ehre und Gewinn
ſein.“ Das Mägdlein aber ſprach: „Meiſter, wenn du
mich liebteſt, würde es dir wehtun.“ Hierauf ſchrieb
ſie eine Antwort darunter, verſiegelte die Schreib-
tafel wieder und übergab ſie dem Apollonius, daß
er ſie dem König überbrächte. Sie hatte aber ſo ge-
ſchrieben: „Mein König und teuerſter Vater, da mir
deine Huld geſtattet hat, dir zu antworten, ſo ſchreibe
ich dir jetzt wieder: ich wünſche jenen Schiffbrüchi-
gen zu meinem Ehegemahl zu haben.“ Als das der
König geleſen hatte und die Meinung ſeiner Tochter
nicht verſtand, was für einen Schiffbrüchigen ſie
meinte, wandte er ſich zu den Jünglingen und ſprach
zu ihnen: „Wer von euch hat Schiffbruch gelitten?“
Einer aber von ihnen, namens Ardonius, ſprach:
„Ich.“ Ein andrer aber ſagte: „Daß dich die Peſt
treffe und du nie wieder geſund und wohl werdeſt!
da ich dich als meinen Geſpielen von klein auf
kenne und du niemals aus dem Tore dieſer Stadt
gegangen biſt, daß du hätteſt Schiffbruch erleiden

können." Als nun der König nicht hatte finden können, wer von ihnen Schiffbruch gelitten hatte, schaute er den Apollonius an und sprach: „Nimm diese Brieftafel und lies; denn es wäre wohl möglich, daß du das, was ich nicht verstehe, weißt, da du dabei warest, als sie schrieb." Apollonius aber nahm das Schreiben, durchlief es schnell und errötete, als er merkte, daß er geliebt sei. Hierauf sprach der König zu ihm: „Apolloni, hast du den Schiffbrüchigen herausgefunden?" Jener sagte aber nur wenige Worte, weil er sich schämte. Wie der König merkte, daß seine Tochter diesen haben wollte, sprach er zu den andern: „Sobald ich Zeit habe, werde ich zu euch kommen." Diese aber nahmen Abschied von ihm und gingen ihres Weges. Der König begab sich nun allein zu seiner Tochter hinein und sprach: „Was für einen Gemahl hast du dir auserlesen?" Sie aber warf sich ihm mit Tränen zu Füßen und sprach: „Teuerster Vater, ich will den schiffbrüchigen Apollonius haben." Wie aber der König seine Tochter in Tränen sah, hob er sie auf von der Erde und sprach also zu ihr: „Süßes Töchterlein, denke an nichts andres, denn du hast dir den erkoren, für welchen auch ich gewesen bin, sobald ich ihn nur erblickt hatte. Weil ich nun aber dein lieber Vater bin, so will ich deinen Hochzeitstag ohne Verzug festsetzen." Am folgenden Tage wurden nun die Freunde des Königs aus den benachbarten Städten herbeigerufen, und der König sprach zu ihnen: „Ihr Lieben, meine Tochter will ihren Lehrer Apollonius heiraten, ich bitte euch also, daß ihr euch des alle freuen mögt, weil sich meine Tochter einem so klugen Manne vermählt." Als er so

geſprochen hatte, beſtimmte er einen Tag zu ihrer Vermählung; ſie aber wurde ſchnell ſchwanger, und als ſie ein Kind unter ihrem Herzen trug, begab es ſich, daß ſie mit ihrem Manne, dem König Apollonius, am Ufer des Meeres ſpazieren ging und ein koſtbares Schiff erblickte. Apollonius aber erkannte, daß es aus ſeinem Vaterlande ſei, wandte ſich alſo zu dem Schiffsherrn und ſprach: „Wo kommſt du her?“ Jener aber erwiderte: „Von Tyrus.“ Apollonius aber entgegnete: „Das iſt der Name meiner Vaterſtadt.“ Der andere erwiderte: „Alſo biſt du ein Tyrier?“ Und jener ſprach: „Es iſt ſo, wie du ſagſt.“ Darauf ſagte der Schiffsherr: „Kennſt du vielleicht einen Fürſten aus dieſer deiner Vaterſtadt, der Apollonius heißt? Ich bitte dich, daß, wo du ihn auch erblicken magſt, du ihm ſageſt, er möge ſich freuen und gutes Mutes ſein, weil der König Antiochus ſamt ſeiner Tochter vom Blitz getroffen worden iſt und die Schätze ſeines Reiches zu Antiochia für den Apollonius aufbewahrt werden.“ Wie das Apollonius hörte, ſprach er voll Freude zu ſeiner Gemahlin: „Ich bitte dich, laß mich von hier ziehen, um mein Reich in Beſitz zu nehmen.“ Jene aber ſprach, indem ſie Tränen vergoß: „O Herr, wenn du auf einer weiten Reiſe wäreſt, müßteſt du zu meiner Niederkunft herbeieilen, und jetzt willſt du dich entfernen, da du doch bei mir biſt? ſo du es aber willſt, wollen wir zuſammen dorthin ſchiffen.“ Hierauf ging ſie zu ihrem Vater und ſprach: „O geliebter Vater, freue dich mit uns, weil der alte König Antiochus ſamt ſeiner Tochter durch das Gericht Gottes vom Blitze erſchlagen worden iſt, ſeine Schätze aber und ſeine Krone für uns aufbewahrt werden; erlaube alſo, daß

ich mit meinem Manne dorthin fahren darf.“ Der König aber freute sich sehr, ließ Schiffe ans Gestade ziehn und mit allen möglichen Gütern beladen, befahl auch, daß eine Amme, namens Ligozis, und eine Wehmutter, der Entbindung seiner Tochter wegen, die Reise mitmachen sollten, gab ihnen die Erlaubnis abzureisen, begleitete sie bis ans Ufer und gab seiner Tochter und seinem Schwiegersohne viele Küsse mit auf den Weg. Als sie aber einige Tage auf dem Meere gewesen waren, da erhob sich ein gewaltiges Ungewitter, und die Prinzessin ward durch die Geburt einer Tochter so schwach, daß sie tot zu sein schien. Wie das ihre Dienerinnen bemerkten, erhoben sie ein lautes Geschrei und Geheul; Apollonius eilte herbei, und als er seine Gemahlin wie tot daliegen sah, da riß er seine Kleider von seinem Leibe, warf sich unter Tränenströmen über ihren Körper hin und sprach: „Teures Weib, Tochter des Altistrates, was soll ich deinem Vater über dich antworten?“ Kaum hatte er also gesprochen, so sagte der Steuermann zu ihm: „Kein Schiff kann einen Leichnam ertragen, befiehl also, den Körper ins Meer zu werfen, auf daß wir dem Tode entrinnen können.“ Apollonius aber sprach zu ihm: „Was sagst du, Schändlicher? Du willst also, daß ich diesen Körper ins Meer werfe, der mich, als ich schiffbrüchig und arm war, aufgenommen hat?“ Er berief also seine Diener zu sich und sprach: „Machet einen Sarg mit Öffnungen und verklebt sie mit Erdharz; hinein aber leget eine bleierne Tafel und befestigt sie darin.“ Als nun das Behältnis fertig war, legten sie die Prinzessin mit köstlichem Schmuck geziert in den Sarg und eine Menge Gold unter ihren Kopf; hierauf gab er unter

vielen Tränen dem Leichnam einen Kuß, befahl das Kind aufzuziehen und sorgsam zu ernähren, um dem König statt seiner Tochter eine Enkelin zeigen zu können, und gebot unter vielem Weinen, den Sarg ins Meer zu senken. Am dritten Tage warf aber die Meeresflut den Kasten an das Gestade von Ephesus nicht weit vom Hause eines Arztes namens Cerimon, der mit seinen Schülern an selbigem Tage am Meeresufer spazieren ging. Als der nun den Kasten, welchen die Wellen ans Land geworfen hatten, vor sich liegen sah, sprach er zu seinen Dienern: „Hebet diesen Kasten auf und traget ihn, aber mit möglichster Behutsamkeit, nach meinem Landgute." Als sie das getan hatten, öffnete ihn der Arzt und erblickte darin ein mit königlichem Schmuck geziertes und sehr schönes Frauenzimmer. Alle aber, die ihre Schönheit erblickten, wunderten sich sehr; denn es war in ihr eine wahrhaft strahlende Schönheit, so daß die Natur an ihr weiter nichts Fehlerhaftes hervorgebracht hatte, als daß sie dieselbe nicht hatte unsterblich werden lassen. Denn ihre Haare waren glänzend wie Schnee, unter ihnen aber thronte die milchweiße Fläche der Stirne, auf der sich auch nicht eine einzige häßliche Runzel zeigte. Ihre Augen aber waren wie zwei kreisende Sterne, an Geschwindigkeit, nicht aber an Entgegenkommen denselben ähnlich, denn sie waren durch einen bescheidenen Blick gefesselt und versprachen die Beständigkeit eines treuen Gemüts. Auch ihre Augenlider hatte die Natur auf eine reizende Weise mit ihren Augenwimpern in Einklang gebracht; auch ihre Nase bildete eine vollkommen gerade Linie, indem sie auf angenehme Weise die beiden Teile des Gesichts durchschnitt, sie erhob sich aber weder durch

allzu große Länge nach vorn zu, noch war sie durch allzu große Kürze abgeschnitten, sondern zeigte sich in einem schicklichen Ebenmaße. Ihr Hals, glänzender als die Strahlen der Sonne und mit Halsgeschmeiden verziert, versetzte aller Augen in wunderbares Entzücken. Ihr übriger Körper war aber weder zu klein, noch durch eine allzu große Fülle strotzend, so daß durchaus niemand an ihr etwas auszusetzen hatte. Aus ihrer Brust traten aber zwei reizende Arme, wie Äste aus dem Stamme eines Baumes hervor; ihre Finger hatten eine verhältnismäßige Größe, indem der Glanz derselben sogar nicht an dem Ebenmaße der Nägel übersehen war. Als nun der Arzt sie wie tot vor sich liegen sah, erstaunte er und sprach: „O liebes Mädchen, warum bist du so verlassen?“ Er sah aber, daß unter ihrem Haupte eine Summe Goldes lag, und auf dem Golde eine beschriebene Tafel, und sprach: „Wir wollen doch sehen, was diese Schreibtafel enthält!“ Als er sie geöffnet hatte, fand er folgendes darauf geschrieben: „Wer diesen Sarg findet, den bitte ich, daß er zehn Goldstücke für sich behält, fünf aber auf das Begräbnis dieses Leichnams verwendet; denn dieser Leichnam hat seinen Angehörigen viele Tränen und bittere Schmerzen hinterlassen; so aber jemand anders tut, als der Schmerz von ihm fordert, der möge des Todes sein und niemanden finden, der seinen Leib dem Grabe übergebe.“ Als nun jener dieses Schreiben durchgelesen hatte, sprach er zu seinen Dienern: „Laßt uns dem Körper gewähren, was der Schmerz von uns fordert.“ Alsbald ließ er einen Scheiterhaufen erbauen; allein während man noch damit beschäftigt war, denselben aufzurichten, um den Körper darauf-

zulegen, kam ein junger Schüler des Arztes dazu, der jedoch, was sein Genie anging, ein Greis zu sein schien. Als dieser den schönen Leichnam auf dem Scheiterhaufen liegen sah, erblickte ihn auch sein Meister und sprach zu ihm: „Du kommst zur guten Stunde, denn eben wartete ich auf dich: nimm diese Flasche mit Salbe und gieße sie, was das letzte bei dem Begräbnis ist, über den Leichnam.“ Also trat der Jüngling zu dem Leichnam und zog dessen Gewänder weg und goß mit seiner Hand die Salbe über den ganzen Körper, fühlte aber dabei Leben am Herzen desselben. Der Jüngling erstaunte, fühlte den Puls und entdeckte Lebenszeichen; prüfte hierauf die Nasenlöcher und legte seine Lippen auf den Mund des Leichnams und entdeckte Leben, welches noch mit dem Tode rang; hierauf sprach er also zu den Dienern: „Stecket langsam Fackeln an diese vier Enden, nehmt euch aber in acht!“ Als hierauf das Blut, welches erstarrt war, flüssig ward, und dieses der Jüngling gewahr wurde, sprach er zu seinem Meister: „Das Frauenzimmer, welches du für tot hältst, lebt, und ich will, damit du mir Glauben beimissest, dir solches durch einen Versuch beweisen.“ Als er so gesprochen hatte, hob er die Prinzessin auf, trug sie in sein Schlafzimmer und legte ihr heißes Öl auf die Brust; hierauf feuchtete er Wolle an und legte sie auf ihren Körper, so daß das Blut, welches innerlich erstarrt war, durch die Wärme wieder zum Fließen kam und der Atem anfing, durch ihr Mark zu ziehen; hierauf öffnete er ihr die Adern. Sie schlug die Augen auf, holte Atem und sprach, indem sie wieder zu sich kam: „Wer bist du? Berühre mich nicht anders, als es sich geziemt, denn ich bin die Tochter eines Königs

und die Gemahlin eines Königs." Als das der Jüngling hörte, ward er voller Freude, begab sich in das Zimmer seines Meisters und sprach zu ihm: „Siehe, Meister, das Frauenzimmer lebt!" Der aber sprach: „Ich bin mit deiner Erfahrung zufrieden, lobe deine Kunst, bewundere deine Klugheit. Höre von jetzt an sorgfältig auf meinen Rat: sei nie undankbar gegen deine Kunst! Empfange hier deinen Lohn, denn dieses Frauenzimmer hat eine große Summe Geldes bei sich gehabt." Hierauf befahl er, sie mit frischen Kleidern, gesunden Speisen und den besten Stärkungsmitteln zu laben, und nach wenigen Tagen, als er erfahren hatte, daß sie aus königlichem Blute entsprossen sei, rief er seine Freunde zu sich und nahm sie an Kindes Statt an. Sie aber bat ihn flehentlich, daß sie von niemandem berührt werden möchte und unter den Priesterinnen der Diana dienen dürfe, worauf er sie mit Frauen dahinsandte, auf daß sie daselbst unverletzt bewahrt würde. Indessen segelte Apollonius mit großer Trauer dahin und landete durch die Fügung Gottes zu Tharsus; hier stieg er aus und begab sich in das Haus des Stranguilio und der Dyonisiades und erzählte ihnen, nachdem er sie begrüßt hatte, alle seine Unglücksfälle, indem er also sprach: „Zu meinem großen Kummer ist mir meine Frau gestorben, meine Tochter aber erhalten worden, worüber ich mich sehr freue. Darum, so ich mich auf euch verlassen kann, will ich mein verloren gegangenes Reich, welches mir aufgehoben worden, nicht annehmen, aber auch nicht zu meinem Schwiegervater zurückkehren, dessen Tochter ich auf dem Meere verloren habe, sondern ich will lieber Handelsgeschäfte treiben; euch aber vertraue

ich mein Kind an, daß sie mit eurer Tochter Philomacia erzogen werde und meine Tochter den Namen Tharsia erhält. Außerdem wünsche ich, daß Ligozis, die Amme meiner Frau, auch die Sorge für dein Mädchen noch übernimmt." Mit diesen Worten übergab er dem Stranguilio das Kind, händigte ihm Gold und Silber und eine große Menge Kleider ein und schwur, er wolle nicht eher sein Haar, seinen Bart und seine Nägel verschneiden, bis er seine Tochter verheiratet habe. Jene aber erstaunten gar sehr, schwuren ihm aber einen schweren Eid, daß sie seine Tochter mit allem Fleiße erziehen wollten. Apollonius bestieg nun ein Schiff und fuhr in ferne Länder. Indessen ward die Jungfrau Tharsia, als sie fünf Jahre alt geworden war, samt der Philomacia, der Tochter jener Leute, die mit ihr von gleichem Alter war, in die Schule geschickt; als sie nun aber das vierzehnte Jahr erreicht hatte und einstmals aus dem Hörsaale nach Hause kam, fand sie ihre Amme Ligozis von plötzlichem Unwohlsein ergriffen, setzte sich neben sie und fragte sie um die Ursache ihrer Krankheit. Die Amme aber sprach zu ihr: „Gutes Kind, höre auf meine Worte und bewahre sie in deinem Herzen! Wen hältst du für deinen Vater, oder deine Mutter, oder deine Vaterstadt?" Das Mädchen aber entgegnete: „Meine Vaterstadt ist Tharsus, mein Vater Stranguilio und meine Mutter Dyonisiades." Da seufzte ihre Amme und sprach: „Höre, meine Tochter, die Geschichte deiner Geburt, damit du weißt, was du nach meinem Tode tun mußt. Dein Vater heißt Apollonius, deine Mutter aber war Lucina, eine Königstochter. Als sie dich gebar, gab sie ihren Geist auf und starb; dein Vater Apollonius aber ließ einen

Sarg machen und sie mit ihrem königlichen Schmucke ins Meer versenken, und legte ihr zwanzig Goldstücke unter das Haupt, damit, wohin sie auch von den Wellen getrieben würde, ihr diese nützen könnten. Das Schiff gelangte nun, trotz dem Widerstande der Winde, mit deinem trauernden Vater und dir, die du noch in der Wiege lagst, an diese Stadt, und der Tyrier Apollonius vertraute dich und mich diesem seinen Gastfreunde, dem Stranguilio und der Dyonisiades, an und tat ein Gelübde, er wolle nicht eher seinen Bart, seine Haare und Nägel verschneiden, als bis er dich verheiratet habe. Jetzt rate ich dir aber, so nach meinem Tode deine Gastfreunde, welche du deine Eltern nennst, dir irgendein Unrecht zufügen, so begib dich auf den Markt, wo du ein Standbild deines Vaters antreffen wirst, dieses fasse mit deiner Hand an und rufe laut: ‚Ich bin die Tochter des Mannes, den dieses Standbild vorstellt!‘ Die Bürger aber werden sich der Wohltaten deines Vaters erinnern und die dir angetane Beleidigung rächen.“ Tharsia aber sprach zu ihr: „Teure Amme, ich rufe die Götter zu Zeugen an, daß, hättest du mir dieses nicht gesagt, ich gar nicht wissen würde, woher ich wäre.“ Während sie aber noch also miteinander sprachen, gab die Amme ihren Geist auf. Tharsia aber beerdigte den Leichnam ihrer Amme und betrauerte ein ganzes Jahr lang ihren Tod; nach diesem aber legte sie ihre frühere vornehme Kleidung wieder an und ging, um sich weiter in den schönen Wissenschaften auszubilden, in die Schule; wenn sie aber aus derselben herauskam, nahm sie nicht eher Speise zu sich, als bis sie das Grab ihrer Amme besucht hatte; dieses betrat sie aber immer, ein Gefäß mit

Wein in der Hand, blieb dort eine Weile und rief ihre Eltern an. Während sie aber dieses tat, ging einst Dyonisiades mit ihr und ihrer Tochter Philomacia über den Markt. Alle aber, welche die Zierlichkeit und Schönheit der Tharsia sahen, sprachen: „Glücklich ist der Vater, dessen Tochter Tharsia ist; die aber, welche an ihrem Arme hängt, ist häßlich und ein wahrer Abschaum.“ Als aber Dyonisiades das hörte, wie Tharsia gelobt und ihre Tochter getadelt wurde, geriet sie in Wut, setzte sich allein für sich hin und dachte bei sich: ‚Seitdem ihr Vater von hier weggereist ist, sind einige Jahre ins Land gegangen: er wird nicht wiederkommen, seine Tochter zu holen, hat auch keine Briefe nach ihr geschrieben; ich glaube, er ist tot; ihre Amme ist auch gestorben, ich habe jetzt keine Gegenwehr zu scheuen und werde meine Tochter mit ihren Kostbarkeiten schmücken.‘ Als sie noch so bei sich dachte, da kam ein Mann von ihrem Landgute, namens Theophilus, den rief sie zu sich und sprach zu ihm: „Wenn du eine Belohnung zu haben wünschest, so töte mir die Tharsia.“ Der Meier aber sprach: „Was hat denn die unschuldige Jungfrau begangen?“ Jene aber erwiderte: „Sie ist eine schlechte Person, also darfst du mir diesen Dienst nicht verweigern; tue, wie ich dir heiße, und wenn du nicht also tust, soll es dir übel bekommen.“ Jener aber sprach: „Herrin, wie kann das geschehen?“ Sie aber antwortete: „Es ist ihre Gewohnheit, sobald sie aus der Schule kommt, nicht eher Speise zu sich zu nehmen, als bis sie in das Grabmal ihrer Amme getreten ist; wenn sie dich dort mit einem Dolche gerüstet findet, so fasse sie bei den Haaren ihres Scheitels, morde sie und wirf ihren

Körper ins Meer, dafür sollst du deine Freiheit nebst einer großen Belohnung empfangen." Der Meier nahm also einen Dolch, begab sich unter Seufzern und Tränen nach dem Grabmale und sprach: „Weh mir, ich verdiene mir die Freiheit nur dadurch, daß ich das Blut jener unschuldigen Jungfrau vergieße." Als nun das Mägdlein aus der Schule kam, trat sie nach ihrer Gewohnheit mit einer Flasche Wein versehen in das Grabmal, der Meier aber stürzte auf sie los, faßte sie bei den Haaren und warf die Jungfrau auf den Boden; wie er aber im Begriff war, sie zu durchbohren, sprach Tharsia zu ihm: „O Theophile, was habe ich dir oder irgend jemandem getan, daß ich jetzt sterben soll?" Der Meier aber sprach: „Du hast nichts verbrochen, aber dein Vater, der dich mit vielem Golde und königlichem Schmucke hier zurückgelassen hat." Darauf sprach das Mädchen zu ihm: „Herr, ich bitte dich, daß, wenn keine Hoffnung mehr für mich da ist, du mir gestattest, meinen Gott anzurufen." Der Meier aber entgegnete: „Bete, denn Gott weiß es, daß ich dich nur gezwungen töte." Wie sich aber jene zum Gebet niedergeworfen hatte, kamen Seeräuber herbei und schrien, als sie jene in Todesgefahr erblickten und sahen, wie ein bewaffneter Mann im Begriff sei, sie zu durchbohren: „Schone sie, grausamer Barbar, sie ist unsre Beute, der Sieg ist nicht mehr dein!" Als aber jener solches hörte, flüchtete er sich hinter das Grabmal und versteckte sich am Gestade; die Seeräuber aber schleppten die Jungfrau fort und begaben sich mit ihr wieder aufs Meer. Hierauf kehrte der Meier wieder zu seiner Herrin zurück und sprach zu ihr: „Es ist geschehn, wie du befohlen hast; ich rate dir, lege jetzt,

wie ich, Trauerkleider an, und wir wollen vor den Augen unſrer Mitbürger einige erheuchelte Tränen vergießen und ſagen, ſie ſei an einem ſchweren Gebreſte geſtorben.“ Wie das Stranguilio hörte, da ergriff ihn Furcht und Schrecken, und er ſprach: „Gib mir alſo ein Trauerkleid, auf daß ich um ſie trauern kann, weil ich in ein ſolches Verbrechen verwickelt worden bin. Weh, was ſoll ich tun? Der Vater jenes Mädchens hat dieſe Stadt aus Todesgefahr gerettet, um dieſer Stadt willen hat er Schiffbruch erlitten, ſeine Güter verloren und Mangel erduldet, und jetzt iſt ihm Gutes mit Böſem vergolten worden! Ein grimmiger Löwe hat ſeine Tochter, welche er mir, um ſie zu erziehen, geſandt hatte, verſchlungen; weh mir, ich bin verblendet geweſen, jetzt muß ich die Unſchuldige betrauern; durch eine ſchändliche giftige Schlange habe ich mich überwältigen laſſen.“ Dabei hob er ſeine Augen gen Himmel auf und ſprach: „Gott, du weißt es, daß ich rein bin von Tharſias Blute, fordere es von der Dyoniſiades zurück!“ Dabei ſchaute er ſeine Frau an und ſprach: „Auf welche Weiſe haſt du die Königstochter ums Leben gebracht, du Feindin Gottes und Schandfleck der Menſchheit?“ Sie aber kleidete ſich und ihre Tochter in Trauerkleider und vergoſſen Tränen und ſprachen zu ihren Mitbürgern: „Ihr lieben Mitbürger, wir ſchrein zu euch, denn die Hoffnung unſrer Augen, Tharſia, die ihr geſehen habt, iſt plötzlich unter Schmerzen geſtorben und hat uns nur Jammer und bittre Tränen hinterlaſſen; wir aber haben ſie auf eine ihrer würdige Weiſe beſtatten laſſen.“ Hierauf begaben ſich die Bürger dahin, wo für die Verdienſte ihres Vaters deſſen Körper aus Erz dar-

gestellt war, und wo die Bürger der Jungfrau Tharsia für die Wohltaten ihres Vaters ein ehernes Grabmal errichten ließen. Die nun, welche das Mädchen geraubt hatten, langten bei der Stadt Machilenta an, und das Mägdlein ward unter den übrigen Sklaven zum Verkauf dargestellt. Als aber ein gottloser und unseliger Kuppler von ihr gehört hatte, fing er an sich vorzunehmen, dieselbe zu kaufen. Indessen erblickte sie auch Athanagoras, ein Fürst aus derselben Stadt; und da er ihre Schönheit, Adel und Klugheit gewahr wurde, bot er zehn Goldstücke für sie. Der Kuppler aber sprach: „Ich will zwanzig geben." Da entgegnete Athanagoras: „Ich gebe dreißig", und der Kuppler sagte: „Ich vierzig", Athanagoras aber: „Ich fünfzig", worauf der Kuppler sagte: „Ich achtzig", und Athanagoras erwiderte: „Ich neunzig", und der Kuppler sprach: „Ich will auf der Stelle hundert Goldstücke geben", und fügte noch hinzu: „So jemand mehr bietet, so will ich noch zehn Goldstücke zulegen." Da sprach Athanagoras: „Wenn ich mit dem Kuppler hier wetteifern wollte, so müßte ich mehrere Sklavinnen verkaufen, um für diese eine zu erhalten; ich will sie ihn also kaufen lassen, und wenn er sie in sein Haus bringen wird, da will ich zuerst zu ihr gehen und ihre Jungfrauschaft rauben, das wird dann gerade so gut sein, als wenn ich sie selbst gekauft hätte." Kurz, sie mußte sich mit dem Kuppler in dessen Sprechzimmer begeben, wo ein goldener und mit Edelsteinen verzierter Priapus aufgestellt war; und hier sprach er zu ihr: „Mägdlein, an diesen da richte dein Gebet." Sie aber versetzte: „Nimmermehr will ich mein Knie vor einer solchen Gottheit beugen!" und

fügte hinzu: „Herr, bist du vielleicht aus Lampsacus?“ Der Kuppler aber antwortete: „Weshalb?“ Und jene sprach: „Weil die Lampsazener den Priapus anbeten.“ Da sagte der Kuppler: „Unglückliche, weißt du nicht, daß du das Haus eines habsüchtigen Wucherers betreten hast?“ Da warf sich das Mädchen ihm zu Füßen und sprach: „O Herr, erbarme dich meiner Jungfräulichkeit und schände nicht meinen Leib unter einem so schmählichen Namen.“ Worauf der Kuppler also zu ihr redete: „Du weißt nicht, daß bei einem Kuppler und Henker weder Bitten noch Tränen irgend etwas ausrichten?“ Hierauf rief er den Aufseher seiner Mädchen herein und sprach zu ihm: „Laß dieses Mägdlein mit kostbaren, ihrem Alter angemessenen Gewändern bekleiden und folgende Ankündigung schreiben: ‚Wer die Tharsia zuerst besitzen will, der soll ein halbes Pfund Gold bezahlen; nachher soll sie einem jeden für einen Goldgulden zu Diensten stehen.‘“ Als nun der Aufseher getan hatte, wie ihm befohlen war, ward sie von dem Kuppler, indem der übrige Haufen seiner Mädchen voranging, drei Tage nachher mit Musik in sein Haus geführt. Der Fürst Athanagoras begab sich indessen mit verhülltem Haupt zuerst in ihr Gemach; allein Tharsia warf sich, als sie ihn erblickte, zu seinen Füßen hin und sprach: „Herr, erbarme dich meiner um Gottes willen! ich beschwöre dich im Namen Gottes, beschimpfe mich nicht, bekämpfe deine Lust und vernimm den Bericht über meine Herkunft und meine unglücklichen Schicksale, und bedenke, von wem ich abstamme.“ Als sie ihm nun alle ihre Begebenheiten erzählt hatte, da sprach der Fürst bestürzt und von Mitleid gerührt zu ihr: „Auch ich habe eine

Tochter, welche dir ähnlich sieht, und fürchte für sie ein gleiches Schicksal." Mit diesen Worten gab er ihr zwanzig Goldstücke und sprach: „Hier hast du mehr, als der Preis für deine Jungfrauschaft beträgt, sage allen, welche hierherkommen, dasselbe, was du mir gesagt hast, und du wirst erlöst werden." Da vergoß das Mägdlein Tränen und sagte: „Ich danke dir für deine Gottesfurcht, erzähle aber niemandem, was du von mir erfahren hast." Athanagoras aber erwiderte: „Nur meiner Tochter will ich es erzählen, damit sie nicht, wenn sie ein gleiches Alter erreicht haben wird, ein ähnliches Schicksal erfahre", und entfernte sich, Tränen in seinen Augen. Als er aber das Haus verließ, begegnete ihm ein andrer und sprach: „Wie hat dir das Mägdlein gefallen?" Der Fürst aber entgegnete: „So gut als möglich, sie war aber sehr traurig." Hierauf begab sich der Jüngling in ihr Gemach; und das Mägdlein verschloß nach Gewohnheit die Türe, worauf der Jüngling zu ihr sprach: „Wieviel hat dir der Fürst gegeben?" Das Mädchen erwiderte: „Vierzig Goldstücke", worauf jener sagte: „Hier ist ein ganzes Pfund Gold." Als das der Fürst von außen hörte, sagte er: „Je mehr du gibst, desto mehr wird sie weinen." Das Mägdlein nahm also die Goldstücke, warf sich jenem zu Füßen und verkündete ihm ihr Unglück; und der Jüngling, Aporiatus genannt, sprach zu ihr: „Steht auf, Dame, wir sind Menschen, und alle solchen Schicksalen unterworfen." Als er so gesprochen hatte, ging er hinweg; und da er den Athanagoras lachen sah, sprach er zu ihm: „Ei, du bist ein so großer Mann, und hast doch jetzt niemanden als mich, dem du etwas vorweinen

kannſt." Hierauf ſchwuren ſie, ſie wollten ihre Worte keiner Seele verraten, und ſchickten ſich an, die Ankunft andrer abzuwarten. Es kamen aber viele, zahlten ihr Geld und verließen ſie weinend. Nach dieſem aber überreichte ſie dem Kuppler das Geld und ſprach: „Hier iſt der Preis meiner Jungfrauſchaft." Der Kuppler aber ſprach: „Siehe zu, daß du mir alle Tage ſo viel einhändigen kannſt!" Wie er aber am folgenden Tage hörte, daß ſie noch Jungfrau ſei, rief er zornig den Aufſeher ſeiner Mädchen und ſprach: „Nimm ſie mit dir und raube ihr ihren jungfräulichen Kranz!" Daher ſprach der Aufſeher alſo zu ihr: „Sage mir, ob du eine Jungfrau biſt?" Jene aber antwortete: „Solange es Gott gefällt, bleibe ich es." Der aber ſprach: „Wo haſt du aber ſo viel Geld herbekommen?" Da entgegnete ihm das Mägdlein: „Dadurch, daß ich Tränen vergoß, mein Unglück erzählte und die Leute bat, Erbarmen mit meiner Jungfräulichkeit zu haben." Hierauf warf ſie ſich auch ihm zu Füßen und ſprach: „Erbarme dich meiner, Herr, ſtehe einer gefangenen Königstochter bei und entehre mich nicht!" Jener aber erwiderte: „Der Kuppler iſt ein habſüchtiger Menſch, ich weiß nicht, ob du wirſt Jungfrau bleiben können." Jene ſprach indeſſen: „Ich bin in allen freien Künſten unterwieſen worden und kann wie ein Meiſter auf der Zither ſpielen; führe mich auf den Markt, wo du meine Beredſamkeit vernehmen kannſt; ich lege dem Volke Fragen vor, ich werde ſie auflöſen und täglich durch dieſe Kunſt Geld erwerben." Jener aber verſetzte: „Das iſt mir recht." Hierauf lief das ganze Volk zuſammen, die Jungfrau zu ſehen. Jene aber ſchickte ſich an, ihre Beredſamkeit zu zeigen, und

ließ sich Fragen aufgeben, welche sie alle deutlich löste und auf diese Weise viel Geld vom Volke bekam. Indessen hütete Athanagoras ihre Jungfräulichkeit und bewahrte sie unversehrt wie seine einzige Tochter, so daß er sie mit vielen Geschenken dem Aufseher wieder übergab. Während aber dies vorging, kam am Ende des vierzehnten Jahres Apollonius nach der Stadt Tharsis und in das Haus des Stranguilio und der Dyonisiades; kaum hatte ihn aber Stranguilio erblickt, als er auch eilenden Laufes fortstürzte und zu seiner Frau Dyonisiades sprach: „Du sagtest, der schiffbrüchige Apollonius sei tot, siehe, jetzt kommt er, um seine Tochter von uns zu fordern, was sollen wir nun über das Mägdlein sagen?" Jene aber entgegnete: „Mann, ich und du, wir sind verloren; indessen wollen wir Trauerkleider anlegen und Tränen vergießen, und er wird uns glauben, daß seine Tochter eines natürlichen Todes gestorben ist." Während sie noch darüber miteinander verhandelten, trat Apollonius ein, und als er sie in Trauer gekleidet sah, sprach er: „Warum weinet ihr bei meiner Ankunft? Ich glaube nicht, daß diese Tränen mich angehn, sondern euch." Das Weib aber sprach: „Keineswegs. O, wenn doch ein andrer als ich oder mein Gatte Euren Ohren zurufen wollte, was ich Euch sagen muß, daß Eure Tochter Tharsia plötzlich verschieden ist." Wie aber das Apollonius hörte, da zitterte sein ganzer Körper, und er blieb lange wie erstarrt stehen; nachher aber kam er endlich wieder zu sich, schaute das Weib an und sprach: „Wenn meine Tochter tot ist, wie du sagst, ist denn auch mit ihr ihr Vermögen und ihre Kleider verschwunden?" Jene aber erwiderte: „Einiges ist da, andres weg."

Und sie sprachen: „Glaube uns, denn weil wir dachten, daß du deine Tochter am Leben zu finden hoffteſt, und damit du wüßteſt, daß wir nicht lügen, ſo haben wir uns darüber ein Zeugnis verſchafft: denn unſre Mitbürger, deiner Wohltaten eingedenk, haben in der Nähe des Meeresufers aus Erz deiner Tochter ein Denkmal errichtet, welches du ſehen kannſt.“ Apollonius aber, welcher glaubte, daß ſeine Tochter wirklich geſtorben ſei, ſprach zu ſeinen Dienern: „Nehmt das und tragt es auf mein Schiff, ihr Diener, ich will das Grabmal meiner Tochter beſuchen.“ Er las aber die Inſchrift desſelben, wie ſie oben geſchrieben ſteht, geriet ganz außer ſich, verfluchte ſeine Augen und ſprach: ‚O ihr grauſamen Augen, da ihr das Grabmal meiner Tochter ſeht, konntet ihr keine Träne vergießen?‘ Mit dieſen Worten begab er ſich auf ſein Schiff und ſprach zu ſeinen Dienern: „Werft mich, ich bitte euch, in die Tiefe des Meeres, denn ich wünſche in den Wellen meinen Geiſt auszuhauchen.“ Während er aber auf ſeiner Rückreiſe nach Tyrus bisher mit günſtigem Winde geſchifft war, veränderte ſich plötzlich das Meer, und ſie wurden durch gefährliche Stürme umhergeworfen. Da aber alle Gott anriefen, gelangten ſie zur Stadt Machilenta, wo ſich ſeine Tochter Tharſia befand. Darüber erhob der Steuermann und alle Schiffer ein großes Freudengeſchrei, und Apollonius ſprach: „Was für ein freudiges Getöſe erreicht meine Ohren?“ Der Steuermann aber erwiderte: „Freue dich, Herr, denn heute feiern wir deinen Geburtstag!“ Apollonius aber ſeufzte und ſprach: „Mögen alle dieſen Tag feiern, nur ich kann es nicht; meinen Dienern muß meine Buße und mein Schmerz genug ſein; ich ſchenke

ihnen zehn Goldstücke, sie mögen kaufen, was sie wollen, und diesen Festtag begehen; wer mich aber rufen oder mir irgendein Vergnügen machen wird, dem will ich die Beine zerschlagen lassen." Also empfing sein Zahlmeister, was nötig war, und kehrte wieder auf das Verdeck zurück. Während aber das Schiff des Apollonius zierlicher geschmückt war als alle übrigen und besser aussah und die Schiffer ein großes Festmahl hielten, ging Athanagoras, der sich in die Tharsia verliebt hatte, in der Nähe des Schiffes am Gestade spazieren, erblickte das Schiff des Apollonius und sprach: „Freunde, sehet, so ein Schiff gefällt mir, denn ich sehe, daß es äußerst zierlich geschmückt ist." Wie aber die Schiffer ihr Schiff loben hörten, sprachen sie zu ihm: „Herr, wir bitten dich, steige auf unser Schiff." Jener aber entgegnete: „Recht gern", stieg hinauf und setzte sich lustigen Sinnes unter sie, legte zehn Goldstücke auf den Tisch und sprach: „Sehet her, ihr sollt mich nicht umsonst eingeladen haben!" Da sprachen sie: „Herr, wir bedanken uns." Wie aber der Fürst sah, daß sich alle gesetzt hatten, sprach er: „Wer ist der Herr dieses Schiffes?" Der Steuermann erwiderte: „Unser Patron trauert, er liegt im Raume und will sterben, denn er hat auf der See seine Frau und im fremden Lande seine Tochter eingebüßt." Da sprach Athanagoras zu einem seiner Sklaven namens Ardalius: „Ich will dir zwei Goldstücke geben, gehe hinab und sage ihm: ‚Der Fürst dieser Stadt läßt dich ersuchen, hier aus dem Dunkel hinauf zu ihm ans Tageslicht zu kommen.'" Der Jüngling aber sprach: „Ich kann für deine Goldstücke meine Beine mir nicht wieder ganz machen, suche dir einen andern; denn er hat be-

fohlen, jedem die Beine zu zerſchlagen, der ihn rufen würde.“ Athanagoras aber ſprach: „Dieſes Gebot gilt für euch, nicht für mich; ich aber will hinabgehn, ſagt mir nur, wie er ſich nennt.“ Jene aber erwiderten: „Apollonius.“ Wie er den Namen gehört hatte, ſprach er bei ſich: ‚Auch Tharſia nannte ihren Vater Apollonius.‘ Hierauf ſtieg er zu ihm hinab, und als er ſah, daß ſein Bart lang herabfiel und ſein Haar verworren und ſtruppig um ihn hing, ſprach er mit leiſer Stimme zu ihm: „Sei gegrüßt, Apollonius!“ Wie aber Apollonius dieſes hörte und glaubte, daß ihn einer ſeiner Sklaven beim Namen rufe, ſchaute er mit finſtrer Miene auf; da er aber einen unbekannten, anſtändigen und feingekleideten Mann erblickte, ſchwieg er. Darauf ſprach der Fürſt zu ihm: „Ich weiß, daß du dich wundern wirſt, warum ich, der ich dir unbekannt bin, dich bei deinem Namen rufe; vernimm aber, daß ich der Fürſt dieſer Stadt bin und Athanagoras heiße; ich ſtieg zum Meeresufer hinab, um mir die dort liegenden Schiffe anzuſehn, und ſah, wie das deinige vor den übrigen zierlich geputzt war, und ſein Anblick gefiel mir; ich ward hierauf von deinen Matroſen eingeladen, zu ihnen zu kommen, ſtieg hinauf und ſetzte mich fröhlichen Mutes mit ihnen zu Tiſche; da fragte ich nach dem Herrn des Schiffes, und da ſie mir ſagten, er lebe in großer Traurigkeit, ſo ſtieg ich zu dir herab, um dich aus dieſem finſtern Orte mit hinauf ans Licht zu nehmen, hoffe auch, daß dir Gott nach Trauer Freude gewähren wird.“ Apollonius aber richtete ſeinen Kopf in die Höhe und ſprach: „Herr, wer du auch biſt, gehe hin in Frieden; ich aber bin nicht wert zu ſchmauſen, will alſo auch nicht mehr

leben." Hierauf stieg Athanagoras bestürzt wieder auf das Verdeck des Schiffes und sprach: „Ich bin nicht imstande, euren Herrn zu überreden, daß er wieder ans Tageslicht kommt, ich will aber doch machen, daß er von seinen Todesgedanken abgebracht wird." Hierauf rief er einen von seinen Sklaven und sprach zu ihm: „Gehe hin zu dem Kuppler und bitte ihn, er solle mir die Tharsia zusenden, denn sie ist klug und hat eine angenehme Stimme; vielleicht kann sie ihn dahin bringen, daß ein solcher Mann nicht sein Leben auf solche Weise endet." Das Mägdlein kam also auf das Schiff, und Athanagoras sprach zu ihr: „Komm her zu mir, Tharsia! denn hier kannst du deine Kunst zeigen, damit du den Herrn dieses Schiffes, der unten im Finstern sitzt, tröstest, und ihn veranlassest, wieder herauf ans Sonnenlicht zu kommen, denn er trauert um seine Gemahlin und Tochter. Gehe zu ihm, auf daß er wieder herauf zu uns komme, vielleicht wird Gott durch dich seine Trauer in Freude verkehren. So du das tun kannst, will ich dir dreißig Goldstücke und ebensoviel Silber geben und dich binnen dreißig Tagen von dem Kuppler loskaufen." Wie das Mägdlein dieses hörte, ging sie mutig hinab, begrüßte ihn demütig und sprach: „Sei mir gegrüßt, wer du auch bist! freue dich und wisse, daß eine unschuldige Jungfrau, die ihre Jungfrauschaft und Keuschheit bei allen Unglücksfällen unversehrt erhalten hat, dich begrüßt." Hierauf begann sie mit Spiel und Gesang so lieblich ihn zu ergötzen, daß Apollonius sich verwunderte; und getragen sprach sie, wie folgt: „Mitten unter Buhlerinnen schreite ich einher und bin doch keine, so läßt sich auch die Rose durch keine Dornen ver-

letzen; mein Entführer stürzte von den Hieben eines Schwertträgers zu Boden; obgleich einem Kuppler überliefert, ist doch meine Schamhaftigkeit nicht verletzt worden. Die Wunden meiner Seele würden aufhören und meine Tränen trocknen, keinem würde wohler sein als mir, wenn ich meine Eltern kennte; nur das weiß ich, daß ich ihr einziges Kind und aus königlichem Geschlechte bin, und werde, glaube ich, einst noch, wenn Gott es will, wieder froh werden. Laß jetzt die Tränen und gib deine Bekümmernis auf, zeige dem Himmelsgewölbe wieder dein Gesicht und wende deinen Geist zu den Gestirnen; denn Gott ist der Schöpfer, Regierer und Erhalter der Menschen, er wird nicht zulassen, daß deine Tränen vergeblich gewesen sind." Darauf schlug Apollonius seine Augen auf, und als er das Mägdlein gewahr wurde, seufzte er und sprach: „Weh mir Unglücklichem! Solange ich noch mit meinem Schicksal ringen werde, danke ich dir und deiner Weisheit und Edelsinn. Nimm das dafür als Vergeltung, daß ich deiner eingedenk sein will, solange ich mich noch freuen kann und die Kräfte meines Reiches mich erhalten. Vielleicht bist du, wie du gesagt hast, aus königlichem Blute, und wirst wieder zu deinen Eltern kommen; nimm aber jetzt hundert Goldstücke, entferne dich und rufe mich nicht mehr, denn da meine noch frische Trauer durch die Erwähnung deines Unglücks wieder aufgefrischt worden ist, vergehe ich." Das Mägdlein aber nahm die hundert Goldstücke und schickte sich an wegzugehn. Athanagoras aber sprach zu ihr: „Wo gehst du hin, Tharsia? Du hast vergebens dich abgemüht, konntest du sein Mitleid nicht erregen und dem Manne, der sich umbringen will, beistehn?"

Tharsia aber entgegnete: „Ich habe alles getan, was ich konnte, er hat mir aber hundert Goldstücke gegeben und mich gebeten, mich zu entfernen.“ Da sprach Athanagoras: „Ich will dir zweihundert geben, gehe aber wieder hinab, gib ihm die, welche er dir geschenkt hat, wieder, und sprich zu ihm: ‚Ich wünsche deine Erhaltung, nicht dein Geld.‘“ Hierauf begab sich Tharsia wiederum hinab, setzte sich neben ihn und sprach: „Wenn du einmal darauf bestehst, in dieser Trauer zu verharren, so erlaube mir wenigstens, mit dir zu reden. Wenn du ein Rätsel, welches ich dir aufgeben will, lösen kannst, so will ich gehn; wenn du aber auch dieses nicht willst, so will ich dir dein Geld zurückgeben und mich entfernen.“ Darauf sprach Apollonius, um das Geld nicht wiedernehmen zu müssen, aber auch die Rede des klugen Mägdleins nicht von sich zu weisen: „Obgleich ich in meinem Elende keine andere Sorge habe, als wie ich weinen und klagen kann, so sage dennoch, damit ich deiner zierlichen Weisheit nicht verlustig gehe, was du mich fragen willst, und gehe sodann deiner Wege; denn ich bitte dich, daß du meinen Tränen Raum gibst.“ Da sprach Tharsia: „Es gibt ein Haus auf Erden, das, obwohl zugeschlossen, doch immer wieder aufspringt; das Haus gibt aber einen Widerhall von sich, und doch sind seine Gäste still und geben keinen Laut von sich; beide aber, Gäste und Haus, laufen nebeneinander. So du nun ein König bist, wie du sagst, mußt du auch weiser als ich sein, löse mir also das Rätsel auf.“ Da sprach Apollonius: „Damit du nicht glaubst, daß ich gelogen habe, so wisse, daß das Haus, welches auf dem Lande widerklingt, die Wellen sind, die Gäste aber die stummen Fische, welche in ihrem

Hauſe dahinlaufen." Jene aber verſetzte: „Ich bin lang und ſchnell und die Tochter des ſchönen Waldes, umgeben von einer unzähligen Schar von Begleitern; ich durchwandle viele Straßen, laſſe aber keine Spuren zurück." Da entgegnete Apollonius: „Wenn es ginge, wollte ich dir vieles zeigen, was du nicht weißt, wenn ich auf deine Fragen geantwortet haben werde; demungeachtet aber wundre ich mich, daß du in ſo zartem Alter mit ſo bewunderungswürdiger Klugheit begabt biſt. Der Baum nämlich, welcher von vielen Scharen von Begleitern begleitet iſt, viele Straßen durchwandelt und doch keine Spur zurückläßt, iſt ein Schiff." Da fügte das Mägdlein hinzu: „Es geht unſchuldig durch Gewölbe und Häuſer, in der Mitte iſt große Hitze, die niemand zu entfernen ſucht, das Haus ſelbſt iſt nackt; aber doch paßt für dasſelbe nur ein nackter Gaſt, und wenn du deine Trauer ablegen wollteſt, könnteſt du ohne Schaden in das Feuer hineingehen." Da antwortete Apollonius: „Ich würde dann in ein Bad treten, wo hier und da Flammen durch das Getäfel ſchlagen; nackt iſt das Haus, in welchem nichts iſt, nackte Gäſte nur paſſen für dieſes, und nackt ſollen ſie daſelbſt ſchwitzen." Wie aber das Mägdlein ſolches und ähnliches redete, warf ſie ſich über den Apollonius, breitete ihre Arme aus und umarmte ihn mit folgenden Worten: „Erhöre die Stimme der dich Anflehenden, ſchau mich Jungfrau an, denn es iſt gottlos, daß ein Mann von ſo großer Klugheit ſterben ſoll; wenn dir Gott durch ſeine Gnade die Gemahlin, nach der du ſo großes Verlangen trägſt, wiedergibt, wenn du die Tochter, welche du für tot ausgibſt, wiederfinden kannſt, ſo mußt du, um dich darüber freuen

zu können, am Leben bleiben.“ Als aber Apollonius diese Worte vernahm, geriet er in Wut, sprang auf und stieß das Mägdlein mit dem Fuße weg; die Jungfrau aber stürzte von diesem Stoße zu Boden, und von ihrer aufgerissenen Backe strömte Blut herab; sie fing daher bestürzt an zu weinen und sprach: „O Gott, du Erbauer des Himmelsgewölbes, sieh mein Bekümmernis! Ich bin unter Wellen und Wogen des Meeres geboren, meine Mutter ist von Schmerzen zerrissen gestorben, ein Grab auf dem festen Lande ist ihr verweigert worden, sie wurde nur von meinem Vater geschmückt in einen Sarg gelegt und mit zwanzig Goldstücken dem Meere übergeben; ich Unglückliche aber bin von meinem Vater mit Schmuck und königlichen Gewändern seinem gottlosen Gastfreunde, dem Stranguilio und der Dyonisiades überliefert worden, und sie befahlen einem ihrer Sklaven, mich zu töten; endlich hat dieser auf mein Bitten, die Götter vor meiner Ermordung noch einmal anrufen zu dürfen, mir dieses zugestanden, und da Seeräuber inzwischen hinzukamen, bin ich von diesen entführt worden, während der, welcher mich töten wollte, entfloh; man hat mich an diesen Ort gebracht, und Gott mag mich nun, so es ihm gefällt, meinem Vater Apollonius zurückgeben.“ Als aber Apollonius alle diese so sichern Merkmale gewahr ward, rief er mit lauter Stimme folgende Worte aus: „O Herr, du Allerbarmer, der du den Himmel und die Tiefen durchschaust und alle Geheimnisse an den Tag bringst, gesegnet sei dein Name!“ Als er so gesprochen hatte, fiel er seiner Tochter Tharsia in die Arme, küßte sie voller Freude, weinte vor Wollust bitterlich und sprach: „O meine süße einzige

Tochter, du Hälfte meiner Seele, dir zu Gefallen will ich nun nicht sterben, denn ich habe die wiedergefunden, wegen der ich mir den Tod geben wollte.“ Hierauf rief er mit lauter Stimme: „Eilet herbei, ihr Diener, laufet, ihr Freunde, kommt alle herzu und macht meinem Jammer ein Ende, denn ich habe meine einzige Tochter, die ich verloren hatte, wiedergefunden!“ Als aber die Diener sein Geschrei vernahmen, liefen sie hinab, mit ihnen lief auch der Fürst Athanagoras hinunter, und als sie im Schiffsraume angelangt waren, fanden sie ihn vor Freude weinend am Halse seiner Tochter und also sprechend: „Hier ist die zweite Hälfte meiner Seele, meine Tochter, die ich betrauerte, nun will ich wieder leben.“ Alle aber weinten vor Freude mit ihm. Hierauf richtete sich Apollonius auf, warf seine Trauerkleider ab, kleidete sich in reine Gewänder, und alle sprachen: „O Herr, wie ähnlich ist Euch Eure Tochter! Hätten wir auch kein andres Zeugnis dafür, schon ihre Ähnlichkeit würde hinreichen, zu beweisen, daß sie deine Tochter ist.“ Hierauf küßte das Mägdlein ihren Vater drei- bis viermal und sprach: „O mein Vater, gelobt sei Gott, daß er mir diese Gnade erwiesen hat, daß ich dich sehen, mit dir leben und mit dir sterben kann!“ Und nun erzählte sie, wie sie von dem Kuppler erworben und in ein Freudenhaus gebracht worden sei, und wie Gott ihre Jungfräulichkeit beschützt habe. Als das Athanagoras hörte, fürchtete er, jener möchte seine Tochter einem andern zur Frau geben, warf sich also dem Apollonius zu Füßen und sprach: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, der dich als Vater deiner Tochter zurückgegeben hat, gib deine Tochter keinem andern als mir

zur Ehe, denn ich bin der König dieser Stadt, und durch meine Beihilfe ist sie Jungfrau geblieben, und unter meiner Führung hat sie dich als ihren Vater erkannt." Darauf antwortete ihm Apollonius: „Ich darf dir nicht entgegen sein, da du vieles für mein Kind getan hast, und wünsche, daß sie deine Gemahlin werden möge; es ist nun bloß noch übrig, daß ich Rache an dem Kuppler nehme." Sogleich begab sich Athanagoras in die Stadt, rief die Bürger zusammen und sprach: „Nicht möge die ganze Stadt um eines Gottlosen willen untergehn! Wisset, daß der König Apollonius, der Vater der Tharsia, hier angelangt ist; seht, seine Flotte eilt mit einem großen Heere herbei, um die Stadt wegen eines Kupplers zu zerstören, der seine Tochter Tharsia in sein Hurenhaus gebracht hatte." Alsbald entstand ein Zusammenlauf und eine solche Bewegung unter dem Volke, daß weder Männer noch Weiber zurückblieben, sondern alle zum Apollonius hinliefen, um ihn zu sehn und um Erbarmen anzuflehn. Athanagoras aber sprach: „Ich rate, daß der Kuppler, auf daß nicht die ganze Stadt zerstört werde, vor ihn geführt wird." Alsbald ward er ergriffen und mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den König Apollonius gebracht; der aber legte ein königliches Gewand an, setzte sein Diadem auf seinen abgeschornen Kopf, bestieg mit seiner Tochter den Richterstuhl und sprach zu den Bürgern: „Ihr seht hier die Jungfrau Tharsia, welche heute von ihrem Vater wiedererkannt worden ist; jener schändliche Kuppler bereitete ihr aber, wie groß seine Verdorbenheit ist, ewige Schande, und wollte weder durch ihre Freunde, noch ihre Bitten, noch für Geld sich von seiner Absicht abbringen lassen:

rächet also meine Tochter!" Hierauf sprachen alle mit einer Stimme: „Herr, der Kuppler soll lebendig verbrannt und seine Schätze dem Mägdlein gegeben werden." Sogleich ward der Kuppler gebracht und vor den Augen aller auf einen Scheiterhaufen gestellt und ganz zu Asche verbrannt; Tharsia aber sprach zu seinem Vogte: „Ich schenke dir die Freiheit, denn durch deine und deiner Mitbürger Gütigkeit bin ich eine Jungfrau geblieben", und damit schenkte sie ihm zweihundert Goldstücke und die Freiheit. Auch allen den andern Mädchen, die sich ihr vorstellten, gab sie die Freiheit und sprach zu ihnen: „Macht euch von nun an frei von dem Gedanken an das, was ihr bisher mit eurem Leibe getan habt." Hierauf sprach Apollonius zu dem Volke: „Um euch meinen Dank für die Wohltaten, die ihr mir und meiner Tochter getan habt, zu beweisen, schenke ich euch fünfzig Pfund Goldes." Diese aber neigten ihre Häupter, um ihm ihren Dank darzubringen; alle Bürger aber errichteten in der Mitte der Stadt ein Standbild des Apollonius und gruben auf das Fußgestell desselben ein: ‚Dem Apollonius von Tyrus, dem Wiederherstellen unsrer Häuser, und der heiligen Jungfrau, seiner Tochter, der Tharsia.' Wenige Tage nachher gab Apollonius zur Freude der ganzen Stadt seine Tochter dem Athanagoras zur Frau und segelte mit seinem Schwiegersohn und seiner Tochter ab, um nach Tharsus, seiner Vaterstadt, zu gehn, ward aber im Traume von einem Engel aufgefordert, sich nach Ephesus zu begeben und mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne in den Tempel der Epheser zu gehn: dort solle er laut alle seine Schicksale erzählen, was er von seiner Jugend auf erlitten hätte, wie er

nochmals nach Tharsus gekommen sei und seine Tochter gerächt habe. Apollonius aber erzählte bei seinem Erwachen dies alles seinem Schwiegersohne und seiner Tochter wieder, jene aber sprachen: „Tue, Herr, was dir gut scheint.“ Hierauf befahl er dem Steuermann, nach Ephesus zu fahren, und als er daselbst gelandet war, begab er sich mit den Seinigen nach dem Tempel, wo seine Gemahlin auf heilige Weise unter den Priesterinnen lebte, und bat, man möchte ihm den Tempel öffnen, was auch geschah. Als aber seine Gemahlin hörte, daß ein König mit seiner Tochter und Eidam gekommen sei, schmückte sie ihren Kopf mit königlichen Edelsteinen, kleidete sich in ein Purpurgewand und begab sich mit einem glänzenden Gefolge in den Tempel. Sie war aber sehr reizend, und wegen ihrer so großen Liebe zu einem keuschen Lebenswandel versicherten alle, es gäbe keine so reizende Jungfrau wie sie. Als sie nun Apollonius erblickte, erkannte er sie nicht und warf sich ihr nebst seiner Tochter und seinem Schwiegersohne zu Füßen. Und es lag in ihr eine solche glänzende Schönheit, daß sie allen, welche sie schauten, selbst wie ein Diadem vorkam. Apollonius legte nun in dem Tempel kostbare Geschenke nieder und begann nach diesem zu reden, wie es ihm der Engel befohlen hatte: „Ich bin von meiner Kindheit an ein geborner König gewesen, stamme von Tyrus und heiße Apollonius. Wie ich aber zu jeglicher Weisheit gelangt war, habe ich ein Rätsel des gottlosen Königs Antiochus gelöst, um seine Tochter zur Frau zu bekommen; er aber hat sie selbst entehrt und bei seiner Gottlosigkeit erhalten, mich aber zu ermorden gesucht. Nach diesem habe ich mich auf die Flucht begeben, allein auf der See

alles verloren; indeſſen bin ich nachher vom König Altiſtrates aufs wohlwollendſte aufgenommen worden und habe ſeine Güte ſo weit erfahren, daß er mir ſogar ſeine Tochter zur Gemahlin gab. Hierauf habe ich, als Antiochus mittlerweile geſtorben war, meine Frau mit mir genommen, um mein Reich in Beſitz zu nehmen; und ſie hat mir auf dem Meere dieſe meine Tochter geboren, iſt aber an der Entbindung geſtorben, und ich habe ſie mit zwanzig Goldſtücken in einem Sarge verſchloſſen und ins Meer hinabgelaſſen, auf daß ſie, wenn man ſie fände, anſtändig beerdigt werden könnte. Dann habe ich dieſe meine Tochter den nichtswürdigſten Menſchen anbefohlen, um ſie zu erziehen, und habe mich nach dem obern Teile von Ägypten begeben. Wie ich nun nach vierzehn Jahren erſchien, um meine Tochter von ihnen zu fordern, ſagten ſie, ſie ſei geſtorben, und indem ich ihnen Glauben beimaß, habe ich in Kummer und Trauerkleidern gelebt und gewünſcht zu ſterben, bis mir meine Tochter wiedergegeben wurde.“ Während er aber dieſes und ähnliches erzählte, richtete ſich ſeine Gemahlin, die Tochter des Königs Altiſtrates, auf, riß ihn an ſich und umarmte ihn, indem ſie ihn küſſen wollte; Apollonius aber ſtieß ſie mit Unwillen von ſich, weil er nicht wußte, daß ſie ſeine Gattin ſei. Jene aber ſprach mit Tränen: „O mein Herr, mein zweites Ich, warum handelſt du alſo an mir? Ich bin ja dein Weib, die Tochter des Königs Altiſtrates, und du biſt Apollonius von Tyrus, mein Mann und mein Eheherr; du biſt mein Schiffbrüchiger, den ich nicht um fleiſchlicher Luſt willen, ſondern ſeiner Weisheit wegen geliebt habe.“ Als das Apollonius hörte, erkannte er ſie gleich, fiel ihr um den

Hals und vergoß Freudentränen, indem er also sprach: „Gelobt sei der Höchste, der mir meine Frau und Tochter wieder zugeführt hat!“ Jene aber sagte: „Wo ist meine Tochter?“ Er selbst aber wies auf die Tharsia und sprach: „Das ist meine Tochter Tharsia.“ Sie aber küßte sie, und also ward, sowohl in der Stadt als in der Umgegend, zur großen Freude aller bekannt, wie der König Apollonius seine Gemahlin in dem Tempel wiedergefunden habe. Hierauf bestieg Apollonius mit seiner Frau und Tochter und seinem Eidam ein Schiff und segelte wieder nach seiner Vaterstadt. Wie nun also Apollonius nach Antiochia kam, nahm er die ihm aufgehobene Regierung an und begab sich sodann nach Tyrus, nachdem er seinen Schwiegersohn Athanagoras zu seinem Stellvertreter eingesetzt hatte. Hierauf zog er mit seinem Schwiegersohne, seiner Gemahlin und Tochter und einem königlichen Heere nach Tharsus, ließ die Dyonisiades und den Stranguilio greifen und vor sich führen und redete hierauf alle Anwesenden also an: „Ihr Bürger von Tharsus, habe ich mich irgendeinem unter euch unangenehm gemacht?“ Alle aber riefen: „Nein, Herr, wir sind bereit, für Euch zu sterben; diese Bildsäule ist darum gesetzt worden, weil Ihr uns vom Tode errettet habt!“ Apollonius sprach nun: „Ich habe meine Tochter dem Stranguilio und seiner Frau Dyonisiades anvertraut, allein sie haben mir dieselbe nicht zurückgeben wollen.“ Das unglückselige Weib rief: „Guter Herr, hast du nicht die Inschrift ihres Grabmals gelesen?“ Da ließ Apollonius seine Tochter vor das Angesicht aller Anwesenden treten, und Tharsia fluchte dem Weibe und sprach zu jenen: „Heil euch! Tharsia, die von den

Toten auferweckt worden ist, bringt euch ihren Gruß.“ Als aber das elende Weib sie erblickte, zitterte es am ganzen Leibe; die Bürger aber wunderten und freuten sich. Hierauf ließ Tharsia den Meier holen und sprach zu ihm: „Theophile, du kennst mich; antworte jetzt mit lauter Stimme: wer hat dich veranlaßt, mich zu ermorden?“ Der Meier aber entgegnete: „Meine Gebieterin, die Dyonisiades.“ Darauf ergriffen die Bürger den Stranguilio und die Dyonisiades, schleppten sie zur Stadt hinaus und steinigten sie. Da sie aber auch den Theophilus töten wollten, entriß ihn Tharsia dem Tode, indem sie also sprach: „Hätte er mir nicht Zeit zum Beten gelassen, würde ich ihn jetzt nicht beschützen.“ Hierauf gab Apollonius den Bürgern viele Geschenke, um ihre Stadt zu verschönern, und hielt sich drei Monate lang bei ihnen auf; dann aber schiffte er nach der Stadt Pentapolis, begab sich auf das Stadthaus und besuchte voller Freuden den König Altistrates. Mittlerweile war dieser aber alt geworden und sah seine Tochter und Enkelin mit ihrem Gemahl ein ganzes Jahr lang mit Vergnügen bei sich, und solange blieben sie auch beisammen; nachher aber starb er, als seine Zeit vollendet war, nachdem er zuvor die eine Hälfte seines Reichs dem Apollonius, die andre aber seiner Tochter übergeben hatte. Als nun aber alles vollendet war und Apollonius einst am Gestade des Meeres lustwandelte, erblickte er den Fischer, welcher ihn nach seinem Schiffbruche aufgenommen hatte, und befahl, ihn zu greifen und nach seinem Palaste zu führen. Wie sich aber der Fischer von Soldaten gepackt sah, meinte er, die Stunde seines Todes sei gekommen; allein Apollonius trat bald darauf auch

in den Palaſt und ließ ihn vor ſich bringen, indem er alſo zu ihnen ſprach: „Das iſt mein Brautwerber, der mich nach meinem Schiffbruch unterſtützt und mir den Weg nach dieſer Stadt gezeigt hat", und ſagte zu ihm: „Ich bin Apollonius von Tyrus." Hierauf ließ er ihm zweihundert Goldſtücke, Sklaven und Mägde geben, und nahm ihn, ſolange er noch lebte, unter ſeine Begleiter auf. Da warf ſich auch Elamitus, der ihm zuerſt die Nachricht von Antiochus hinterbracht hatte, ihm zu Füßen und ſprach zu ihm: „Erinnere dich, o Herr, deines Knechtes Elamitus!" Apollonius aber nahm ihn bei der Hand, hob ihn auf, machte ihn zu einem reichen Manne und ordnete ihn ſeinem Gefolge bei. Als aber Apollonius alles dieſes zu Ende gebracht hatte, zeugte er noch mit ſeiner Frau einen Sohn, welchen er an der Stelle ſeines Großvaters Altiſtrates zum König einſetzte. Und es lebte Apollonius mit ſeiner Gemahlin noch vierundachtzig Jahre und regierte Antiochia und Tyrus und die Tyrier in Ruhe und Glück, ſchrieb aber ſeine Begebenheiten ſelbſt auf und füllte mit ihnen zwei große Rollen an, von denen er eine in dem Tempel zu Epheſus, die andre in ſeiner Bibliothek niederlegte; endlich ſtarb er und gelangte zum ewigen Leben, zu welchem auch wir kommen mögen. Amen.

Vom Ritter Albertus

In England liegt, wie Gervaſius erzählt, an den Grenzen des Bistums Elie eine Burg, die den Namen Cathubica führt; und ein klein Stück weiter unter demſelben befindet ſich ein Ort, den man Wand-

lesbury nennt, weil die Vandalen, als ſie die einzelnen Teile Britanniens durch ein greuliches Morden der Chriſten verheerten, daſelbſt ihr Lager aufgeſchlagen haben. Wie ſie nun ihre Zelte am Gipfel eines dort befindlichen Hügels errichtet hatten, umgaben ſie die ganze Ebene in der Runde mit einem Walle, ſo daß nur ein einziger Eingang, wie ein hohes Portal, um auf dieſelbe zu gelangen, offen blieb. Wenn nun auf dieſer Ebene, wie von grauem Altertum her eine Sage geht, die in aller Munde iſt, in einer ſtillen Nacht beim Mondenſchein ein Krieger laut ruft, daß ihm ein andrer entgegenkommen ſolle, dann zeigt ſich ihm gleich gegenüber ein Ritter, der ſich zum Zuſammenrennen gerüſtet hat, und in dem Zuſammenſtoße der Roſſe hebt derſelbe entweder ſeinen Gegner aus dem Sattel oder wird ſelbſt zu Boden geworfen. Gleichwohl aber reitet der Ritter nur allein in die Öffnung des Walles hinein und kann von da aus alles, was auswendig vorgeht, wohl überſehn. Um nun dieſer Sache, welche wirklich alſo vorgeht und vielen Perſonen bekannt iſt, Glauben zu verſchaffen, will ich hier beifügen, was ich darüber von den Einwohnern und Eingebornen vernommen habe. Es lebte vor einiger Zeit in Oberbritannien ein Ritter namens Albertus, ein äußerſt tapfrer und kriegskundiger und auch übrigens mit allen Tugenden gezierter Mann. Dieſer kam eines Tages in jene genannte Burg als Gaſt, und da bei dem rauhen Winterwetter abends nach Tiſche die Familie des reichen Schloßherrn ſich am Herde, wie es die Sitte der Großen iſt, mit Erzählung alter Begebenheiten unterhielt, ward zuletzt auch von einem der hier Gebornen dieſes wunderbare Ereignis berichtet. Dieſer

tapfre Mann nun, um sich von dem, was er mit seinen Ohren vernommen hatte, auch durch eigne Erfahrung zu überzeugen, wählte sich einen adligen Schildknappen, der sich daselbst befand, zum Begleiter aus, und begab sich an jenen Ort. Als ihm aber der Platz gezeigt worden war und der geharnischte Ritter sich demselben genähert hatte, ritt er den Hügel hinan und begab sich hierauf, nachdem er den Edelknaben entlassen hatte, allein auf jenes Feld. Nun rief der Ritter laut aus, er wünsche einen Gegner zu finden, und auf seinen Ruf kam von der entgegengesetzten Seite ein Mann, der wie ein Ritter aussah, angesprengt. Nun hielten sie ihre Schilde vor, legten ihre Speere ein und rannten auf ihren Rossen gegeneinander; und die Reiter wurden bald durch ihre gegenseitigen Stöße zum Wanken gebracht. Endlich aber zersplitterte die Lanze des andern, nachdem er einen vergeblichen Stoß getan hatte, und Albertus brachte seinen Gegner durch einen gewaltigen Anlauf zum Fallen. Dieser war aber kaum niedergestürzt, als er auch wieder ohne Verzug aufsprang und, während Albertus sich umsieht, um das Roß seines Gegners als Kampfpreis zu fangen, seinen Speer wieder an sich zieht und ihn wie einen Wurfspieß nach dem Albertus schleudert und dessen Hüfte durch diesen furchtbaren Wurf durchbohrt. Unser Ritter dagegen, der entweder aus Freude über seinen Sieg weder Wurf noch Wunde fühlte, oder auch nur den Schmerz verbiß, verläßt, da mittlerweile sein Gegner verschwunden war, als Sieger den Kampfplatz und übergibt dem Schildknappen das erbeutete Roß, welches von hohem Bau, schlankem und gewandtem Körper und äußerlich sehr schön war. Als

aber der Ritter wieder nach dem Schloſſe zurück-kehrte, kam ihm das ganze Burggeſinde entgegen, wunderte ſich über die Begebenheit, freute ſich, daß der feindliche Ritter niedergeworfen worden war, und pries die Tapferkeit des edlen Barons. Doch als derſelbe ſeine eiſernen Beinſchienen abſchnallte, fand er die eine ganz mit geronnenem Blute angefüllt. Alle Anweſenden entſetzten ſich über die Wunde, allein der Ritter erzürnte ſich über ihre Furcht. Das ganze Volk aber, welches bisher der Schlaf gefeſſelt hatte, lief jetzt, von dem Lärme aufgeweckt, herbei, und die erwachende Verwunderung veranlaßte es bald, das Stillſchweigen zu brechen; denn als Zeuge des Triumphs ward das Roß aufgezäumt dem Anblicke aller ausgeſetzt gehalten mit ſeinen feuerſprühenden Augen, hohem Nacken, ſchwarzen Mähnen und Ritterſattel. Kaum hatte ſich aber der erſte Hahnſchrei hören laſſen, als auch das Roß raſende Sprünge machte, die Nüſtern aufblies, mit ſeinen Hufen in den Erdboden hieb, plötzlich die Riemen, an welchen man es hielt, ſprengte, ſeine natürliche Freiheit wiedergewann, entfloh und ſeinen Verfolgern bald aus den Augen kam. Indeſſen behielt unſer Ritter eine beſtändige Erinnerung an ſeiner ihm förmlich eingebrannten Wunde; denn alle Jahre, und zwar in derſelben Nacht, erneuerte ſich der Schmerz derſelben, und ſie brach jedesmal wieder auf der Oberfläche der Haut von neuem auf. Daher kam es denn, daß der edle Ritter nach wenigen Jahren über das Meer fuhr und ſein Leben und ſeine Seele nach vielfachen mannhaften Kämpfen gegen die Ungläubigen an den Herrn zurückgab.

Das Trinkhorn

In dem Königreiche Engelland liegt ein kleiner Berg in einer Waldschlucht, welcher sich in der Gestalt eines Menschen nach seinem Gipfel erhebt. Diesen pflegten nun die Ritter und Jäger zu besteigen, wenn sie von Hitze oder Durst erschöpft ein Mittel gegen die sie drängende Not suchten; allein einstmals brachten es der Ort und die Umstände so mit sich, daß nur ein einzelner Mann, der von seinen Gesellen verlassen war, den Berg bestieg. Wie der nun allein für sich, als wenn er mit einem andern spräche, sagte: ‚Ich habe rechten Durst', siehe, da stand gleich, ohne daß er es hätte vermuten können, ein Mundschenk an seiner Seite, der prächtig gekleidet war, eine heitere Miene zeigte und in seiner ausgestreckten Hand ein großes, mit Gold und Edelsteinen verziertes Trinkhorn hielt, wie es heutzutage noch manche Leute anstatt eines Bechers zu brauchen pflegen, welches er ihm, angefüllt mit einem Göttertrank von unbekanntem, aber äußerst süßem Geschmack, anbot; worauf, als er daraus getrunken hatte, die ganze Hitze seines warm gewordenen Leibes und die Müdigkeit wegging, so daß es ihm vorkam, als habe er keine Arbeit erduldet, sondern müsse jetzt erst sich solcher unterziehn. Wie jener aber den Trank genommen hatte, da reichte ihm der Diener auch ein ganz reines Leinwandtuch, um sich seinen Mund abzutrocknen, und wie er seinen Dienst erfüllt hatte, verschwand er, und wartete weder auf Lohn für seine Dienstleistung noch auf weitere Unterredung oder Nachfrage. Dies tat jener aber seit langen Jahren bis ins graue Altertum hinauf, und bei den

Alten war es eine bekannte und alltägliche Sache, bis endlich ein gewiſſer Ritter auf der Jagd an dieſen Ort kam und, als er einen Trunk verlangte und erhalten hatte, das Horn nicht, wie es der Sitte und Artigkeit gemäß war, dem Mundſchenken wieder zurückgab, ſondern es zu ſeinem eignen Gebrauche an ſich behielt. Als aber ſein Herr den Hergang der Sache erfuhr, verurteilte er den Räuber zum Tode und ſchenkte das Horn dem engliſchen Könige Heinrich dem Ältern, auf daß man von ihm nicht glauben möchte, wie er ein ſo großes Vergehen gutgeheißen habe.

Wie man ſich vor dem Fluchen in acht nehmen müſſe

Gervaſius von Tilbury berichtet eine Begebenheit, die zwar neu und ungewöhnlich, aber voll guter Lehren iſt und Unvorſichtige auf leichte Weiſe lehrt, auf ihrer Hut zu ſein. Unter dem römiſchen Kaiſer Otto befand ſich in Katalonien, im Bistum Girona, ein hoher Berg, deſſen Gipfel ſehr ſteil und beinahe unerſteiglich war, und auf deſſen Spitze ſich ein See befand, der ein ſchwarzes und in ſeiner Tiefe unergründliches Waſſer enthielt. Dort ſoll der Aufenthalt der böſen Geiſter ſich wie ein Palaſt weit ausdehnen, aber eine verſchloſſene Pforte enthalten. Das Äußere dieſer Wohnung aber ſowie der Geiſter ſelbſt hielt man gewöhnlich für unbekannt und unſichtbar. Wenn nun jemand einen Stein oder irgendeinen andern feſten Körper in die See warf, brach ſogleich, wie wenn die Geiſter erzürnt wären, ein Gewitterſturm los. Auf der einen

Seite des Berges liegt aber beständig Schnee; dort ist fortwährend Eis, eine Menge Kristalle, aber niemals ein Sonnenstrahl sichtbar. Am Fuße dieses Berges befindet sich ein Fluß, der Goldsand enthält, und aus diesem Sande wird das Gold, welches man gewöhnlich Waschgold nennt, herausgezogen. Im Innern und Umkreis dieses Berges wird aber Silber ausgegraben, und ist derselbe fruchtbar an vielerlei Dingen. Nun wohnte auf einem Gute, welches an diesen Berg stieß, ein Landmann, der, wie er eines Tages mit häuslicher Arbeit dringend beschäftigt war und dabei durch das fortwährende, nicht zu beruhigende Geheul seines kleinen Töchterchens gestört wurde, endlich, wie es Zornige zu tun pflegen, sein Kind dem Teufel befahl. Alsbald kam diesem unbesonnenen Wunsche der Empfänger bereitwillig entgegen, und ein Haufe von Teufeln trug, ohne daß man sie sehen konnte, das Mägdlein hinweg. Als nun ein Zeitraum von sieben Jahren bereits vergangen war, erblickte ein Einwohner dieses Landes, welcher am Fuße des Berges seine Straße zog, einen Mann, der schnellen Laufes an ihm vorübereilte und mit weinerlicher Stimme klagend ausrief: „O ich Elender, was soll ich anfangen, der ich von einer so großen Last zu Boden gedrückt werde!“ Als der nun von dem Wanderer gefragt wurde, was denn der Grund seiner so großen Betrübnis sei, antwortete er, er sei nun schon sieben Jahre auf dem Berge herumgelaufen, weil er sich den Teufeln befohlen habe, die sich nun seiner täglich als ihres Reitpferds bedienten. Um nun dem Zuhörer eine so unwahrscheinliche Sache mehr glaublich zu machen, fügte er hinzu, die Tochter eines seiner Nachbarn, welche er

kenne, befinde ſich in gleicher Lage und ſei gleichſam dem Teufel befohlen worden, daß indeſſen die Teufel, welche der Erziehung dieſes Mädchens überdrüſſig wären, dieſelbe längſt gern ihrem Verflucher zurückgegeben haben würden, wenn nur ihr Vater ſie auf dem Berge wieder in Empfang nehmen wollte. Der Helfer ſtutzte lange, ob er das Unglaubliche verſchweigen oder reden ſolle, wählte aber endlich das letztere, nämlich: den Vater von dem Zuſtande ſeiner Tochter in Kenntnis zu ſetzen. Wie er nun zu dem Vater derſelben kommt, trifft er ihn laut klagend über den lange dauernden Verluſt ſeines Kindes, fragt ihn um den Grund ſeiner Wehklagen, und als er die Sache beſtätigt findet, erzählt er, was er, wie eben geſchildert, von dem, den die Teufel als Saumroß gebrauchten, gehört hatte. Als jener ihn nun um ſeinen Rat bat, ſagte er, er ſolle an den bezeichneten Ort kommen und unter Anrufung des Namens Gottes die Teufel beſchwören, ihm die ihnen anbefohlene Tochter zurückzugeben. Als nun der Vater die Worte des Boten vernommen hatte, ſtaunte er ſehr; als er jedoch bedachte, was er machen ſolle, zog er es vor, ſich dem Rate des Boten zu unterwerfen. Er ſtieg hierauf auf den Berg und lief den See entlang, indem er die Teufel beſchwor, ihm die ihnen anbefohlene Tochter zurückzugeben. Auf einmal erſcheint ſeine Tochter vor ihm, wie durch einen plötzlichen Windſtoß hergebracht, von hoher Geſtalt, mit unſteten Augen, und Knochen und Sehnen, die kaum in der Haut zu hängen ſchienen, ſchrecklich anzuſehn, ohne Begriffe und kaum etwas Menſchliches verſtehend und kennend. Der Vater aber wunderte ſich über das ihm wiedergeſchenkte Kind, und im Zwei-

fel, ob er es erziehen und bei ſich behalten ſolle, begab er ſich zum Biſchof von Girona, erzählte ihm die traurige Begebenheit und fragte ihn bekümmert, was er tun ſolle. Der Biſchof aber, ein frommer Herr, der die ihm anvertraute Herde durch ſein gutes Beiſpiel belehrte, befragte das Mägdlein in Gegenwart aller, und als er alles, was ihr begegnet war, der Reihe nach erkundet hatte, lehrte er ſeine Untergebnen in einer Predigt, wie ſie künftighin nichts mehr den böſen Geiſtern befehlen ſollten, weil unſer Erbfeind, der Teufel, herumgeht wie ein brüllender Löwe und ſieht, wen er verzehre, einige aber, welche ſich ihm ergeben hätten, hinopfre, und andre, ohne Hoffnung auf Rückkehr, eingekerkert halte, auf daß ſie ihre Verwünſchung aufreibe und abzehre. Und nicht lange nachher kam auch der, welchen die Teufel zu ihrem Reitpferde gebrauchten, durch den Ratſchluß des himmliſchen Vaters aus ſeiner Verwünſchung an den Tag, und weil er bei ſeiner Entführung mehr und vollſtändiger ſeine Vernunft beſeſſen hatte, ſo erzählte er den Gläubigen und Verſtändigen, wie es bei den Teufeln hergeht. Er verſicherte aber, es befinde ſich neben dem genannten Platze in einer unterirdiſchen Höhle ein breiter Palaſt, an deſſen Eingang eine Pforte liege, und dort ſei alles dunkel; dorthin kämen bei gegenſeitiger freudiger Begrüßung die Teufel zuſammen, wenn ſie alle Teile des Erdkreiſes durchwandelt hätten, und berichteten ihren Vorfahren, was ſie getan hätten. Indeſſen betritt das Innere dieſes Palaſtes keiner als ſie ſelbſt und diejenigen, welche durch das Joch ewiger Verdammnis den Teufeln zu eigen geworden ſind.

Philomela

Einſt hatte ein Bogenſchütze ein Vöglein, Philomela genannt, gefangen und wollte es töten: ſiehe, da ward demſelben das Vermögen zu reden verliehen, und es ſprach: „Menſch, was nützt es dir, wenn du mich töteſt, du könnteſt nicht einmal deinen Magen mit mir füllen, wogegen, wenn du mich fortlaſſen wollteſt, ich dir drei Lehren geben würde, aus denen du, wenn du ſie fleißig bewahrteſt, großen Nutzen ziehen könnteſt.“ Der aber erſtaunte, als er es reden hörte, und verſprach, er wolle es fliegen laſſen, wenn es ihm dieſe drei nützlichen Sprüchlein lehren wolle. Hierauf verſetzte Philomela: „Höre zu! Der erſte iſt: Suche nie einen Gegenſtand zu erhaſchen, der unerreichbar iſt! Höre den zweiten: Grämе dich nie über eine Sache, die du einmal verloren haſt und nicht wiederbekommen kannſt! Endlich vernimm den dritten: Glaube nie einer Rede, die dir unglaublich ſcheint! Dieſe drei Stücke bewahre wohl bei dir, und es wird dir wohlgehen.“ Hierauf ließ ſie jener, ſeinem Verſprechen gemäß, fliegen. Die Philomela flog nun durch die Luft, ſang lieblich, und als ihr Lied zu Ende war, ſprach ſie zu ihm: „Wehe mir, daß du einem böſen Rate gefolgt biſt, denn du haſt heute einen großen Schatz eingebüßt; es befindet ſich nämlich in meinen Eingeweiden eine Perle, welche an Größe ein Straußenei übertrifft.“ Wie jener das hörte, ward er ſehr betrübt, daß er ſie fortgelaſſen hatte, ſpannte ſein Netz aus und verſuchte, ſie wieder zu fangen, indem er alſo ſprach: „Komm in mein Haus, ich will dir jeden Liebesdienſt erzeigen, dich mit meinen eignen Händen füttern und nach deinem

Belieben ausfliegen lassen!" Da sprach die Nachtigall zu ihm: „Jetzt weiß ich, daß du ein Narr bist, denn aus dem, was ich dir gesagt habe, hast du gar keinen Nutzen gezogen, weil du dich über etwas grämst, was du einmal verloren hast und doch nicht wiederbekommen kannst, und trotzdem, daß du mich nicht zu fangen vermagst, dein Netz ausgespannt hast. Überdies hast du geglaubt, daß sich in meinen Eingeweiden eine Perle befindet, während ich doch ganz, wie ich bin, noch nicht die Größe eines Straußeneies erreichen kann. Du bist ein Dummkopf und wirst immer dumm bleiben!" Mit diesen Worten flog sie davon; der Mann aber kehrte betrübt und traurig in sein Haus zurück und sah die Philomela nicht wieder.

Von der ewigen Verdammnis

Barlaam erzählt, wie der Sünder ihm vorkommt wie ein Mensch, der, während er sich vor einem Eichhorn fürchtet, in einen Abgrund stürzt. Wie er aber im Fallen ist, packt er mit den Händen einen Strauch, der aus der Tiefe emporragt, und indem er hinunterschaut, erblickt er am Fuße des Baumes einen scheußlichen Brunnen und einen schrecklichen Drachen, der sich um den Baum schlingt und mit offnem Rachen auf seinen Fall lauert. Da aber zwei Mäuse, von denen die eine weiß, die andre schwarz ist, den Baum ohne Aufhören an seiner Wurzel benagen, fühlt er ihn schwanken, und vier weiße Vipern, welche an dem Vorsprunge, wo er seinen Fuß fest eingestemmt hatte, hervorkamen, verpesteten die ganze Grube mit ihrem tödlichen Atem. Da hob er die Augen auf

und erblickte einen Honigſtrom, der aus den Äſten des Baumes hervorquoll, vergaß die Gefahr, welche ihn auf allen Seiten umgab, und gab ſich ganz dem ſüßen Getränk hin. Wie ihm aber einer ſeiner Freunde eine Leiter hinhielt, um ſich herauszuhelfen, verſchob er es, von der Süßigkeit des Honigs verlockt, und ſtürzte, indem der Baum umfiel, in den Rachen des Drachen, der ihn, auf den Boden des Brunnens hinabſteigend, verzehrte. Und alſo ſtarb er eines jämmerlichen Todes.

Von allzu großer Liebe und Treue

Petrus Alphonſus berichtet, daß einſt zwei Ritter lebten, der eine in Ägypten, der andre in Baldach. Zwiſchen dieſen beiden Leuten gingen aber öfters Boten hin und her, denn was nur in Ägyptenland vorging, das berichtete der Ritter aus Ägypten durch Boten an den Ritter von Baldach, und ſo umgekehrt, und alſo war zwiſchen ihnen eine treue Liebe entſtanden, und doch hatte noch keiner den andern geſehen. Wie aber einmal der Ritter von Baldach auf ſeinem Bette lag, dachte er bei ſich: ‚Mein Geſelle aus Ägyptenland erzeigt mir viel Freundſchaft, und gleichwohl habe ich ihn noch nie mit meinen leiblichen Augen geſchaut: ich will mich zu ihm aufmachen und ihn beſuchen.‘ Er mietete hierauf ein Schiff und kam nach Ägypten; und als ſein Freund von ihm hörte, kam er ihm entgegen und führte ihn voller Freude in ſein Haus. Nun hatte aber jener Ritter ein ſehr ſchönes Mägdlein in ſeinem Hauſe, und wie ſie der Ritter von Baldach erblickt hatte, ward er von ihren Augen gefangen und krank vor

allzu großer Liebe zu ihr. Wie aber der Ritter aus Ägyptenland solches gewahr wurde, sprach er zu ihm: „Mein Lieber, sage, was fehlt dir denn?“ Jener aber erwiderte: „In deinem Hause ist ein Mägdlein, nach welchem mein Herz von ganzer Seele begehrt, so daß, wenn ich es nicht bekomme, ich ein Kind des Todes sein werde.“ Als das der Ritter hörte, zeigte er ihm alle Frauen seines Hauses, jenes Mägdlein ausgenommen. Wie aber jener alle in Augenschein genommen hatte, sprach er: „Um alle diese kümmere ich mich wenig oder gar nicht, allein es gibt noch eine andre, die ich hier nicht sehe, welche meine Seele liebt.“ Endlich zeigte er ihm auch dieses Mädchen, und als er dasselbe betrachtet hatte, sprach er: „Auf ihr allein beruht mein Leben oder Tod.“ Der Ritter aber entgegnete: „Auch ich sage dir, daß ich diese von ihrer Kindheit an in meinem Hause erzogen habe, auf daß sie meine Gemahlin würde und ich mit ihr unendliche Schätze erhielte; indessen habe ich dich so lieb, daß, ehe ich dich sterben lasse, ich sie dir lieber zur Frau abtrete samt all ihrem Reichtum, welchen sie hätte erhalten sollen.“ Wie das der andre Ritter hörte, freute er sich sehr, nahm sie zur Frau, erhielt mit ihr große Reichtümer und machte sich also mit dieser seiner Gemahlin nach seiner Vaterstadt Baldach auf. Nach diesem geriet auf einmal der Ritter aus Ägypten in große Dürftigkeit, so daß er weder ein Haus noch sonst etwas andres mehr besaß. Er dachte also bei sich: ‚Zu wem kann ich mich besser begeben als zu meinem Gesellen von Baldach, dem ich zu Reichtum verholfen habe, auf daß er selbst nun in meiner Armut auf mich Rücksicht nehme.‘ Er bestieg also ein Schiff und kam nach Baldach

nach Sonnenuntergang in eine Stadt, in welcher ſein reicher Geſelle wohnte. Er dachte aber bei ſich: ‚Es iſt jetzt Nacht, wenn ich in dieſem Augenblicke in das Haus meines Genoſſen komme, wird er mich nicht erkennen, weil ich ſchlecht gekleidet bin und niemand bei mir habe, da ich doch gewohnt war, eine große Dienerſchaft mit mir zu führen und an allem Überfluß zu haben.‘ Er ſprach alſo bei ſich: ‚Ich will dieſe Nacht ausruhen und morgenden Tages zu ihm gehen‘, ſah ſich um, erblickte den Kirchhof, ſah die Kirchtüren offen und trat hinein, um daſelbſt die Nacht hinzubringen. Wie er aber eine Weile daſelbſt geweſen war und eben einſchlafen wollte, fochten einige auf der Straße miteinander, und einer tötete den andern. Der Mörder aber floh auf den Kirchhof und lief auf der andern Seite wieder hinaus. Nach dieſem erhob ſich nun in der Stadt ein Geſchrei: ‚Wo iſt der Mörder, wo iſt der Verräter, der einen Menſchen umgebracht hat?‘ Jener aber ſprach: „Ich bin der Mörder, der jenen Mann erſchlagen hat, nehmt mich und hängt mich an den Galgen!“ Jene legten nun Hand an ihn und ſperrten ihn die ganze Nacht hindurch in ein Gefängnis. Frühe aber ward mit der Glocke der Stadt geläutet, der Richter fällte ſeinen Spruch gegen ihn, und man führte ihn zum Galgen. Unter den Zuſchauern aber befand ſich auch ſein Geſelle, der Ritter, zu dem er gekommen war. Wie ihn der zum Galgen ſchleppen ſah, ſprach er bei ſich: ‚Das iſt mein Genoſſe aus Ägypten, der mir meine Frau ſamt vielen Schätzen gegeben hat, und der geht zum Galgen, und ich ſoll leben?‘ Er rief alſo mit lauter Stimme und ſprach: „Ihr lieben Leute, wollet nicht einen unſchuldigen

Menſchen hinrichten; der, welchen ihr zum Tode führt, hat keine Schuld, ich bin der Verräter, der den Mann erſchlagen hat, nicht er.“ Wie das jene hörten, legten ſie Hand an ihn und führten beide zum Galgen. Wie nun aber beide ſchon nahe am Galgen waren, da dachte der wahrhaft Schuldige bei ſich: ‚Da ich ſchuld an dieſer Tat bin, ſoll ich zugeben, daß dieſe Unſchuldigen ſterben? Es kann nicht anders kommen, als daß Gott einmal Rache an mir dafür nimmt; es iſt beſſer für mich, hier eine kurze Strafe auszuſtehen, als die ewige Pein in der Hölle zu leiden!‘ Er rief alſo mit lauter Stimme: „Lieben Leute, wollet um Gottes willen nicht Unſchuldige hinrichten, denn keiner von dieſen hat durch ein Zeichen, Wort oder Tat die Veranlaſſung gegeben, daß der, welcher getötet worden iſt, erſchlagen wurde, ſondern ich bin der, welcher ihn mit eigner Hand ermordet hat; alſo richtet mich hin und laſſet die Unſchuldigen frei ihre Straße ziehn.“ Wie jene das vernahmen, griffen ſie auch dieſen, verwunderten ſich aber und führten ſie vor den Richter. Wie ſie aber der Richter erblickte, wunderte auch er ſich und ſprach: „Weshalb ſeid ihr wieder umgekehrt?“ Jene aber erzählten den ganzen Hergang der Sache von Anfang bis ans Ende, und der Richter ſprach zu dem erſten Ritter: „Mein Beſter, aus welchem Grunde haſt du geſagt, daß du den Menſchen erſchlagen haſt?“ Jener aber erwiderte: „Das will ich Euch ohne Falſch ſagen. In meinem Vaterlande Ägypten war ich reich und hatte Überfluß an allem; nachher bin ich in große Dürftigkeit geraten und beſaß weder ein Haus, noch einen Ort, noch irgend etwas mehr: aus Sehnſucht habe ich mich alſo in dieſes Land

begeben, ob ich vielleicht eine Unterſtützung erhalten könnte. Darum habe ich geſagt, daß ich den Mann getötet hätte, denn ich will lieber ſterben als leben, und in dieſem Augenblicke noch bitte ich dich um Gottes willen, mich hinrichten zu laſſen." Hierauf ſprach der Richter zu dem zweiten Ritter von Baldach: „Und du, mein Lieber, weshalb haſt du geſagt, daß du den Mann umgebracht haſt?" Der antwortete aber: „Herr, dieſer Ritter hat mir mein Weib mit ihren vielen Schätzen gegeben, die er für ſich aufgehoben hatte, und durch ihn bin ich in allem reich geworden. Wie ich nun dieſen meinen lieben Geſellen, durch den ich zu ſo großem und ſo vielem gelangt bin, zum Galgen führen ſah, habe ich mit lauter Stimme gerufen: ‚Ich bin ſchuld an dem Tode jenes Mannes, nicht er', weil ich gern aus Liebe für ihn zu ſterben wünſchte." Nun ſprach der Richter zu dem Mörder: „Weshalb haſt du aber behauptet, den Mann ermordet zu haben?" Der aber entgegnete: „Herr, ich habe nur die Wahrheit geſagt, denn es wäre eine ſchwere Sünde geweſen, wenn ich Unſchuldige hätte ſterben laſſen und am Leben geblieben wäre. Deshalb habe ich es vorgezogen, die Wahrheit zu ſagen und hier Strafe zu leiden, als daß Schuldloſe verurteilt würden und ich in der Hölle oder anderswo dafür beſtraft werden ſollte." Da ſprach der Richter: „Weil du die Wahrheit bekannt und Unſchuldige gerettet haſt, ſchenke ich dir das Leben, ſofern du nur künftig deinen Lebenswandel zu beſſern trachteſt; gehe hin in Frieden." Alle aber, welche die Worte des Richters vernahmen, lobten ihn, daß er ein ſo gutes Urteil gefällt hatte, weil der Schuldige die Wahrheit geſtanden hatte.

Von der Standhaftigkeit eines treuen Gemütes

Es gab einen gewissen König in England, in dessen Reich zwei Ritter lebten: der eine hieß Guido, der andre Tyrius. Dieser Guido nun hatte in vielen Schlachten gekämpft und in jedem Kriege den Sieg davongetragen, liebte aber ein Mägdlein von edler Geburt gar sehr, welches er jedoch nicht eher bekommen konnte, als bis er aus Liebe zu ihr einige schwere Kämpfe bestanden hatte. Endlich erlangte er sie durch einen Zweikampf und vermählte sich mit ihr mit großen Ehren. In der dritten Nacht darauf stand er nach dem Hahnschrei von seinem Lager auf und schaute das Firmament scharf an und erblickte unsern Herrn Jesus Christus mitten unter den Sternen, der also zu ihm redete: „Guido, Guido, gleichwie du oft einem einzigen Mägdlein zuliebe Fehden unternommen hast, so ist es nun an der Zeit, daß du dich um meiner willen bemühest, männiglich gegen meine Feinde zu streiten.“ Als Jesus Christus so gesprochen hatte, verschwand er. Wie aber jener merkte, daß es der Wille Gottes sei, daß er nach dem Gelobten Lande zöge und Jesum Christum an den Ungläubigen rächte, da sprach er zu seiner Gattin: „Ich denke, daß du schon von mir ein Kindlein empfangen hast, das ziehe du auf, bis ich wiederkomme, weil ich gesonnen bin, nach dem Heiligen Grabe zu ziehen.“ Wie aber jene solches hörte, sprang sie wie rasend aus dem Bette, nahm einen Dolch, der am Kopfende ihres Bettes lag, und sprach: „O Herr, ich habe dich stets geliebt, und nur aus Liebe zu dir, damit du erst viele Fehden bestehen

konnteſt, um deinen Ruhm in der ganzen Welt zu verbreiten, habe ich ſo lange gewartet, bis ich mit dir durch das Band der Ehe verbunden ward. Nun aber bin ich von dir ſchwanger worden, und du willſt dich jetzt von mir entfernen. Eher will ich mich ſelbſt mit dieſem Dolche umbringen.“ Jener aber ſtand auf, entwand ihr den Dolch und ſprach: „Meine Liebe, deine Worte jagen mir Furcht ein, denn ich habe Gott ein Gelübde getan, das Heilige Grab zu beſuchen, und jetzt iſt es weit paſſendere Zeit, ein Gelübde zu erfüllen, als im Alter; ich werde mit Gottes Hilfe bald wieder zu dir zurückkommen.“ Jene aber, durch ſeine Worte ermutigt, reichte ihm einen Ring und ſprach: „Nimm dieſen Ring und gedenke meiner in der Fremde, ſooft du ihn anſiehſt; ich aber will geduldig deine Rückkunft abwarten.“ Der Ritter nahm alſo Abſchied von ihr und nahm den Ritter Tyrius mit ſich, ſie aber weinte viele Tage lang und konnte ſich nicht zufriedengeben; als aber ihre Zeit gekommen war, gebar ſie einen ſehr ſchönen Knaben und erzog ihn aufs zärtlichſte. Wie aber Guido und Tyrius durch vieler Herren Länder gezogen waren, war zuletzt auch das Reich Dacia durch die Ungläubigen verwüſtet worden, und Guido ſprach zu ſeinem Geſellen: „Mein Lieber, du mußt dich in jenes Land begeben und mit allen Kräften dem König gegen die Ungläubigen beiſtehen, weil er ein Chriſt iſt; ich aber will in das Gelobte Land ziehen und gegen die Feinde Chriſti kämpfen, hierauf aber wieder zu dir zurückkehren, und alſo werden wir ſodann mit Freuden wieder nach England gehen.“ Tyrius aber entgegnete: „Was dir recht iſt, gefällt mir auch: ich will in jenes Reich ziehen,

und wenn du am Leben bleibst, komm wieder zu mir, und wir können dann nach unserm Vaterlande zurückkehren." Jener aber antwortete: „Das verspreche ich dir treulich." Hierauf küßten sie einander, weinten beim Scheiden bitterlich, und Guido zog nach dem Heiligen Lande, Tyrius aber nach Dazien. Guido kämpfte aber in vielen Schlachten gegen die Sarazenen und Heiden und erhielt in jedem Kampfe den Sieg, so daß sein Ruhm durch den ganzen Erdkreis flog; aber auch Tyrius trieb auf gleiche Weise alle Ungläubigen aus dem Königreiche Dacia, schlug viele Schlachten und blieb immer Sieger. Darum gewann ihn der König vor allen lieb und ehrte ihn, und vom Volke ward er so hoch geschätzt, daß ihm der König viele Schätze gab. Es gab aber zu dieser Zeit in jenem Reiche einen sehr tapfern Raubritter namens Plebeus, der neidisch auf den Tyrius war, weil er so schnell zu Reichtum und Ehre gelangt war; der klagte ihn bei dem Könige des Verrats an, wie er im Schilde führe, den König der Herrschaft zu berauben. Der König aber, der seinen Worten traute, weil er ein mächtiger und tapferer Mann war, nahm dem Tyrius alle seine Ehrenstellen wieder, so daß derselbe in großer Dürftigkeit versank und kaum seinen täglichen Unterhalt hatte. Tyrius aber war sehr traurig, weil er so allein und verlassen und in Dürftigkeit geraten war, weinte bitterlich und sprach: „Wehe mir, was soll ich anfangen?" Wie er aber einstmals traurig einherwandelte, begegnete ihm Guido in einem Pilgerkleide. Als ihn Tyrius gewahr wurde, erkannte er ihn nicht; Guido aber kannte ihn gleich, wollte ihm aber nicht entdecken, wer er sei, und sprach zu ihm: „Mein

Beſter, wo biſt du her?“ Jener aber erwiderte: „Aus weiter Ferne; allein ich habe ſchon mehrere Jahre in dieſem Lande gelebt, und hatte einen Geſellen, der nach dem Gelobten Lande gezogen iſt, weiß aber freilich nicht, ob er lebt oder geſtorben iſt, oder wie es ihm geht.“ Guido verſetzte darauf: „Um deines Geſellen willen erlaube mir in deinem Schoße ein wenig zu ruhen, ob ich vielleicht etwas ſchlafen kann, weil ich von meiner Reiſe ermüdet bin.“ Jener gab ihm die Erlaubnis dazu, und wie Guido jetzt in ſeinem Schoße eingeſchlafen war, ſah Tyrius, wie ſich ſein Mund öffnete und ein weißes Wieſel herauskam und nach einem Berge, der in jener Nähe war, hinlief; wie es aber daſelbſt einige Zeit zugebracht hatte, kam es wieder und lief wieder in deſſen Mund hinein. Hierauf erwachte Guido aus dem Schlafe und ſprach: „Mein Lieber, ich habe einen wunderlichen Traum gehabt: es kam mir vor, als wenn ein Wieſel aus meinem Munde käme, in jenen Berg liefe und dann wieder in meinen Mund zurückkehrte.“ Tyrius aber entgegnete: „Mein Beſter, gerade wie du es in dem Geſichte geſchaut haſt, habe ich es mit meinen Augen geſehen, weiß jedoch durchaus nicht, was das Wieſel in jenem Berge gemacht hat.“ Hierauf ſprach jener: „Wir wollen beide in den Berg gehen, vielleicht finden wir daſelbſt etwas Nutzbares.“ Sie begaben ſich alſo in den Berg, und ſie fanden einen toten Drachen, deſſen Bauch ganz mit Gold gefüllt war, mit einem ſchön geſchliffenen Schwerte, auf welchem folgende Inſchrift ſtand: ‚Durch dieſes Schwert wird der Ritter Guido den Feind des Tyrius überwinden.‘ Wie aber Guido dieſen Drachen gefunden

hatte, freute er sich sehr und sprach zu Tyrius: „Mein Lieber, ich schenke dir den ganzen Schatz, allein das Schwert will ich für mich behalten.“ Tyrius aber erwiderte: „O Herr, ich habe es um dich nicht verdient, daß du mir ein solches Geschenk machst.“ Und jener sprach: „Schlage deine Augen auf und schaue mich an, ich bin ja dein Geselle Guido.“ Wie aber jener das hörte, schaute er ihn genau an und erkannte ihn sogleich, fiel vor Freude zur Erde nieder, weinte bitterlich und sprach: „Nun habe ich genug gelebt, da ich dich wiedergesehen habe.“ Jener aber versetzte: „Stehe schnell auf! Du solltest dich lieber über meine Ankunft freuen als weinen, denn ich werde gegen deinen Widersacher für dich kämpfen, und wir beide werden mit Ehren nach England ziehen; siehe nur vor allen Dingen zu, daß du keinem Menschen sagst, wer ich bin.“ Hierauf stand Tyrius auf, fiel ihm um den Hals und küßte ihn, begab sich aber nachher mit dem Golde in sein Haus, indessen Guido sich nach dem königlichen Palast verfügte und an die Pforte desselben klopfte. Der Türhüter fragte sogleich nach dem Grunde seines Klopfens, jener aber sprach: „Ich bin ein Pilger, der neulich vom Heiligen Grabe gekommen ist.“ Gleich ließ man ihn ein und stellte ihn dem Könige vor. Es saß aber an der Seite des Königs jener Raubritter, der den Tyrius um Ehre und Gut gebracht hatte, und der König fragte: „Wie stehts jetzt mit dem Gelobten Lande?“ Jener aber sprach: „Jetzt herrscht tiefer Friede daselbst, und viele sind zum Christentume bekehrt worden.“ Der aber fragte weiter: „Hast du vielleicht jenen englischen Ritter Guido gesehen, der so viele Schlachten gewonnen

hat?" Jener aber antwortete: „O ja, Herr, den habe ich oft geſehen und ſogar mit ihm geſpeiſt." Darauf ſagte jener: „Spricht man dort auch von den Königen der Chriſtenheit?" Der Pilger entgegnete: „O ja, Herr, auch über deine Perſon, wie die Sarazenen und andere Ungläubigen dein Reich viele Jahre lang in Beſitz gehabt haben, und wie du durch einen Ritter namens Plebeus jenen edeln Ritter Tyrius aller ſeiner Ehren und Schätze beraubt haſt, und man ſpricht, das ſei ungerecht von dir gehandelt geweſen." Wie das Plebeus gehört hatte, ſprach er: „Du falſcher Pilger, der du ſolche Lügen erzählſt, du verdienteſt wohl, ihn verteidigen zu müſſen, falls ich gegen dich kämpfen wollte, denn Tyrius wollte den König, unſern Herrn, vom Throne ſtoßen." Da ſprach Guido zum König: „Mein Herr, weil jener ſpricht, ich ſei ein falſcher Pilger und der Ritter Tyrius ein Verräter, ſo will ich mit Eurer Erlaubnis mit ihm kämpfen und an ſeinem Leibe beweiſen, daß er ein falſcher Verleumder iſt." Der König aber entgegnete: „Mir iſts ganz recht, ich bitte dich ſogar, dein Vorhaben auszuführen." Hierauf ſprach jener: „Herr, gib mir Waffen." Der König verſetzte: „Alles, was du bedarfſt, ſollſt du bereit finden." Hierauf beſtimmte er den Tag des Zweikampfes zwiſchen ihnen; weil er aber fürchtete, der Pilger Guido möchte indeſſen durch Hinterliſt umgebracht werden, ſo rief er ſeine Tochter, die noch Jungfrau war, zu ſich und ſprach zu ihr: „Mein Kind, wenn du dein Leben lieb haſt, ſo bewache dieſen Fremdling ſorgfältig, und du ſollſt alles haben, was du brauchſt." Hierauf führte ſie den Pilger in ihre Kammer, ließ ihn ein Bad

nehmen und behielt ihn nach Gefallen bei sich. Wie aber der Tag des Kampfes gekommen war, da stellte sich früh Plebeus gewappnet ans Tor und schrie: „Wo ist jener falsche Pilger, warum zaudert er so lange?“ Wie aber jener das gehört hatte, legte er seine Waffen an, und beide begaben sich auf den Kampfplatz. Sie stießen nun beide so mit ihren Lanzen zusammen, daß Plebeus seinen Geist hätte aufgeben müssen, wenn er nicht einmal trinken konnte; er sprach also: „O guter Pilger, erlaube mir nur einmal Wasser zu trinken.“ Der aber versetzte: „Wenn du mir versprichst, getreulich mir dieselbe Gefälligkeit erzeigen zu wollen, wenn es die Not erfordert, so erlaube ich es.“ Der aber entgegnete: „Ich verspreche dir das auf mein Wort.“ Hierauf begab er sich zu einer Quelle und trank sich satt, rannte aber sodann mit seiner ganzen Kraft wider den Guido an, und beide kämpften nun mannhaft gegeneinander, bis auch Guido Durst bekam und sprach: „Mein Bester, erzeige mir jetzt dieselbe Gefälligkeit, die ich dir erzeigt habe, denn ich habe unglaublichen Durst.“ Jener aber erwiderte: „Ich schwöre zu Gott, daß du nur an meiner tapfern Faust deinen Durst stillen sollst.“ Wie aber Guido solches hörte, verteidigte er sich so, daß er der Quelle zu nahe kam, und als er ganz nahe dem Gewässer war, sprang er auf einmal hinein und trank, soviel er Lust hatte. Hierauf verließ er das Wasser wieder, stürzte auf jenen wie ein brüllender Löwe los, und der andere suchte sein Heil in der Flucht; der König aber, als er dies gewahr ward, ließ sie voneinander trennen und diese Nacht ausruhen, damit sie beide am morgenden Tage zum Kampfe bereit wären.

Der Pilger aber begab ſich wieder in das Gemach der Königstochter, welche ihm jede Erquickung verabreichte, ſeine Wunden verband und, nachdem er eine Mahlzeit gehalten, auf einem ſehr feſten hölzernen Bette ſeine Ruheſtätte aufſchlagen ließ; jener aber, der vom Kampfe ermüdet war, begann einzuſchlafen. Nun hatte aber Plebeus ſieben tapfere Söhne, dieſe rief er zu ſich und ſprach zu ihnen: „Ihr Lieben, ihr ſeid meine Söhne: ich ſage euch, daß, wenn dieſer Fremdling nicht noch in dieſer Nacht getötet wird, ich morgenden Tages werde unter die Toten gezählt werden; denn einen tapferern Mann, als er iſt, habe ich noch nicht geſehen.“ Jene aber ſprachen: „Vater, in dieſer Nacht ſoll er alſo abgetan werden.“ Um Mitternacht aber, als jedermann ſchlief, drangen ſie in das Gemach der Prinzeſſin, welches nahe am Meere gebaut war, ſo daß das Meerwaſſer unter dem Zimmer dahinſtrömte. Sie ſprachen aber zueinander: „Wenn wir ihn in ſeinem Bette ermorden, ſind wir wieder des Todes, wir wollen ihn alſo zuſammen ſamt ſeinem Bette ins Meer ſtürzen; denn dann wird es beim Volke heißen, daß er die Flucht genommen hat.“ Hierauf ergriffen ſie den ſchlafenden Pilger und warfen ihn ins Meer. Der Fremde ſchlief aber feſt und merkte nichts. Es befand ſich aber zur ſelbigen Nachtzeit ein Fiſcher auf dem Meere, der, als er das Getöſe, welches das Bett beim Herabſtürzen machte, hörte und dasſelbe beim Mondenlichte erblickte, ſich wunderte und mit lauter Stimme rief: „Sage mir um Gottes willen, wer du biſt, auf daß ich dich retten kann, ehe du unterſinkſt.“ Wie aber Guido das Schreien hörte, erwachte er aus ſeinem

Schlafe, und weil er die Sterne am Firmament erblickte, wunderte er ſich, wo er ſei; und da er bald erkannte, daß er ſich im Waſſer befinde, rief er dem Fiſcher zu: „Lieber, hilf mir, und ich will dich belohnen; denn ich bin ein Pilger, der geſtern auf dem öffentlichen Kampfplatze focht, wie ich aber hierher gekommen bin, davon weiß auch ich gar nichts.“ Als das der Fiſcher hörte, nahm er ihn in ſeinen Kahn auf, führte ihn mit ſich in ſein Haus und hieß ihn in einem Bette der Ruhe pflegen. Es kamen aber die Söhne des Plebeus zu ihrem Vater und meldeten ihm, wie jener im Meere begraben liege und er ſich fürder nicht mehr fürchten ſolle. Plebeus aber freute ſich nicht wenig, ſtand beizeiten auf, wappnete ſich und begab ſich an die Pforte des Palaſtes und rief: „Führet jenen Pilger heraus, auf daß ich mich an ihm rächen kann!“ Wie das der König gehört hatte, gebot er ſeiner Tochter, ihn zu wecken, damit er ſich zum Kampfe rüſten könne; jene aber begab ſich zu ſeinem Lager und fand ihn nicht. Das Mägdlein weinte aber bitterlich und ſprach: „Weh mir, mein Schatz iſt fort“, und meldete es ihrem Vater, wie ſie ihn nicht mehr angetroffen habe. Aber auch der König ward ſehr traurig; und ſie wunderten ſich, als ſie auch das Bett nicht mehr fanden. Hierauf meinten einige, er ſei geflohen, andere aber, man habe ihn ermordet, und Plebeus ſchrie beſtändig an der Pforte: „Führet dieſen Fremdling heraus, denn ich will heute ſeinen Kopf dem Könige überreichen!“ Während man aber im Schloſſe noch Nachforſchungen anſtellte, was aus dem Pilger geworden ſei, kam der Fiſcher zum Könige und ſprach: „Herr, trauert nicht länger, denn

als ich dieſe Nacht mit Fiſchen auf dem Meere beſchäftigt war, fand ich den ins Waſſer geſtürzten Pilgrim, nahm ihn auf, führte ihn in mein Haus und habe ihn daſelbſt ſchlafend verlaſſen.“ Wie das der König hörte, freute er ſich ſehr und ſchickte nach ihm, daß er ſich zum Kampfe rüſten ſolle. Als aber Plebeus vernahm, daß jener nicht tot ſei, fürchtete er ſich ſehr und begehrte vom Könige einen Aufſchub des Kampfes; der König wollte ihm aber auch nicht eine einzige Stunde lang Waffenſtillſtand zugeſtehen. Sie begaben ſich alſo beide auf den Kampfplatz und hieben aufeinander los; allein ſchon beim dritten Hiebe ſchlug ihm Guido den Arm ab, hernach auch das Haupt, und überreichte es dem König. Der König aber freute ſich ſehr, daß der Fremde einen ſo rühmlichen Triumph erhalten hatte, und wie er vernahm, daß ihn die Söhne des Plebeus ins Meer geſtürzt hatten, ließ er ſie an den Galgen hängen; der Pilger aber beurlaubte ſich beim Könige. Der bot ihm viele Geſchenke, wenn er bei ihm bleiben wolle, allein er willigte nicht ein. Hierauf gab ihm jener viel Gold und Silber, was er aber alles ſeinem Tyrius gab; und er, ſamt dem Könige, ſetzte Tyrius in ſeine frühere Würde und großen Güter wieder ein, und er nahm dann Abſchied vom Könige. Der König aber ſprach zu ihm: „Mein Lieber, ich habe bei Gott eine Bitte an dich, nämlich daß du mir, ehe du fortziehſt, deinen Namen ſagſt.“ Jener aber entgegnete: „Herr, ich heiße und bin jener Guido, von dem du ſchon gehört haſt.“ Als das der König hörte, fiel er ihm um den Hals und verhieß ihm einen großen Teil ſeines Reiches, ſo er bei ihm bleiben wolle. Der aber wollte ſich durchaus nicht

dazu verſtehen, ſondern küßte den König und begab ſich hinweg. Guido aber langte bald in England an und kam an ſeine Burg. Er fand aber eine große Menge Bettler vor dem Tore derſelben ſitzend, und die Gräfin, ſeine Gemahlin, ſaß als Pilgerin gekleidet mitten unter ihnen, wartete ihnen in Perſon alle Tage auf und gab jedem Armen einen Heller mit den Worten: „Betet für meinen Herrn Guido, daß ich, ehe ich ſterbe, mich noch an ihm letzen kann und er glücklich wieder nach Hauſe kommt, denn er iſt nach dem Heiligen Grabe ausgezogen.“ Nun begab es ſich aber am ſelbigen Tage, daß ihr Sohn, welcher jetzt ſieben Jahre alt war, in prächtigen Kleidern ſeine Mutter unter die armen Leute begleitete. Wie nun das Kind hörte, daß ſeine Mutter jedem Bettler den Namen ihres Herrn Guido nannte, ſprach er: „O Mutter, iſt das mein Vater, den du den armen Leuten ſo empfiehlſt?“ Jene aber erwiderte: „Ja, mein Sohn. In der dritten Nacht, nachdem ich dich empfangen hatte, iſt er von mir gegangen, und ſeitdem habe ich ihn nicht wieder geſehen.“ Wie aber die Frau der Reihe nach durch die Bettler ſchritt, kam ſie auch zu ihrem Manne Guido und gab ihm Almoſen, wußte aber durchaus nicht, wer er war; er aber neigte ſein Haupt zur Erde, um nicht erkannt zu werden. Und wie nun die Dame auch zu den andern Armen weiterging, folgte ihr ihr Sohn, und wie Guido ſeine Augen wieder aufſchlug und ſeinen Sohn erblickte, den er vorher noch nie geſehen hatte, konnte er ſich nicht mehr halten, ſondern nahm ſein Kind auf den Arm, küßte es und ſprach: „Mein ſüßes Kind, möge dir unſer Herrgott die Gnade verleihen, ihm ſtets wohl-

gefällig zu ſein.“ Als aber die Mägde ſahen, daß er ihn geküßt hatte, rief man ihm zu, er ſolle nicht länger da ſtehen bleiben. Guido aber trat zu ſeiner Gemahlin und bat ſie um einen Platz im Walde, wo er immer bleiben könnte; ſie aber, welche ihn für einen Pilger hielt, ließ ihm um Gottes und ihres Mannes willen eine Einſiedelei bauen, wo er lange Zeit blieb. Als nun aber die Stunde ſeines Todes nahe war, ließ er ſeinen Diener rufen und ſprach: „Geh ſchnell, mein Lieber, zur Gräfin hin, gib ihr dieſen Ring und ſage ihr, daß, wenn ſie mich zu ſehen wünſcht, ſie ſogleich ohne Verzug zu mir kommen ſoll.“ Der Bote begab ſich aber zu ſeiner Gebieterin und zeigte ihr den Ring. Kaum hatte ſie aber denſelben erblickt, ſo rief ſie mit lauter Stimme: „Das iſt der Ring meines Mannes!“ und machte ſich ſchnellen Laufs nach dem Forſte auf; allein ehe ſie noch anlangte, war Guido ſchon geſtorben. Sie warf ſich über ſeinen Leichnam und ſchrie mit lauter Stimme: „Weh mir, meine Hoffnung iſt dahin!“ und indem ſie Seufzer und Wehklagen ausſtieß, fügte ſie hinzu: „Wo iſt jetzt das Almoſen, welches ich jeden Tag für meinen Herrn geſpendet habe? Ich ſah meinen Herrn Almoſen empfangen und habe ihn nicht erkannt; du haſt deinen Sohn vor deinen Augen erblickt, ihn geſtreichelt und geküßt, und dich doch weder mir noch ihm zu erkennen gegeben. Was haſt du, Guido, getan? Guido, nun werde ich dich nie wiederſehen!“ Sie übergab alſo ſeinen Leib mit großen Ehren dem Grabe und betrauerte ſeinen Tod viele Jahre lang.

Einst ritt ein Kaiser nach Mittag auf die Jagd. Es begab sich aber, daß er durch einen Wald kam und eine von Hirten gefangene und an einen Baum gebundene Schlange antraf; die Schlange aber brüllte gräßlich. Und der Kaiser, von Mitleid gerührt, machte sie los und steckte sie in seinen Busen, um sie wieder zu erwärmen. Sobald sie aber warm geworden war, begann sie ihn zu stechen und ihr Gift auf ihn zu schießen, und der Kaiser sprach: „Was tust du, warum vergiltst du Gutes mit Bösem?" Die Schlange aber bekam, wie einst Bileams Eselin, das Vermögen zu reden und sprach: „Niemand kann ändern, was die Natur uns gelehrt hat: du hast getan, was du mußtest, ich aber habe meiner Natur gemäß gehandelt. Du hast so viel Menschlichkeit bewiesen, als du vermochtest, ich aber dafür getan, was mich mein Instinkt gelehrt hat. Ich habe dir Gift gegeben, weil ich nichts als Gift hatte und immer ein Feind des Menschen sein werde, weil ich um eines Menschen willen bestraft und verflucht worden bin." Wie sie nun also miteinander stritten, ward ein gewisser Philosoph herbeigerufen, auf daß er zwischen ihnen Richter wäre und ein gerechtes Urteil fällte. Der Weise aber sprach: „Alles dieses höre ich nur durch eure Worte und Erzählung. Wenn ich aber die Sache selbst sehen könnte, über die ihr redet, wollte ich wohl ein Urteil sprechen. Ich wünsche also, daß die Schlange wie vorher an den Baum gebunden werde und der Herr Kaiser sich jetzt von ihr frei mache, alsdann will ich beide Teile richten." Wie das geschehen war, sprach der Weise zur

Schlange: „Jetzt biſt du wieder angebunden, mache dich ſelbſt los, wenn du kannſt, und entferne dich.“ Die Schlange erwiderte: „Das kann ich nicht, weil ich ſo feſtgebunden bin, daß ich mich nicht zu rühren vermag.“ Der Weiſe ſprach: „Alſo wirſt du ſterben müſſen, denn du biſt immer und von jeher undankbar gegen die Menſchen geweſen, und wirſt es ſtets ſein.“ Hierauf wendete er ſich zum Kaiſer und ſprach: „Herr, jetzt biſt du frei; drücke das Gift aus deinem Buſen und ziehe deine Straße, laß dich aber künftig nie wieder in eine ſolche Torheit ein, weil die Schlange nichts anders machen kann, als was ſie die Natur gelehrt hat.“ Wie das der Kaiſer hörte, dankte er dem Weiſen, daß er ein ſo gerechtes Urteil gefällt hatte, und ging davon.

Von der Treue

Paulus, der Langobarden Geſchichtſchreiber, erzählt, daß ein gewiſſer Krieger Onulphus aus Pavia ſeinem Könige Portaticus ſolche Beweiſe ſeiner Treue gegeben hatte, daß er ſich für die Rettung ſeines Herrn ſogar dem Tode preisgab. Da denn Grimmoaldus, der Beneventaner Herzog, durch den Genebaldus, den erſten Herzog von Ravenna und Verräter an der königlichen Krone, nachdem Godobertus, der Langobardenkönig, getötet worden, mit Gewalt und Liſt bis zum Zelte des Königs vorgedrungen war – nachdem der leibliche Bruder dieſes genannten Königs Godobertus bis zu den Ungarn auf ſeiner Flucht geſagt worden war–: ſuchte der genannte Ritter Onulphus den Portaticus mit Grimmoaldus zu verſöhnen, damit er in Ungarn, wohin

er nicht einmal aus Furcht vor Grimmoaldus gelangen konnte, um Verzeihung vor den Füßen des Königs bitten und so ein sicheres Leben, wenn auch ohne Königswürde, die ihm eigentlich zukam, mit Anstand führen durfte. Als aber die Versöhnung vollständig erfolgt war, beschloß Grimmoaldus nach einigen Tagen, weil er bösen Zungen allzuviel traute, den Portaticus selbst, mit dem er sich doch versöhnt hatte, am folgenden Tage zu ermorden, und befahl, ihm Wein, der ihn betrunken machen sollte, damit er auf keine Weise an seine Rettung denken konnte, vorzusetzen. Dies blieb jedoch dem Onulphus, dem Ritter des Portaticus, nicht verborgen, weshalb er mit seinem Waffenträger in das Haus des Portaticus ging, daselbst seinen Schildknappen in dessen Schlafgemach ließ, den Portaticus aber in einer verdeckten Sänfte wie seinen eigenen Waffenträger mit Drohungen, Schimpfen und Schlägen aus dem Hause führte und in sein eigenes Haus brachte, obgleich die Wächter oder Trabanten des Königs vor dem Hause des Portaticus aufgestellt waren und meinten, der genannte Schildknappe des Onulphus sei betrunken herausgetragen worden. In derselbigen Nacht, zur Zeit des Hahnschreis, ließ aber Onulphus seinen geliebten Herrn, den Portaticus, von der Stadtmauer, an welche sein Haus stieß, an einem Seile hinab, der sich dann einige weidende Pferde einfing und nach der Stadt Asti floh, von wo aus er zum fränkischen König eilte. Wie nun am Morgen der genannte Onulphus und sein Schildknappe vom Könige festgehalten und über die Art und Weise befragt wurden, wie sie ihren Herrn Portaticus befreit hätten, jene aber mit der einfachen Wahrheit antworteten, sprach der

König zu ſeinen Räten: „Welche Strafe verdienen die, welche alſo gegen unſern königlichen Willen getan haben?“ Und da nun einer antwortete, man müſſe ſie hinrichten, der andere, ſie lebendig zu ſchinden, und ein dritter, ſie heimlich zu kreuzigen riet, antwortete der König: „Bei dem, der mich hat geboren werden laſſen, ſage ich: dieſe Männer verdienen den Tod nicht, ſondern jegliche Ehre, weil ſie ihrem Herrn ſo treu geweſen ſind.“ Alſo belohnte ſie der König Grimmoaldus mit vielen Ehren und Geſchenken; Genebaldus aber, der verräteriſche Herzog der Canimenter, ward durch die Hand des Waffenträgers ſeines ehemaligen Königs Godobert, dem er durch ſeine Verräterei Krone und Leben geraubt hatte, am Feſte Johannis des Täufers elendiglich, aber mit Recht, bei Turin umgebracht.

Vom Ehebruch

Man lieſt, daß ſich einſt ein König einen Löwen, eine Löwin und einen Leoparden hielt, die er ſehr lieb hatte. Wenn aber der Löwe nicht da war, beging die Löwin mit dem Leoparden Ehebruch, und pflegte, damit der Löwe ihre Treuloſigkeit nicht ſpüren möchte, ſich in einer Quelle in der Nähe des königlichen Schloſſes zu baden. Wie aber der König das öfters bemerkt hatte, ließ er einſtmals, als die Löwin wiederum treulos gegen ihren Mann geweſen war, den Brunnen verſchließen. Als nun der Löwe zurückkam und den geſchehenen Ehebruch ſpürte, hat er ſie in Gegenwart aller, wie ein Richter nach geſprochenem Urteil, zerriſſen.

Von dem großen Alexander

Man lieſt, daß der große König Alexander an des Königs Pori von India Hof kam, und zwar in der Geſtalt eines ſchlichten Richters, und wollte deſſen Macht kennen lernen. Nun wähnte Porus, es ſei Antiochus, einer der Ritter Alexanders, und nahm ihn würdiglich auf. Es ſaß aber einſt Alexander mit an ſeinem Tiſche, und ſooft man eine ſilberne Schüſſel oder Kanne vor ihn geſetzt und er ſie geleert hatte, ſo ſteckte er ſie in ſeinen Ärmel. Das ward dem Könige Poro angezeigt, und der fragte ihn mitten unter den andern, wie er das meine. Der aber ſprach: „Herr König, ich habe dich doch allerwegen weit über Alexander ob deiner Ritterlichkeit und Prachtliebe rühmen hören; nun iſt aber die Sitte am Hofe Alexandri ſo, daß alle Ritter, die an ſeinem Tiſche ſitzen, was man ihnen vorſetzt, Töpfe oder Schüſſeln, ſie ſeien gülden oder ſilbern, dieſe behalten als ihr Eigentum. Nun habe ich dich weit mildtätiger mit deiner Habe geſchätzt denn Alexandern und gemeint, dasſelbe Recht auch an deinem Hofe zu erhalten.“ Da das die Ritter Pori hörten, zogen ſie alle mit Alexander von dannen, und er gab ihnen viele Geſchenke und Sold, und ſie fochten mit ihm wider König Porum, erſchlugen ihn und gewannen das ganze Land India.

Von Joſia, dem Kaiſer zu Rom

Einſt herrſchte der gewaltige Joſias zu Rom, der hatte drei Söhne, die ihm gar lieb waren. Nun hatte aber derſelbige König beſtändig Krieg wider den König von Ägypten, und dabei alle ſeine Habe

aufgezehrt bis auf einen Baum, der ſolche Kraft hatte, daß ſeine Frucht alle Gebreſte heilte, ausgenommen den Ausſatz. Da nun derſelbige König ſchwer darnieder lag bis auf den Tod und nicht davonkommen konnte, da rief er ſeinen Erſtgeborenen zu ſich und ſprach: „Ich habe dich und deine Brüder ſo lieb gehabt, daß ich alles, was ich gehabt habe, im Kriege verzehrt habe, denn allein dieſen Baum, und da du nun mein Erſtgeborener biſt, ſo ſchenke ich dir an dem Baume alles, was in der Erden iſt und darob; gehe nun und rufe mir meinen anderen Sohn.“ Und alſo geſchah es. Zu dieſem ſprach er aber alſo: „Mein lieber Sohn, ich habe dir nichts anderes zu ſchenken denn von dem Baume, daran ſchaffe ich dir die Länge, die Breite und die Tiefe.“ Hierauf ſprach er zu ihm: „Gehe hin und rufe deinen dritten Bruder.“ Zu dieſem ſagte er: „Lieber Sohn, du weißt wohl, daß ich über nichts mehr zu gebieten und alles verkriegt habe, was ich jemals beſeſſen habe, bis auf dieſen Baum. An dem ſchenke ich dir alles Grüne und Dürre, was an ihm iſt.“ Und da er nun alle ſeine Geſchäfte vollbracht hatte, da kehrte er ſich nach der Wand zu und gab ſeinen Geiſt auf. Danach ward er würdiglich beſtattet und begraben. Nun unterwand ſich der erſte Sohn des Baumes und tat, als ob er ſein wäre. Das vernahm der andere und ſprach: „Weshalb unterwindeſt du dich dieſes Baumes?“ Der ſprach: „Darum, weil mir mein Vater an ihm geſchenkt hat alles, was in der Erde iſt und darob; darum weiß ich nicht anders, denn daß er mein iſt.“ Der andere ſprach: „Nun hat mir doch mein Vater geſchafft an dem Baume die Höhe, die Breite und die Tiefe,

und darum ist er auch allein mein." Das hörte der jüngste Bruder und sprach: „Lieben Brüder, warum unterwindet ihr euch dieses Baumes? Mir hat nun doch mein Vater das alles geschafft, Grünes und Dürres, was an diesem Baume ist, daher ist er billigerweise mein und nicht euer. Allein höret doch meinen Rat, auf daß sich nicht ein Irrsal oder Zorn unter uns begebe, da wir doch einmal Brüder sind. So laßt uns also zu dem König hingehen, der hier in unserer Nähe wohnt, und wie nun der König nach unser aller Vorgeben richten wird, des sollen wir alle willig sein und ihm darin folgen." Der Rat gefiel ihnen allen wohl, und sie kamen zu dem König, und ein jeder legte dem König seine Sache vor, wie oben geschrieben ist. Da sie nun der König vernahm, sandte er nach einem Bader und ließ dem ältesten der Brüder am Arme zu Ader. Danach fragte sie der König, wann ihr Vater begraben worden sei. Das ward ihm gesagt. Da sandte der König einen Boten, der brachte ihm ein Bein aus dem Sarge des Vaters: das legte der König in das Blut, das von dem ältesten Bruder gekommen war; und da es eine gute Weile darin gelegen hatte, da legte er es an die Sonne und ließ es trocknen, und da es wohl getrocknet war, da ließ er es mit Wasser waschen. Und da man es wusch, ging das Blut von dem Beine, gerade als wenn es nie dagewesen wäre. Da hieß der König, dem andern Bruder auch am Arme Ader zu lassen, und tat das Bein des Vaters in dasselbe Blut, und tat damit gerade wie mit dem ersten. Und da man es mit Wasser wusch, da ging das Blut ganz davon weg, und das Bein blieb bei seiner Gestalt. Da befahl der König, daß man dem

jüngſten Bruder auch an dem Arme Blut laſſen ſolle, und tat mit dem Blute und dem Beine des Vaters gerade wie zuvor. Und da es an der Sonne und an der Luft nun wohl getrocknet war, da ließ er es wie zuvor mit Waſſer abwaſchen. Da konnte er aber das Blut mit Wiſchen und Schaben und mit keinerlei Sache von dem Beine herunterbringen, und das Bein blieb durchweg blutig. Wie das der König ſah, da merkte er dabei, daß der des Königs Sohn war und die andern nicht, und machte ihn zum Herrn des Baumes, und der König ward um ſeiner Weisheit willen ſehr gelobt.

Von einem edlen Manne in Rom

Man lieſt von einem edlen Manne, der in einer Stadt einen Sitz hatte und ein ſchönes Weib beſaß, das er ſehr lieb hatte. Der dienete aber ein andrer Ritter ſo eifrig und mit ſolchem Fleiße, daß ihm die Frau gar günſtig und hold war. Nun begab es ſich aber, daß der Ritter ſeinen Knecht zu ihr ſandte und ſie fragen ließ, ob ſie es ihm geſtatten wolle, daß er den Abend zu ihr käme. Und da nun der Knecht die Botſchaft an die Frau gebracht hatte, da ward ſie ſehr erzürnt, daß er einem Knechte ſolche Botſchaft anvertraut hätte, und wollte dem Knechte keine andere Antwort geben. Und da der Knecht den Zorn der Frau vernahm, da fing er an, um ſie für ſich ſelbſt zu werben, und überredete die Frau in kurzem, daß ſie ihm alles gewährte und ihm zu Willen war. Da nun der Knecht alſo lange ausblieb, da ward der Ritter ſehr verdrießlich und kam ſelber nach der Frauen Hauſe und klopfte an. Und

da der Knecht des Herrn Kommen vernahm, da kam über ihn dermaßen Furcht, und er wußte nicht, wie er sich gebärden sollte, und fragte die Frau um Rat. Die hieß ihn unter das Bett schlüpfen, und ließ danach den Ritter ein, und der fragte die Frau, ob sein Knecht nicht bei ihr gewesen wäre. Da sprach sie: „Er ist hier gewesen, und habe ich ihn im Zorn von mir abgefertigt, daß er eine solche Botschaft an mich fürbaß getragen hat. Auch hätte ich Euch nicht zugetraut, daß Ihr eine solche Sache einem Knechte anvertrauen würdet." Da der Ritter der Frauen Ernst vernahm, da kam ihm der Gedanke ein, daß er sie beruhigen möchte, und in der Zeit, daß der Ritter bei der Frau war, kam auch ihr Mann an das Tor, und jener wußte nicht, wie er sich dabei benehmen sollte. Da sprach die Frau: „Ziehet Euer Schwert und laufet gegen meinen Mann an, als ob Ihr sehr zornig seiet, und gebt ihm keine Antwort." Das tat der Ritter also. Des nahm den Ritter wunder, und er fragte, was der Ritter gesucht habe. Da sprach sie: „Sein Knecht ist auf meine Erlaubnis hereingelaufen, den habe ich unter meinem Bette verborgen, und den hat er gesucht." Und da das ihr Ehemann vernahm, da dankte er seiner Frau, daß sie dem Knechte also das Leben gefristet hatte.

Vom Kaiser Oktavianus

Einst herrschte der gewaltige Oktavianus zu Rom, der hatte sein Weib um dreierlei Sachen willen, die sie an sich hatte, lieb. Zum ersten, weil sie ihm getreu war, zum andern, weil sie schön war, und zum

dritten, weil ſie beſtändig und gehorſam war. Nun geſchah es in einer Nacht, als ſie zu Bette lag, daß er gedachte, nach dem Heiligen Grabe zu ziehen, und des Morgens früh rief er die Kaiſerin und ſeinen Bruder vor ſich und ſprach: „Frau, ich habe mir vorgenommen, eine kleine Zeit von hinnen zu ziehen: nun traue ich dir ſo wohl, daß ich dir alles, was ich habe, befehle, und will dir dazu keinen Obmann ſetzen als meinen Bruder; der ſoll tun nach deinem Gebot alles, was du nicht ſelbſt magſt, und er ſoll dir gehorſam und untertänig ſein.“ Und er ſchickte ſich nachher in der Kürze dazu an und zog mit einem ſchönen Gefolge ſeine Straße, und ſeine Frau hielt das Reich indeſſen allezeit gar ordentlich zuſammen. Nun ward des Kaiſers Bruder aber von der Liebe zu dieſer Frau ſo ſehr gefangen, daß er ſich verſah, es müſſe ſein Tod werden, ſo er nicht an ihr ſeine Luſt büßen könnte. Nun kam es eines Tages, daß er die Frau allein fand, ſo daß niemand bei ihr war; da hub er an und ſagte ihr ſein Leiden. Und da nun die Frau ſeine ungetreue Bitte vernahm, ward ſie davon erzürnet und ſprach, wie er ſo ungetreu und falſch ſei, daß er ſeinem Bruder die Treue brechen wolle, der ihm doch ſo wohl getrauet, und an ſie ein ſolches Begehren gerichtet habe, das an ihm nicht ungerochen bleiben könne. Wie er das hörte, da ſchied er traurig und niedergeſchlagen von ihr, ließ jedoch nicht von ihr ab; und wie er doch ſeinem Wunſche eine Statt bereit machte, ſo kam er wieder zu ihr und ſagte ihr, was Leidens er habe. Und da nun die Frau fand, daß er von ſeiner Torheit nicht laſſen wolle, da legte ſie ihn gefangen und behielt ihn da bis an des Kaiſers Ankunft. Und da

er nun vernahm, daß der Kaiser, sein Bruder, kommen solle, da gedachte er bei sich selbst: ‚So mich mein Bruder hier gefangen findet und meine Schuld an seiner Frau erfährt, so bin ich ein Kind des Todes.‘ Und er überzeugte sich davon und sandte nach der Frau, daß sie zu ihm käme, er habe ein klein wenig mit ihr zu reden. Das gewährte ihm die Frau und kam, und da er sie sah, da sprach er: „O Frau, um Gott bitte ich Euch, mir Erbarmen widerfahren zu lassen: laßt mich aus dieser Not, denn wenn mich mein Herr findet und meine Schuld an Euch erfährt, so bin ich ein Kind des Todes.“ Da die Frau nun sein heißes Flehen erhört hatte, so befahl sie, man solle ihn loslassen, schickte ihn ins Bad und sandte ihm danach sogar neue Kleider zu. Hierauf sprach sie zu ihm: „Wohlan, der Kaiser ist in der Nähe, wir wollen ihm entgegenreiten.“ Da machte er sich auf, und als sie so miteinander ritten, da kam ihnen ein Hirsch zu Gesichte und lief an ihnen vorüber; und sobald sie ihn erblickt hatten, eilte ihm das ganze Gefolge nach, so daß bei der Dame niemand zurückblieb als des Kaisers Bruder. Wie der aber sah, daß er nun allein bei seiner Schwägerin sei, da erwachte seine alte Bosheit in ihm, und er sprach also zu der Frau: „Frau, du siehst wohl, daß jetzund niemand bei uns ist, darum bitte ich dich, daß du mir meine Bitte jetzt noch gewähren mögest.“ Als das die Frau hörte, da überkam sie gar großer Zorn, und sie sprach: „Ich hoffe zu Gott, daß mein Leib keinem andern Manne zu Diensten sei, denn meinem Herrn allein.“ Kaum hatte aber des Kaisers Bruder dieses vernommen, so ward er sehr erzürnt, zog ihr alle Kleider bis auf das Hemde vom Leibe und

hing ſie bei den Haaren an einem Baume auf, worauf er das Pferd, welches die Frau geritten hatte, laufen ließ und ſeinem Bruder entgegenritt. Nun fügte es ſich, daß am ſelbigen Tage ein Herzog in der heißen Mittagszeit durch denſelben Wald ritt und ſeine Hunde, wie ſie die Frau erblickten, vor ihr ſtanden und ſie anbellten, bis der Herzog dazukam. Und da er die Frau alſo hängen ſah, da fragte er ſie, wer ſie wäre und wie ſie in dieſe Lage gekommen ſei. Da antwortete die Frau: „Wer ich bin und wie ich hierherkam, das weiß Gott wohl, aber eins bitte ich dich, daß du mich von dieſem Baume losmachen mögeſt.“ Darauf ſprach der Herzog: „Das will ich gern tun“, und befahl, daß man die Frau löſe; und als ſie losgemacht worden war, ſchickte er ſie heim in ſein Haus und empfahl ihr ſeine Tochter, daß ſie dieſe unterrichten und erziehen ſolle. Nun hatte der Herzog an ſeinem Hofe einen Ritter, der war ſein Hofmeiſter und diente der Frau Tag und Nacht in der Abſicht, daß ſie ihm zu Willen ſein ſollte. Und da er ſolches nun einſtmal von ihr begehrt hatte, verſagte ſie es ihm zorniglich mit folgenden Worten: wie ſie es Gott zugeſchworen habe, keinen Mann zu erkennen, als den ſie mit Recht erkannt hätte, und er möge ſie alſo ſolcher Bitten überheben. Wie das der Hofmeiſter hörte, ſchämte er ſich, daß ſie es ihm ſo trocken abgeſchlagen hatte, und er dachte nun Tag und Nacht darüber nach, wie er ſie einmal in Schaden bringen könnte. Nun ſchlief die Frau des Nachts bei des Herzogs Tochter in derſelben Kammer, worin der Herzog bei ſeiner Frau lag. Da kam der Ritter einmal des Nachts in die Kammer geſchlichen und ſah, daß ſie alle ſchliefen; da

nahm er ein scharfes Messer und schnitt dem Kinde die Kehle ab und gab das blutige Messer der Frau in die Hand, damit man davon abnehmen könnte, daß sie dieses Kind getötet hätte, und ging damit seine Straße. Nun brannte aber eine Ampel alle Nächte in der Kammer, und da die Herzogin erwachte, sah sie das blutige Messer in der Hand der Frau, die neben dem Kinde lag, da sie den Arm auf die Decke gelegt hatte; und wie das die Herzogin sah, erschrak sie sehr und weckte ihren Herrn. Der sprang schnell auf und schaute nach seiner Tochter und sah, daß sie tot und ihre Kehle abgeschnitten war und das ganze Bett voller Blut. Da schrien Vater und Mutter sehr, und da die Frau von dem Geschrei erwachte, da sprach der Herzog zu ihr: „O du gottloses Weib, was für einen Lohn läßt du mich für meine Treue genießen, daß ich dich vom Tode gerettet habe! Wozu hast du mein armes Kind aufgezogen, daß du dasselbe also unschuldig getötet hast?“ Darüber entsetzte sich die Frau sehr und sprach: „Mir ist die ganze Sache durchaus unbekannt, und ich bin mir nichts bewußt. Auch ist das Messer, solange ich lebe, nie mein gewesen, welches ich in meiner Hand gefunden habe, und ich weiß auch nicht, wie es dahingekommen ist; darum möget ihr mit mir tun, wie ihr wollt.“ Die Herzogin bat nun ihren Herrn recht sehr, er möge sie töten lassen; der aber sprach: „Ich will mich an ihr nicht schuldig machen“, und hieß sie schnell von dannen gehen, auf daß sie aus seinen Augen käme. Das tat nun auch die Frau mit großem Wehklagen, setzte sich auf ein Pferd und kam vor eine Stadt. Da führte man ihr einen Mann entgegen, der war ein Straßenräuber

geweſen; den ſchleppte man nach dem Galgen, auf daß man ihn henken ſollte. Da das die Frau erſah, ſo eilte ſie hin zu ihm und fragte den Richter, ob er den Gefangenen um Geld losgeben wolle; der aber ſprach, ja, er ſei bereit dazu. Darauf machte ihn die Frau mit Geld, was ſie in Bereitſchaft hatte, los, nahm ihn mit ſich hinweg und ſprach: „Du weißt wohl, daß ich dich vom Tode erlöſet habe, darum ſei mir nunmehr getreu.“ Und das verhieß er ihr. Und da ſie nun wiederum in die Nähe einer Stadt kamen, da ſandte ihn die Frau voraus, daß er ihr eine Herberge beſtellte, und das tat der Knecht. Und als ſie nun dahin kamen, blieb ſie da und hieß ihm, daß er ihr Schiffer kommen ließe, da ſie über das Meer fahren wolle. Da kam nun einer, der dieſelbe Straße fahren wollte, wohin ſie mußte, und da ſie das vernahm, ging ſie zu ihm in das Schiff und wollte mit ihm dingen. Und da der Mann ihre Schönheit ſah, da beſtach er den Knecht heimlich mit Geld, daß er aus dem Schiffe ginge, und da das geſchehen war, ſtieß er vom Lande und fuhr auf die weite See. Wie das die Frau erſah, da kam große Beſtürzung über ſie, und ſie fragte ihn, was er im Sinne habe; der aber ſprach zu ihr: „Entweder ich ſchlafe bei dir, oder ich werfe dich ins Meer, wo du eines bittern Todes ſterben mußt.“ Darüber erſchrak die Frau gar ſehr und fiel an ihrem Bett auf ihre Knie und bat Gott, daß er ſie behüte vor dieſem ſündlichen Falle. Und alsbald kam ein ſtarker Regenſchauer und ein großes Ungewitter und riß das Schiff auseinander; doch wollte Gott keins verderben, ſo daß ein jedes auf einem Teile des Schiffes entkam, aber eins wußte von dem

andern nichts. Da kam nun die Frau zu einer Abtei, in welcher Klosterfrauen waren, und bat daselbst um Herberge, und die Frauen nahmen sie auf und freuten sich über sie. Da blieb denn die Frau eine Zeitlang allein und studierte allezeit in einem Buche, das von den Kräften der Kräuter handelte, und ward darin so klug, daß ihre Kunst durch alle Länder erscholl, also daß alle Siechе nach ihr fragten, und wessen sie sich annahm, der war genesen. Nun wollte aber Gott dem Leiden, das sie lange gehabt hatte, ein Ziel setzen und sie wiederum zu Freuden bringen. Darum focht des Kaisers Bruder ein großes Gebreste an, und da das der Kaiser vernahm, da machte er sich samt seinem Hofe auf und ritt zu dem Kloster, darin er die Frau wußte. Nun begab es sich auch, daß der Ritter, der des Herzogs Kind getötet hatte, gichtbrüchig ward an Händen und Füßen und auch zu dem Kloster kam. Dahin kam auch der Meerfahrer, der war wassersüchtig geworden; und der Knecht, den sie mit ihrem Geld vom Tode erlöst hatte, der war blind und hörte nicht mehr und kam auch in das Kloster. Und da sie nun alle dort zusammen kamen und die Hilfe der Frau begehrten, da kam die Frau, und es erkannte sie keiner; und sie sprach, nur sobald jeder von ihnen vor allem Volke alle seine Missetat beichte, anders könne sie keinen gesund machen. Da das der Kaiser hörte, da sprach er: „Damit soll mein Bruder anheben", und befahl ihm solches. Der aber sprach: „Wenn dem so ist, daß ich anders nicht gesund werden mag, es sei denn, daß ich alle meine Sünden verraten habe, so versehe ich mich langer Krankheit, denn wenn ich meines Bruders Sicherheit verraten habe, wollte ich lieber

dieſes Gebreſtes wirkliche Leiden ertragen." Da das der Kaiſer hörte, ward er ſehr zornig und ſprach: „O du Böſewicht, was haſt du getan, daß du dich ſo ſehr fürchteſt, daß du lieber dieſes Gebreſtes Leiden ertragen wollteſt?" Der ſprach aber: „Nur in dem Falle, daß Ihr mich ſicherſtellet, anders ſage ich nichts." Da ſprach der Kaiſer: „Wohl, ich verſpreche dir Sicherheit für alles, was du wider mich und die Meinen getan haſt." Da das der Bruder hörte, da ſagte er, wie er der Ehre der Frau des Kaiſers nachgeſtellt habe und wie ſie ihn, da er das lange Zeit von ihr begehrt, gefangen gehalten hätte, und er ſagte alles, wie oben geſchrieben ſteht, und wie er ſie zuletzt aufgehangen habe; wo ſie aber danach hingekommen ſei, das wiſſe er nicht. Wie das der Kaiſer hörte, da geriet er gar ſehr in Zorn, und es gereute ihn, daß er ihm Sicherheit gewährt hatte. Und wie der Ritter, der des Herzogs Hofmeiſter geweſen war, das hörte, was des Kaiſers Bruder geſagt hatte, da ſprach er: „Wie ich von dieſem gehört habe, daß er Eure Frau in dem Forſte aufgehangen hat, geradeſo hat mein Herr, der Herzog, Eure Frau gefunden und ſie ſeiner Tochter zur Erzieherin geſetzt; und da ſie mir nicht gewähren wollte, was ich von ihr begehrte, da ſchnitt ich meines Herrn Tochter die Kehle ab, daß es ſo herauskam, als ob ſie es getan hätte, und brachte es alſo dahin, daß ſie vom Hofe getrieben wurde." Und da ſolches der Räuber vernahm, da ſagte er, wie ihm eine ſchöne Frau begegnet ſei, da man ihn zu dem Galgen führte, und die habe ihn für ihr eignes Geld ausgelöſet; und ſagte auch, wie er ihr ſeine Treue gebrochen hätte. Wie das alles der Meerfahrer hörte, da

ſagte er auch, wie er an der Frau auf dem Schiffe gehandelt hätte. Und wie ſolches die Frau gehört hatte, ſprach ſie: „Sie haben alle recht gebeichtet", und legte ihnen Arzneimittel auf, und ſie wurden zur Stelle geſund. Und als ſolches geſchehen war, da ſprach ſie zum Kaiſer: „Herr, was meinſt du, ob du nicht wieder froh werden würdeſt, ſo du die Frau ſäheſt, die ſo viel um ihrer Keuſchheit willen erlitten hat?" Der aber ſprach: „Ja, ſicher, über alle Freuden der Welt hinaus würde ich mich freuen!" Da nahm ſie ſogleich das Tüchlein ab, mit welchem ſie das Haupt umbunden hatte; und da erkannte er ſie und umhalſte ſie mit großer Freude und führte ſie danach mit ſich heim. Und ſie verbrachten von nun an ihre Tage ſeliglich miteinander.

Vom König Herodes, der eine ſchöne Tochter hatte

Herodes war ein gewaltiger Kaiſer zu Rom; der hatte eine ſchöne Tochter, die ihm gar lieb war, der dienete ein Ritter lange Zeit. Das verſtand die Jungfrau gar wohl, und er ging eines Tages zu ihr und ſprach zu ihr: „Edle Jungfrau, wollet mir meine Rede nicht übel vermerken; ich ſagte Euch gern eine Kleinigkeit von meiner Not, die ich wohl nicht mehr allein für mich tragen mag." Die aber ſprach: „Sagt mir ohne alle Furcht, was Ihr wollt." Da ſprach der Ritter: „Lange Zeit habe ich mein Leid geduldig ertragen, das ich Euch nun zu wiſſen tue, da mein einziger Wunſch, daß die Treue, die ich Euch lange bewährt habe, mit Treue vergolten werde. Ich trage aber in meinem Sinn, in das Land Hi-

ſpania zu reiten, und will meinen Leib und mein Gut dort in die Schanze ſchlagen, damit ich durch meine Tapferkeit ſo viel verdiene, daß ich Eurer würdig werde, da ich mich dermalen noch unfähig fühle, Eure Hand erhalten zu können. Nun möchte ich aber von Euch verſichert ſein, daß Ihr in meinem Dienſt ſieben Jahre auf mich wartet; und ſo es der Fall wäre, daß ich in dieſer Zeit nicht wieder in dieſes Land zurückkäme, ſo würde das ein Zeichen meines Todes ſein, und tut ſodann mit mir nach Eurem Gefallen." Die Rede gefiel aber der Jungfrau gar wohl, und ſie war bereit, in ſeinen Wunſch zu willigen, und verſprach ihm das bei ihrem Worte. Danach ſchickte ſich der Ritter zu ſeinem Zuge an und zog ſeine Straße. Nicht lange darauf kam aber der König von Apulien mit großem Gefolge und bat um die Hand der Jungfrau; ihr Vater aber verhieß ſie ihm, ſandte nach ſeiner Tochter und fragte ſie um ihren Willen. Die aber ſprach: „Mein Vater, du ſollſt wiſſen, daß ich Gott gelobt habe, in ſieben Jahren keinen Mann zu nehmen, und nach der Zeit geſchehe, was Gott über mich beſchließen will." Da das ihr Vater hörte, ſo wollte er nichts dawider einwenden, und ſagte es dem Könige von Apulien; der war aber bereit, die ſieben Jahre auf ſie zu warten, und ſchied unter dieſer Bedingung von dannen. Und da die Zeit kam, daß die ſieben Jahre nun ſchier ein Ende nehmen ſollten, da ſchickte er ſich wiederum mit all ſeinem Gefolge feierlich zu ſeiner Fahrt an und zog ſeine Straße auf dem Wege gen Rom. Nun kam aber der Ritter unſerer Geſchichte auf dieſer Fahrt zu dem König, und ſie ritten miteinander dahin. Es begab ſich aber eines

Tages, daß es gar sehr regnete, und der Ritter hatte einen guten Mantel und einen Hut. Allein der König ward durch und durch naß, da er weder Mantel noch Hut hatte, und da das der Ritter gewahr wurde, sprach er: „Ihr seid nicht sehr klug gewesen, daß Ihr Euer Haus nicht mit Euch genommen habt, da wäret Ihr nicht naß geworden.“ Wie das der König hörte, da deuchte ihn die Rede wunderlich, und er sprach: „Ich höre wohl, daß du sonderbar redest, da mein Haus wohl etwas zu groß sein dürfte, also daß ich es nicht mit mir hinwegführen mag.“ Und sie ritten also ihres Weges dahin und kamen an eine große Lache; da ritt der König voran hindurch, und wie er hinein kam, war die Lache so tief, daß das Pferd mit ihm bis auf den Grund ging und er sich gar sehr besudelte. Wie das der Ritter sah, ritt er ganz trocken um die Lache herum und sprach zu dem König: „Ihr habt unweise gehandelt, daß Ihr Eure Brücke nicht mit Euch hierhergeführt habt, dann hättet Ihr Euch jetzt nicht beschmutzt.“ Die Rede schien jenem ganz unnütz zu sein, und er sprach zu ihm: „Du bist ein Tor und willst mich als solcher tadeln; wie möchte ich meine Brücke mit mir führen? Die ist ja eine halbe Meile lang und von Steinen gemauert.“ Jedoch verantwortete er sich weiter nicht gegen ihn, und sie ritten weiter. Da konnten sie aber kein Haus finden, wo sie etwas hätten zu essen bekommen können; und der Ritter bat den König bei sich zu Tische, und sie setzten sich auf die Erde nieder, und der Ritter gab dem König Käse und Brot, welches er in einem Ranzen bei sich geführt hatte, und gab ihm auch aus einer Flasche zu trinken. Wie nun der

König zur Genüge gegessen hatte, da sprach der Ritter: „Ihr tut gar nicht wohl, daß Ihr nicht allerwegen Vater und Mutter mit Euch führt.“ Da sprach der König: „Meine Mutter ist so alt, daß ich sie ihrer hohen Jahre wegen nirgends mitnehmen kann, und mein Vater ist schon seit langer Zeit tot, so daß ich ihn auch nicht bei mir haben kann.“ Während dieser Zeit langten sie in der Stadt Rom an, und der Ritter beurlaubte sich daselbst vom König, worauf ihn derselbe fragte, wohin er jetzo zu ziehen gedenke. Da versetzte er: „Es sind nun bereits sieben Jahre, daß ich in einem Netze gefangen gelegen habe; so ich es nun also wiederfinde, wie ich es verlassen habe, so führe ich es mit mir in meine Heimat, und wird es mir in allen Stücken lieb und wert sein; so es aber zerrissen ist, so laß ich es, wo es ist, und achte sein fürder nicht mehr.“ Nach dieser Rede ritt der König in die Stadt hinein, und wie ihn der Ritter nicht mehr sehen konnte, da ritt er ihm auch nach und kam heimlich in den Palast zu der Jungfrau und führte sie von dannen. Nun begab es sich aber, daß der König beim Kaiser zu Tische saß und der König anhub und sagte, er habe einen wunderlichen Ritter zum Gefährten gehabt, der seltsamer Rede gepflogen habe. Und er erzählte, wie er gesprochen habe, da es so sehr regnete, es sei von ihm nicht weise gewesen, daß er sein Haus nicht mit sich geführt habe, weil er sodann nicht naß geworden sein würde; wie er ihm dann geantwortet, sein Haus sei wohl viel zu groß, als daß er es mit über Land nehmen könne. Da fragte ihn der Kaiser, was er angehabt habe, und der König sagte, er habe einen Mantel getragen und einen Hut

auf seinem Haupte gehabt. Da sagte der Kaiser: „Sicherlich ist er weise gewesen, da er meinte, warum Ihr nicht auch einen Mantel und einen Hut bei Euch führet.“ Da erzählte der ihm weiter, wie er geredet hatte, da er sich in der Lache beschmutzt hatte; da antwortete ihm aber der Kaiser und sprach: „Der Ritter hat damit gemeint, warum er seinen Diener nicht vorausgeschickt habe, denn dann würde er sich nicht beschmutzt haben.“ Da sagte ihm jener endlich noch, wie sie miteinander, nachdem sie gegessen, gesprochen hätten und er gesagt habe, er tue nicht weise, daß er nicht allwegen Vater und Mutter mit sich nehme, wenn er über Land reite. Das deutete ihm der Kaiser auch und sprach: „Er hat damit gemeint, er solle nicht ausziehen, wenn er nicht Wein und Brot bei sich führe.“ Als er also gesprochen hatte, lobte er den Ritter um seiner Weisheit willen und fragte jenen, wo er ihn gelassen habe. Da sagte der König, er habe sich nahe bei der Stadt mit folgenden Worten bei ihm beurlaubt: es seien nun sieben Jahre, daß er in einem Netze gefangen liege, er wolle also zu demselben hinreiten, und wenn er es noch in eben dem Zustande finden werde, als er es hingelegt habe, so wollte er es mit sich hinwegführen; so es aber zerrissen und zerbrochen sei, so wolle er es liegen lassen und sein nicht mehr achten. Da das der Kaiser hörte, schrie er mit lauter Stimme: „Weh mir über mein Herzeleid! Dieses Netz ist meine Tochter, ich fürchte, ich habe sie verloren.“ Er eilte also hinweg und sandte nach ihr; allein sie ward nicht gefunden, denn sie war schon lange mit dem Ritter von dannen gezogen. Wie aber die Boten kamen und das dem Kaiser

ſagten, da ſprach derſelbe: „Merkt auf: dieſer Ritter hat mich und Euch betrogen, darum ſehet Euch nach einem andern Weibe um.“ Da ſchied der König traurig von dannen, und der Ritter behielt die Jungfrau in allem Frieden.

Von dem Kaiſer Lucio

Einſt herrſchte der gewaltige König Lucius zu Rom, der eine ſchöne Tochter hatte, die ihm gar lieb war. Nun war ein Ritter an ſeinem Hofe, der alle ſeine Dienſte der Jungfrau weihete; nun kam es aber eines Tages, daß er ſie allein in einem Fenſter ſitzen fand, und er ſprach alſo zu ihr: „Edle Jungfrau, lange Zeit habe ich meine Liebe für Euch dem Wind und Wetter ausgeſetzt, und Ihr habt das alles nicht bedenken wollen. Nun will ich aber auch mein Gut um desſelbigen Willen aufs Spiel ſetzen, damit ich Eure Gunſt verdienen möge, und bitte Euch, daß Ihr mir ſaget, was ich darum tun ſoll, auf daß Ihr mir geſtattet, daß ich eine Nacht bei Euch ſchlafen darf.“ Da vertröſtete ſich die Jungfrau auf ihre Kunſt und forderte tauſend Mark. Des war der Ritter froh und brachte ihr das Geld. Da führte ihn die Jungfrau verſtohlen in ihre Kammer und hieß ihn ſich niederlegen, und ſowie er in das Bett kam, da ſchlief er ein und ſchlief die ganze Nacht hindurch. Am Morgen aber ſtand die Jungfrau auf und weckte den Ritter; der aber erſchrak ſehr, daß er alſo alles verſchlafen hatte, und bat die Jungfrau, daß ſie ſich wieder zu ihm legen ſolle; die aber wollte ihm ſolches nicht gewähren. Da dung er mit ihr um die andere Nacht und gab ihr abermals tauſend Mark;

und da er des Nachts in ihr Bett kam, entschlief er abermals, und alles ging wie zuvor. Da sie ihn aber des Morgens früh aufweckte, erschrak er gar sehr und tat sehr kläglich und bat die Jungfrau, daß sie sich wieder zu ihm legte. Das versagte sie ihm aber gar zorniglich, und da er merkte, daß ihm all sein Bitten nichts half, dung er wiederum um die dritte Nacht für tausend Mark und schied also traurig von ihr und ging zu einem Kaufmann und bat ihn, er solle ihm tausend Mark auf seine Habe leihen. Das wollte der Kaufmann jedoch nicht; aber eins, wenn ihm das gefiele, wolle er für ihn machen, daß er ihm das Versprechen gäbe, wenn er innerhalb drei Tagen ihm die tausend Mark nicht entrichten könne, ihm alsdann ein schwer Stück Fleisch von seinem Leibe schneiden zu lassen, wo er es nur haben wolle, und er solle ihm einen Brief darüber geben, der mit seinem Blute geschrieben sei. Dieses Pfand und Gelübde nahm der Ritter an und gab ihm darüber einen Brief, so wie er begehrt hatte. Hierauf gab ihm der Kaufmann das Geld, und er ging mit demselben gen Hofe und begab sich zu der Jungfrau. Unterwegs aber begegnete ihm ein weiser Philosophus, der sprach also zu ihm: „Es nimmt mich wunder, daß Ihr also einfältig seid, dem zu trauen, der Euch schon zweimal betrogen hat.“ Da fragte ihn der Ritter, wie er das meine. Da sprach jener: „Die Jungfrau, bei welcher Ihr zwei Nächte geschlafen habt, hat einen Brief in ihrem Bette, durch welchen Ihr alle Nächte eingeschlafen seid, und doch geht Ihr abermals zu ihr. Nun rate ich Euch aber ungebeten, wenn Ihr nicht verderben wollt, daß Ihr diese Nacht, wenn Ihr Euch schlafen legen sollt, unter

das Kopfkissen in dem Bette greifen möget, da findet Ihr einen Brief, den ziehet heraus und werft ihn von Euch, so weit Ihr könnt; darauf leget Euch nieder und tut, als ob Ihr auf der Stelle eingeschlafen wäret, da wird sich die Jungfrau sogleich zu Euch legen." Wie das der Ritter vernahm, dankte er dem Meister gar sehr und ging zu der Jungfrau und gab ihr das Geld. Da wies sie ihn in ihre Kammer und hieß ihn sich niederlegen. Das tat er, vergaß aber das nicht, was ihn der Meister gelehrt hatte. Und wie die Jungfrau das gewahr worden war, daß er eingeschlafen sei, da legte sie sich zu ihm; er aber griff sie an und drückte sie an sich und sprach: „Frau, es ziemt sich, daß ich mein Geld nicht also unnütz verlieren soll." Des erschrak die Jungfrau gar sehr und bat ihn mit heißen Zähren, er solle sein Geld alles wiedernehmen, sie aber in Frieden lassen. Des wollte er sie aber nicht erhören und sprach: „Nicht allein mein Geld, ja alle Habe Eures Vaters nähme ich darum nicht an." Und alsbald überwältigte er sie und vollbrachte seinen Willen an ihr. Aber in demselben Augenblicke ward auch das Herz der Jungfrau so verwandelt, daß sie ihm gar hold wurde, und sie behielt ihn eine ganze Woche bei sich in ihrer Kammer, ohne daß jemand darum wußte. Aber mitten unter diesen Freuden vergaß er das Gelübde, welches er dem Kaufmanne getan hatte; und als er daran gedachte, da erschrak er sehr und begann kläglich zu weinen. Da fragte ihn die Jungfrau, warum er also tue und was ihm geschehen sei. Da sagte er ihr, wie er sich gegen den Kaufmann verpflichtet und wie er nun den Tag versäumt habe, und das sei die Ursache seiner Klagen. Da tröstete ihn die Frau

und sprach: „Gehe zu ihm und biete ihm sein Geld an, und ist es, daß er es nicht nehmen will, so frage ihn, was er denn von dir haben will, und komme dann zu mir, daß ich es dir geben kann.“ Das tat der Ritter und ging zu dem Kaufmann und bat ihn, er solle sein Geld nehmen; der aber wollte ihn schlechterdings nicht erhören und sprach: er wolle sich an seinen Brief halten und nicht anders tun, und führte ihn sogleich vor den Richter. Nun war aber das Recht des Gesetzes, daß, wozu sich einer willig verbunden hatte, das mußte er also ausrichten. Es hatte aber die Frau Boten ausgesandt, die nachsehen und sich erkundigen sollten, wie es ihm erginge. Die kamen aber zu ihr zurück und sagten ihr, er stehe gefangen vor Gericht. Das erschreckte sie sehr, und sie legte eilig Mannskleider an, setzte sich auf ein Pferd und ritt zu dem Gerichte und ward von jedermann für einen Ritter gehalten. Da ging sie zu dem Kaufmann und fragte ihn, ob er Geld nehmen und sich seines Zornes gegen den Ritter abtun wolle. Das wollte der Kaufmann aber nicht erhören, und da die Frau vernahm, daß ihr kein Gut bei ihm helfen möge, da sprach sie: „Wohlan, da sich dieser Ritter des verbunden hat, so soll er seinem Versprechen also nachkommen. Nun wisset Ihr wohl, daß des Gesetzes Recht ist: wer eines Menschen Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Nun hat sich dieser Ritter verbunden, daß, so er den gesetzten Tag versähe, man ihm dann ein schwer Stück Fleisch von seinem Leibe schneiden könnte, wo Ihr es haben wolltet. Nun ist der Ritter bereit, seinem Gelübde nachzukommen, aber du mußt das so machen, daß du sein Blut nicht ver-

gießeſt. So du aber doch ſein Blut vergießen wirſt, ſo wird billig erkannt, was du ihm dafür ſchuldig biſt.“ Da das der Kaufmann vernahm, hätte er ſein Geld gern genommen. Da ſprach aber die Frau: „Nein, das geſchieht nun nicht, da du es vorher nicht haſt annehmen wollen“, und rief den Richter darum an, daß er ſage, was Rechtens wäre. Der entſchied aber allerſeits, daß der Kaufmann ſchneiden dürfe, vom Blutvergießen aber nicht die Rede ſein könne, und der Ritter alſo billig zu entlaſſen ſei. Wie jene das vernahm, dankte ſie dem Richter und zog alſo von dannen, ritt wieder an ihren Hof, legte das Gewand von ſich und kleidete ſich wieder in ihre Kleider, als ob ſie gar nicht fortgeweſen wäre. Während der Zeit kam auch der Ritter zu ihrem Hofe und begab ſich zu der Frau; die fragte ihn, wie es ihm gehe, ob er ſich mit dem Kaufmann vertragen hätte, und er hub an und ſagte ihr alles, wie es ihm vor dem Richter ergangen war und wie ein Ritter gekommen ſei, der allen Leuten unbekannt geweſen wäre, der habe ihn mit ſeiner Weisheit vom Tode errettet. Da fragte ihn die Frau, warum er ihn nicht mit an den Hof gebracht hätte; er aber ſagte, er ſei allſogleich von dannen gezogen, und ſie wüßten nicht, wohin er gekommen ſei; eines aber wiſſe er, daß er alle ſeine Tage nie einen klügeren Ritter geſehen habe. Da ſprach ſie: „So du den Ritter ſäheſt, iſt es dir ſo, als ob du ihn dann erkennen würdeſt?“ Er aber ſagte: „Jawohl.“ Da eilte ſie in ihre Kammer und legte die Kleider wieder an, die ſie vorher angehabt hatte, und trat alſo vor ihn hin. Da erkannte er, daß ſie es geweſen ſei, und empfing ſie und ſprach: „Geſegnet iſt der Tag, wo

du geboren wardſt.“ Danach brachte es die Jungfrau mit ihrer Klugheit zuwege, daß ſie ihr Vater dem Ritter zum Weibe gab, und ſie brachten ihre Tage in Seligkeit zu.

Von Gallicus, dem Kaiſer zu Rom

Einſt herrſchte der gewaltige Kaiſer Gallicus zu Rom, der ſetzte zu einem Rechte feſt, daß, wer von fremden Landen an ſeinen Hof käme, dem werde ſogleich ein gebratener Fiſch vorgeſetzt, und jedermann ſolle darauf merken, ob er den Fiſch auf der einen Seite bis auf die Gräten verzehre und ihn dann auf die andere Seite umkehre; wer das tue, der ſolle alsbald gefangengeſetzt werden, und den dritten Tag ſolle man ihn ohne Gnade aufhängen. Allein die drei Tage lang, während welchen er im Gefängniſſe lag, konnte er alle Tage, was für eine Bitte er wollte, an den König tun, ausgenommen für ſein Leben, die wurde ihm gewährt. Alſo kamen ihrer viele um ihren Hals; und eines Tages kam ein Graf an den Hof, der ſeinen Sohn mit ſich brachte. Der ward von allen männiglich empfangen, und ſogleich wurde ihm nach dem Geſetze des Kaiſers ein gebratener Fiſch aufgetragen, und davon aßen ſie beide, der Vater und der Sohn. Und da ſie die eine Seite des Fiſches gegeſſen hatten, da kehrte ihn der Graf auf die andere Seite um, und da das die Diener ſahen, hinterbrachten ſie es alsbald dem Kaiſer. Der aber befahl, man ſolle ihn fahen. Wie das der Sohn ſah, ging ihm des Vaters Leid ſehr zu Herzen, und er verlangte, man ſolle ihn für ſeinen Vater ſterben laſſen. Das gewährte ihm der Kaiſer und ließ ihn ins Gefängnis legen, den

Vater aber ledig. Wie das geſchehen war, ſprach jener: „Ihr wiſſet wohl des Kaiſers Gebot, daß ich dreierlei vor meinem Tode bitten kann. Darum begehre ich, daß Ihr zu dem Kaiſer gehet und ihn bittet, daß er mir ſeine Tochter mit einem Pfaffen ſende und ſie mir zum Weibe gebe.“ Da gingen die Boten hin und ſagten es dem Kaiſer; der konnte nicht gegen ſein Geſetz tun und mußte es geſtatten und gab ihm ſeine Tochter, und dieſe ſchlief die Nacht bei ihm. Danach am andern Tage begehrte er, daß ihm der Kaiſer alle ſeine Habe geben ſolle, und da ihm ſolches gewährt worden war, teilte er alles unter das Hofgeſinde; davon wurden ſie ihm aber gar hold und günſtig. Danach am dritten Tage, da er nun ſterben ſollte, ſandte der Kaiſer zu ihm, daß er ſeine dritte Bitte tun ſolle, er müſſe ſogleich ſterben. Da ſprach er: „Weil ich denn ſterben ſoll, ſo bitte ich, daß der Kaiſer einem jeden, der da ſpricht, er habe es von meinem Vater geſehen, daß er den Fiſch umkehrte, beide Augen ausſtechen laſſe.“ Wie das dem Kaiſer geſagt worden war, fragte er überall herum auf dem Hofe, wer es geſehen habe. Da leugneten ſie es alle und ſagten, keiner habe das geſehen. Wie das des Kaiſers Tochter vernahm, da ſprach ſie: „Weil es denn ihrer keiner geſehen hat, daß ſein Vater den Fiſch umgewendet, ſo iſt der Sohn billig zu entlaſſen.“ Und da der Kaiſer die Weisheit des Knaben vernahm und wie ihm ſeine Tochter günſtig war und auch alles Hofgeſinde, da nahm er ihn gütig auf, machte ihn zum Erben über all ſein Gut, und ſo ward er nach dem Tode ſeines Schwiegervaters zum Kaiſer gemacht und herrſchte gewaltig und weislich über das Reich bis an ſein Ende.

Des Ritters Hund

Es lebte einſtmals ein edler Ritter, der hatte nur einen einzigen Sohn; den hatte er ſo lieb, daß er ihm drei Ammen anſchaffte, die ſein pflegten. Er hatte aber auch einen Falken und einen Vogelhund, den er gar lieb hatte. Es hatte aber der Hund die Tugend, daß, wenn der Ritter zu einem Strauß ausreiten wollte und es ihm wohl gelingen ſollte, er vor ihm herlief, wenn er zu Roſſe ſaß, und ſprang und war gar fröhlich; ſollte es ihm aber übel ergehen, ſo fiel der Hund dem Pferde in den Zügel und hielt ihn feſt und ſchrie. Daran erkannte der Ritter wohl, ob er reiten oder daheim bleiben ſolle, und darum war ihm der Hund deſto lieber. Nun geſchah es aber einſtmals, daß der Ritter zu einem Turniere ritt, und eines Tages gingen die Ammen alle aus dem Hauſe, ſo daß niemand darinnen blieb; nur der Hund lag bei dem Kinde, das in einer Wiege lag. Da kroch eine gräßliche Natter herbei und wollte das Kind töten; das erſah aber der Falke, und er flatterte ſo ſehr hin und her, daß er den Hund aufweckte, und als der Hund die Natter erblickte, machte er ſich auf und lief gegen ſie an, und ſie ſtritten ſo lange miteinander, bis der Hund die Natter tötete. Es hatte aber die Natter den Hund gebiſſen, daß er blutete und die Erde bei der Wiege gar blutig war; von dem Streite aber, den ſie miteinander gehabt, hatten ſie die Wiege umgeſtürzt, allein dem Kinde war doch kein Leid geſchehen. Wie nun der Hund die Natter getötet hatte, da legte er ſich zu der Wand nieder und leckte ſeine Wunden. Danach kamen alsbald die Ammen wieder nach Hauſe, und da ſie ſahen, daß die Wiege umge-

ſtürzt dalag und der Hund am Maule blutig war, da meinten ſie, er habe das Kind getötet, und liefen alle davon. Da begegnete ihnen aber die Frau vom Hauſe und fragte ſie, was ihnen wäre. Da ſagten ſie, während ſie aus geweſen, da wäre der Hund gekommen, der dem Herrn ſo lieb ſei, und habe das Kind getötet. Wie das die Frau hörte, eilte ſie klagend nach Hauſe; aber die Ammen machten ſich weiter auf die Flucht. Während der Zeit kam der Ritter und fand ſeine Frau, die noch nicht hineingekommen war, weinend, und er fragte ſie, was ihr wäre. Da ſagte ſie ihm, ſein Hund, der ihm ſo lieb wäre, habe ihr Kind gebiſſen und getötet. Darüber erſchrak der Ritter gar ſehr und eilte zornig in ſein Haus; und wie der Hund ihn kommen hörte, da lief er ihm entgegen und ſpielte um ſeine Füße herum. Da ward der Ritter voller Zorn, zückte das Schwert und ſtach den Hund zu Tode, und dann ging er hin und wollte das Kind beſchauen. Da fand er es aber geſund und wohlgemut in der umgeſtürzten Wiege und ſah die Natter tot und zerriſſen bei derſelben liegen. Da merkte er wohl, daß der Hund dieſelbe um des Kindes willen getötet und dem Kinde das Leben erhalten hatte, und darum gereute es ihm ſehr, daß er dem Worte des Weibes geglaubt und dem Hunde ſeine Treue ſo vergolten hätte.

Von Julio dem Kaiſer

Einſt herrſchte der gewaltige Kaiſer Julius zu Rom. Der ließ eine Glocke in ſeinem Palaſte aufhängen und ſetzte als Geſetz feſt, daß, wer des Abends auf der Gaſſe betroffen würde, nachdem man

dieſelbige Glocke geläutet hätte, der danach des Morgens ohne Gnade gehangen werden ſollte. Es war aber ein Ritter in derſelbigen Stadt, der hatte gar ein ſchönes Weib, die heimliche Buhlſchaft mit einem andern trieb. Nun begab es ſich eines Abends, daß ſelbiger ihr Buhle an ihr Haus kam und ihr das durch einen Schrei zu wiſſen tat, den ſie wohl verſtand. Und wie ſie ſeine Ankunft vernommen hatte, ſtand ſie leiſe auf und ging herab zu ihrem Buhlen; und wie ihr Mann erwachte und ſie nicht in ihrem Bette fand, ſtand er leiſe auf, machte die Haustüre zu und ſperrte ſie aus und legte ſich dann zu Bett. Wie nun die Frau an die Türe kam und merkte, daß das Haus zugeſchloſſen war, da erſchrak ſie gar ſehr und bat ihren Mann mit heißen Zähren, daß er ihr aufmachen ſollte. Der wollte es ihr aber nicht gewähren. Während dieſer Zeit läutete man aber mit der Glocke. Wie das die Frau hörte, ſo tat ihr das gar wohl, als ſie merkte, daß ſie der Mann nicht einlaſſen wollte, und ſie ſprach: „Ich merke wohl, daß du nichts anderes willſt, als daß ich ſterben ſoll und von den Hütern der Stadt ergriffen und geſchmäht werde; das ſoll aber nicht geſchehen, denn ich will mir den Tod ſelbſt in dieſem Brunnen ſuchen.“ Es ſtand aber ganz nahe am Hauſe eine ſehr ſchöne Ziſterne, und wie die Frau das geſagt hatte, nahm ſie einen großen Stein und warf denſelben in den Brunnen, als wenn ſie es ſelbſt geweſen ſei, und eilte dann wieder zur Türe. Wie das der Ritter hörte, erſchrak er gar ſehr, eilte aus dem Hauſe und beugte ſich ſchnell über den Brunnen; indeſſen war aber die Frau in das Haus gewiſcht und ſchlug die Türe hinter ſich zu. Wie das der Ritter

hörte, eilte er nach der Tür und fing an fleißig zu bitten, daß ſie ihn einließe. Das wollte ſie aber nicht erhören und erhob ein großes Geſchrei: „O du Böſewicht, wie hältſt du deinen Treuſchwur an mir; denn wenn ich wähne, du ſeieſt zu Hauſe, da gehſt du andern Weibern nach; das ſoll dir aber nicht ungeſtraft hingehen!“ Während der Zeit aber kamen die Hüter der Stadt und fanden den Ritter vor dem Hauſe, fingen ihn und führten ihn zu dem Richter. Des andern Tages aber ward er vor Gericht geführt, und was er auch reden mochte, es half ihm alles nichts. Er ward dem Tode überantwortet und danach aufgehängt.

Von Tito dem Kaiſer

Man lieſt von Tito dem Kaiſer, daß er zwei Hofmeiſter hatte, denen er gar wohl traute und ihnen alle ſeine Schätze anempfahl. Nun war der eine gar geizig und hatte an einer heimlichen Stelle ein Loch in den Turm gebrochen, das niemand bemerkte, und kam dann mit ſeinem Sohne und ſtieg hinein und ſtahl viele Güter, indeſſen ſein Sohn Wache halten mußte. Das hatte er aber lange Zeit getrieben und war gar reich davon geworden. Danach nahm aber der andere Hofmeiſter wahr, daß des Schatzes von Tage zu Tage immer weniger wurde, und kam deshalb in große Sorge und dachte bei ſich: ‚Ich muß doch von der Sache etwas mehr in Erfahrung bringen, ehe ich jemandem davon ſage.‘ Und ging und ſchaute ſich allenthalben um, ob er irgendwo etwas verändert oder eine Stelle fände, wo man hineinkommen könnte, und kam zuletzt zu dem Loche,

welches der Hofmeiſter durch die Mauer gemacht hatte. Wie er das gefunden hatte, da bedachte er ſich nicht lange, ſondern ließ ganz im geheimen eine Grube in die Erde machen, die eine Mannshöhe tief war. Wie das fertig war, füllte er ſie mit Pech an und ging von dannen. Danach kam am andern Abend der andere Hofmeiſter nach ſeiner alten Gewohnheit an den Turm, führte ſeinen Sohn mit ſich und ſtieg in das Loch, fiel aber dadurch bis an den Hals in die Grube. Da überkam den Hofmeiſter große Furcht, und er warnte den Sohn, daß er ihm nicht nachkäme. Wie das der Sohn vernommen hatte, ſtieg er vorſichtig neben der Mauer hinab und ſchaute, wie dem Vater wäre. Da ſah er aber, daß er mit dem Leben nie aus der Grube davonkommen möge. Darum dachte er bei ſich: ‚Wenn man meinen Vater hier alſo findet, iſt das uns allen eine Schmach.‘ Und beſann ſich kurz, zog ſein Schwert und ſchlug ſeinem Vater das Haupt ab, nahm es mit ſich von dannen und ließ den Leichnam des Vaters liegen. Als man denſelben nun des Morgens in der Grube fand, konnte ihn niemand erkennen. Da befahl der König, daß man ihn an einem Roßſchweife durch die Stadt ſchleifte. Da weinten alle, die in dem Hauſe waren; das merkten aber die, welche mitritten, und alſo ward er erkannt.

Die Elſter

Man lieſt von einem Ritter, der einſt in einer Stadt ſeinen Sitz hatte, daß er ein ſchönes und feines Weib hatte, die aber heimlicher Buhlſchaft pflog. Nun begab es ſich einmal, daß der

Ritter über das Meer nach dem Heiligen Grabe fuhr, und während er da draußen war, sandte die Frau nach ihrem Buhlen; der kam zu ihr, und sie lebten gar fröhlich miteinander. Nun hatte der Ritter eine Elster, die redete so deutlich wie ein Mensch; und da sie sah, daß jene also miteinander lebten, verdroß sie das sehr, und sie sprach zu der Frau mit solchen Worten: „Du tust gar unrecht, daß du deinem Herrn die Treue brichst; wisse, daß ich ihm nichts verschweigen werde, so er zurückkommt.“ Wie das die Frau hörte, da befahl sie ihren Jungfern, daß sie Fenster und Türe zusperrten, so daß es finster wurde, als wenn es Nacht wäre; dann nahm sie Wasser in ein Becken, stellte sich über das Vogelhaus und sprengte das Wasser auf den Vogel, als wenn es regnete. Das merkte sich die Elster gar wohl. Kurze Zeit nachher kam der Ritter, und sobald ihn der Vogel erblickte, sagte er ihm alle Mär, die er gesehen hatte. Darüber erschrak der Ritter gar sehr und frug fleißig nach, wie es um die Sache stehe. Da leugnete aber die Frau alles und sprach: „Willst du die Wahrheit inne werden, so frage sie nur, wann es geschehen ist, dann magst du ihr glauben.“ Und wie er die Elster fragte, da sprach sie: es wäre in der dritten Nacht geschehen und habe gerade sehr geregnet. Alsbald sprach die Frau: „Nun kannst du wohl einsehen, daß sie nicht die Wahrheit spricht, denn daß es dieselbige Nacht ganz heiter gewesen ist, wirst du wohl wissen.“ Wie das der Ritter hörte, da dachte er nicht anders, denn die Elster habe gelogen, und schlug es sich ganz aus dem Sinn. Danach aber über etliche Tage fand er ein Becken auf einem Balken über dem Vogelhause

stehen, in welchem noch Wasser war. Da erinnerte er sich wieder an das, was ihm die Elster gesagt hatte, und dachte, wenn das geschehen ist, so müssen es die Jungfern wissen, und ging zu ihnen und zwang sie mit Schlägen und Drohungen, bis daß sie ihm alles verrieten, wie sie mit dem Vogel getan hatten, und also kam die Wahrheit an den Tag.

Von der Kraft einer Wurzel

Honorius herrschte einst gar gewaltig in Rom. In dessen Reiche war ein Ritter, der ritt eines Tages von einer Stadt zur andern und kam von ohngefähr zu einem Dorfe, das ganz in Feuer stand. Nun sah er in einem Hause eine Natter, die tat gar wehmütig und kläglich, weil sie ringsum vom Feuer umgeben war. Darüber erbarmte sich der Ritter und befahl seinem Knechte, daß er der Natter heraushelfen solle. Der aber redete ihm ab und wollte es nicht tun. Da nahm der Ritter den Spieß seines Buben, hob sie damit aus dem Feuer heraus und zog sodann seine Straße. Nun war der Ritter aber müde, darum hielt er auf einem Anger an bei einem kühlen Brünnlein und ruhte. Und als sie eine kleine Weile da niedergesessen hatten, da sahen sie die Natter, welcher der Ritter aus dem Feuer geholfen hatte, die schnell auf ihn losfuhr. Wie sie aber die Diener daran hindern wollten, verbot es ihnen der Ritter, und als sie zu ihm kam, lief sie ihm an den Mund hinan und legte ihm eine Wurzel hinein. Sobald aber das geschehen war, da deuchte es ihm, wie wenn jemand zu ihm spräche: „Schlinge das hinunter, aber sage es niemandem."

Als er aber ſolches verſtanden hatte, da ſchlang er ſie hinunter, und ſomit ging die Natter wieder ihres Weges. Danach beſann ſich aber der Ritter nicht lange, ſondern ritt heim zu ſeinem Hauſe. Nun begab es ſich aber einſtmals, daß er zu ſeinem Vergnügen des Abends in einem Baumgarten ſpeiſte und ſeine Frau mit ihm; da hörte er auf einmal ein großes Geſchrei von Sperlingen, die einen Streit in einem Baume ausmachten und ſich einen Richter geſetzt hatten. Einer aber von ihnen klagte, wie ſie mit andern Sperlingen in eine Scheune gekommen wären, darin hätten ſie ausgedroſchenen Hirſen gefunden, den hätten ſie alle gegeſſen; das hätten ihm andere nicht gegönnt, wiewohl ſie den Hirſen nicht geſät hätten, und ihm darum ein Auge ausgebiſſen. Und wie die andern vernommen hatten, daß dem Sperlinge unrecht geſchehen war, da machten ſich alle über ihn her und biſſen ihn, daß er tot vom Baume fiel. Das verſtand aber der Ritter durch die Kraft der Wurzel alles ganz wohl, und wie er dem Streite alſo fleißiglich zuhörte, nahm das die Frau wunder, und ſie begehrte, daß er ihr ſage, was die Sperlinge meinten, da er ihnen ſo fleißig zuhöre. Darauf antwortete der Ritter und ſprach: „Ich habe nur dem Sperlinge zugeſehen, der jetzt von den andern zerbiſſen worden iſt; aber was ſie damit meinen, das iſt mir unbekannt.“ Indeſſen ließ die Frau nicht ab mit Bitten und bat noch emſiger als zuvor; und als ſie ſah, daß ihr der Ritter die Wahrheit nicht bekennen wollte, da verſchwur ſie Eſſen und Trinken bis auf den Tag, da er ihr die Wahrheit ſagen würde, machte ſich kurz darauf krank und ließ ſich beichten und abſolvieren. Darüber ward der

Ritter gar betrübt. Nun kam es aber eines Tages, daß er also traurig in seinem Hofe herumging; da hörte er einen Hahn, der sprach zu dem andern: „Ich meinte, wir hätten einen Herrn, nun sehe ich aber wohl, daß wir keinen haben, denn mein Herr läßt sich von seiner Frau nach Herzenslust über den Löffel barbieren. Die soll nun gar krank sein; aber ihre Krankheit werde ich täglich wohl inne, wenn ich jeden Tag zwei meiner Weiber weniger habe, und ist es der Fall, daß sie die Krankheit nunmehr noch acht Tage hat, so bleibt mir kein Weib mehr im Hofe. Wäre aber mein Herr ein richtiger Mann, so nähme er zwei starke Knüttel und schlüge sie an ihr entzwei, ich wollte wetten, sie würde gesund." Das verstand der Ritter alles gar wohl und dachte bei sich: ‚Sicherlich will ich euch folgen', und damit ritt er hinaus ins Feld. Und wie er in den Wald kam, da schnitt er sich zwei starke Knüttel ab und kam damit des Abends heim und ging zu seiner Frau und bat sie, daß sie aufstünde und mit ihm äße. Das schlug sie ihm aber ab und sagte zornlich, sie wolle nicht essen. Darüber ward der Ritter erzürnt und schlug sie ohne Erbarmen so lange, bis er die Knüttel an ihr zerbrochen hatte; sie aber wollte doch noch nicht mit ihm essen. Und wie der Hahn das Geschrei hörte, da kam er geflogen und schaute zu; und als er sah, daß sein Herr beide Knüttel zerschlagen hatte, da schrie er: „Stich sie mit den Stümpfen!" Wie das der Ritter vernahm, folgte er ihm und stach sie, daß das Blut herausrann; und wie die Frau des Ritters Ernst ersah, da stand sie auf und aß mit ihm.

Von Gordianus dem Kaiſer

Einſt herrſchte zu Rom der gewaltige Gordianus. In deſſen Reiche war aber ein edler Ritter, der nahm ein ſchönes Weib, die ihm gar lieb war, und ſie lebten alſo etliche Zeit fröhlich miteinander. Nun kam es aber dem Ritter in den Sinn, daß er nach Preußen reiten wollte, und er ſagte das ſeinem Weibe. Die ward davon ſehr betrübt, und da ſie ſeinen Ernſt vernahm, da begehrte ſie mit fleißigen Bitten, daß er ſie mit ſich reiten ließe, und trieb das ſo lange, bis der Ritter überredet ward, daß er ihr das geſtattete. Da ſchickte ſich die Frau in allen Sachen dazu an und ward fertig mit ihrem Manne. Als ſie aber dahin kamen, wurden ſie von allen männiglich für zwei Ritter gehalten, und als ſie nun zur Schlacht auszogen, da kämpfte die Frau gar ritterlich neben dem Manne manchen Tag. Jedoch begab es ſich zuletzt eines Tages, daß die Heiden die Oberhand gewannen und unter andern den Ritter ſamt ſeinem Weibe gefangen nahmen: die legten ſie gar ſchwer in einem Turme gefangen, darin ſie lange Zeit mit großem Leide lagen. Wenn aber der Ritter klagte, zeigte ſich die Frau weit feſter. Nun geſchah es, daß des heidniſchen Königs Geburtstag kam, den er alle Jahre mit großer Freude beging; und als der gekommen war, da befahl er, daß man alle Gefangenen losließ und ins Bad führte. Wie das der Ritter inne ward, erſchrak er darüber dermaßen um ſeiner Frauen willen, und hätte ſich das Bad gern erſpart, auf daß man ſeinen Geſellen auch desſelben überhoben hätte. Das wollte ihm aber der König nicht gewähren und ließ ſie ins Bad führen. Als-

bald erkannte man, daß der eine Ritter ein Weib war und nicht ein Mann, und die Mär kam auf der Stelle zum König. Der sandte gleich nach der Frau, die war aber ausnehmend schön, und fragte sie nach allem, wie das gekommen war. Da sagte sie ihm alles; und als der König das hörte, da dachte er täglich darüber nach, wie er den Ritter töten möchte. Endlich kam er darauf hinaus, daß er den Ritter fangen und an eine Säule in seiner Kammer mit Riemen binden ließ, und legte sich dann vor dessen Augen zu dem Weibe, also daß es der Ritter mitansehen mußte. Nun hatte aber der König einen Topf mit Wein bei sich vor dem Bette stehen, und so es ihm gelüstete, trank er daraus und umarmte danach die Frau. Das sah der Ritter alles wohl. Nun ermahnte der Ritter die Frau, wie er merkte, daß der Heide schlief, bei ihrer Treue, sie solle ihn losmachen. Das schlug sie ihm aber zornig lich mit Worten ab, und der Ritter nahm alles gütlich hin. Nun begab es sich aber, daß beide einschliefen, der Heide und die Frau; da sah der Ritter, wie sich eine giftige Spinne in den Topf hinabsenkte. Des freute sich der Ritter sehr und merkte auf das, was da kommen sollte. Und gleich darauf, wie es Gott wollte, erwachte der Heide, griff nach dem Topfe und trank; und sobald er getrunken hatte, da platzte er und starb eines jämmerlichen Todes. Wie das die Frau ersah, da erzürnte sie sich gar sehr gegen den Ritter, als wenn er daran schuld sei, stand vom Bette auf, nahm des Heiden Schwert und machte sich damit über den Ritter und verwundete ihn gar sehr. Nun kam es aber von ohngefähr, daß sie einen Hieb auf die Riemen tat, mit welchen der Ritter ge-

bunden war, so daß der Ritter frei ward. Darüber freute er sich gar sehr; aber die Frau erschrak, daß sie nicht wußte, was sie beginnen sollte. Da beruhigte sie der Ritter also, daß sie mit ihm von dannen ziehen durfte. Das tat die Frau, und damit kehrte der Ritter tugendsam nach Hause zurück und kam ohne alles Leid aus dem Lande und fuhr heim. Wie aber die Freunde seine Ankunft vernahmen, wurden sie dessen über die Maßen froh und kamen ihm alle entgegen und empfingen ihn und fragten ihn, wie es ihm ergangen wäre. Und als sie alle an dem Tische saßen und aßen und sich seiner und seines Weibes freuten, da sagte er ihnen seine Gefahren auf seinem Abenteuer, gerade wie wenn es einem andern geschehen wäre, und fragte sie darüber, was eine solche wohl wert wäre, die also übel tue an ihrem Manne. Da redete ihrer jeder auf seine Weise, welcher Strafe eine solche verfallen sei. Da sprach er: „Sehet, dieses Abenteuer ist mir widerfahren; deshalb richtet über sie, wie ihr versteht – meinetwegen ist sie sicher.“ Da vereinigten sich aber seine Freunde dahin, daß sie sie in ein Gewölbe sperrten und ihr nichts zu essen gaben, bis daß sie Hungers darin starb.

Von einem Förster und von seinem Sohn, den ein Kaiser töten wollte

Es war einmal ein König, der hieß Hannibal, der ein gewaltiges Reich, aber nur eine Tochter hatte, die ihm gar lieb war. Da geschah es, daß er mit seinen Rittern und seinem Gesinde auf eine Jagd ritt, und es entstand ein großer Nebel in einem finstern Walde, der schied den König von seinem Ge-

sinde, weil er einem Hirsche nachsetzte; und wie der König zu dem Hirsche kam, da fand er weder diesen noch sein Gesinde, denn sie suchten ihren Herrn in einem Teile des Waldes, und er sie im andern. Wie er nun also allein in der Irre war, da nahm die Nacht zu, und dieweil er also herumritt und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, da sah er ein Licht in der Ferne, spornte sein Roß darauf zu und kam an ein Häuslein in dem Walde, klopfte an und bat um Gottes willen um eine Herberge. Es war aber die Nacht gar finster, und der Hausherr, ein Förster, kannte den Herrn nicht und fragte, wer er wäre und wo er hin wolle, und warum er so spät im Walde herumreite. Da antwortete ihm sein Gebieter: „Ich bin ein einzelner Mann und bin durch Zufall in diesem Walde irre gegangen, darum bitte ich dich, daß du mich heute beherbergest.“ Da antwortete der Förster und sprach zu ihm: „Gehet in Gottes Namen herein, was ich habe, teile ich gern mit Euch.“ Da ging der Herr hinein, und der Wirt empfing von ihm sein Roß, stellte es in einen Stall und deckte den Tisch und setzte ihm auf, daß er genug hatte. Unter andern Reden fragte jener aber den Förster, wer der Herr des Waldes wäre. Da antwortete er ihm: „Mein Herr, der König, ich aber bin sein Diener und hüte seinen Wald; und das ist meine Hausfrau, die kommt schier nieder.“ Da nun nach dem Essen Schlafenszeit war, da bettete er den König in eine Kammer; und im ersten Schlafe hörte der König eine Stimme, die sprach dreimal: „Nimm hin!“ Von der Stimme schrak aber der König aus dem Schlafe auf und sprach: „Was ist das, daß ich höre: nimm hin, und habe doch nichts empfangen?“ Da ent-

ſchlief der König zum andern Male, und es kam eine Stimme und ſprach dreimal: „Gib wieder!“ Er erſchrak aber und ſprach: „Was iſt das? Zum erſten hörte ich: nimm hin, und bekam doch nichts, und nun höre ich: gib wieder, ob ich gleich nichts empfangen habe.“ Und er entſchlief zum dritten Male, und derweile bekam die Förſterin gar ein ſchönes Kind, ein Knäblein. Zum dritten Male drang aber eine Stimme zu ihm und ſprach dreimal: „Fliehe! In dieſer Nacht iſt ein König geboren worden, der nach dir regieren wird.“ Wie das der König hörte, da ſchüttelte ein Grauſen alle ſeine Glieder, und er ſprach zu ſich: ‚Was iſt das, daß ich höre: fliehe? Wo ſoll ich hinfliehen oder warum?‘ Und da er alſo bei ſich dachte, da hörte er die Stimme des neugebornen Kindes und merkte, daß es ein männliches Kind war, und dachte bei ſich nach und ſprach: ‚Ich glaube nicht, daß das Kind nach mir regieren wird, und ſolange ich lebe, will ich ſchon Einhalt tun, daß dem nicht ſo geſchieht.‘ Wie nun der Morgen kam, da ſetzte er ſich auf ſein Roß und rief den Förſter zu ſich und ſprach: „Lieber, ich muß dir ſagen, daß ich der Kaiſer, dein Herr, bin.“ Wie das der Förſter vernahm, da erſchrak er ſehr, ſo daß er zur Erde fiel, und bat ihn um Gnade, daß er ihm vergäbe, ſo er ihn in der Nacht beleidigt hätte. Da ſprach der Kaiſer: „Fürchte dich nicht! Ich danke dir, daß du mir in der Not durch eine Herberge zu Hilfe gekommen biſt, ſondern ſage mir vielmehr, ob deine Hausfrau heute nacht ein Kind bekommen hat.“ Da antwortete der ihm und ſprach: „Herr, wohl hat ſie ein männliches Kindlein zur Welt gebracht.“ Und der König ſagte zu ihm: „Zeige mir das Kindlein!“ Und als

jener ihm das Kind gezeigt hatte, da sah der König das Kind gar fleißig an und erblickte an seiner Stirn ein Zeichen, das er sich wohl merkte, und sprach zu dem Förster: „Das Kind will ich mir aufziehen und zum Sohne annehmen; nach fünf Wochen werde ich nach ihm senden.“ Da sprach der Förster: „Herr, ich bin des nicht würdig, daß Ihr mein Kind erzieht; allein Gott vergelte es Euch, daß Ihr Euch also demütigt.“ Also kam des Königs Gesinde und begleitete ihn in seinen Palast. Nach einem Monat aber rief der König drei seiner geheimsten Diener herbei und sprach: „Bei dem Eide, den ihr mir geschworen habt, reitet hin zu dem Förster im Walde, wo ich einst auf der Jagd übernachtet, und bringt mir das Kindlein, dessen seine Frau in der Nacht, da ich da war, genas, und wenn ihr das Kind dann fest habt, so tötet es still und heimlich, daß solches niemand gewahr werde, und bringt mir sein Herz her und unterlasset das nicht bei eurem Leben.“ Da sprachen die Diener: „Herr, Euer Wille soll erfüllt werden.“ Und alsbald ritten sie zu dem Förster in den Wald und baten ihn um das Kindlein, sie wollten es dem Kaiser bringen, auf daß es allda erzogen werde. Der Förster aber tat wie ein einfältiger und unschuldiger Mann und überantwortete ihnen sein Kindlein. Sie ritten aber danach durch den Wald und redeten also zusammen: „Hier ist eine passende Stelle, das Kind nach des Kaisers Gebot zu töten.“ Alsbald setzten sie das Kind auf die Erde und sahen es ernstiglich an; und es sprach einer zum andern: „O weh, was für eine Sünde wäre es, das Kind zu töten, welches also schön und unschuldig ist.“ Und sie sprachen alsdann alle zusammen, daß es große Sünde sei:

„Alſo wollen wir uns wohl bedenken, wie wir das Kind am Leben erhalten und es bei dem Kaiſer verantworten mögen, daß wir recht getan haben.“ Da antwortete ihrer einer und ſprach: „Liebe Geſellen, hier im Walde ſind viele junge Schweinlein, von denen töten wir eins und bringen ſein Herz dem Kaiſer, und wir ſprechen, das ſei des Kindes Herz, und alſo werden wir verſchont, und auch das Kind ſtirbt unſertwegen nicht.“ Da ſprachen die andern Geſellen: „Der Rat gefällt uns gar wohl; laßt uns aber einander ſchwören, daß keiner ſolches verrate.“ Das geſchah alſo; und hierauf legten ſie das Kind in einen hohlen Baum, und das Ferkelherz brachten ſie dem Kaiſer. Der nahm aber das Herz und warf es ins Feuer und ſprach: „Gebt acht, ob der nach mir regieren wird; ſehet zu, was ihn nun vorwärtsbringen und wozu ihm ſein Traum frommen mag!“ Am andern Tage aber, da das Kind in den Baum gelegt worden war, da ritt ein Graf namens Leupold auf der Jagd in dieſen Wald, in welchem das Kind war, und ein Hirſch ſprang auf und lief gerade nach dem Baume zu, in welchem das Kind lag, und es folgten ihm viele Hunde nach. Wie die aber das Winſeln des Kindes in dem Baume hörten, da ſtanden ſie und bellten den Baum an und kümmerten ſich weiter nicht mehr um den Hirſch. Wie das der Graf Leupold ſah, ſo wunderte ihn das, und er ritt mit den Seinigen zu dem Baume; und ſie lauſchten dem Klagen des Kindes und ſahen es eingewickelt in ein Tüchlein, und er ſprach zu einem ſeiner Diener: „Machet ſchnell und bringt mir das Kind!“ Der Graf aber nahm das Kind in ſeinen Schoß und brachte es mit nach Hauſe. Es hatte aber der Graf kein

Kind von seiner Frau und sprach also zu ihr: „Liebe Frau, wir wollen zu unsern Leuten sprechen, daß das Kind unser sei; ich hoffe, wir werden Freude daran erleben.“ Da antwortete sie: „Herr, das gefällt mir gar wohl.“ In wenig Tagen war aber der Ruf in allen ihren Landen erschollen, die Gräfin habe ein Kind bekommen; des freuten sich gar manche der Ihrigen. Das Kind aber wuchs heran, und alle hatten es lieb; als es aber sieben Jahre vollendet hatte, da ward es bis zum zwanzigsten Jahre in die Schule geschickt. Danach hieß der obgenannte Kaiser einen Hof zusammenrufen, und es wurde dazu geladen edel und unedel, reich und arm; dahin kam auch der Graf Leupold, und dem diente der Knabe wie sein eigner. Nun sah aber der Kaiser den Knaben gar scharf und fleißig an und erblickte an ihm das Zeichen an der Stirn, das er sich in dem Hause gemerkt hatte, wo er geboren war, und erkannte das Zeichen gar wohl. Er sprach aber nach Tische also zum Grafen: „Lieber Graf Leupold, wessen Sohn ist der Jüngling, der vor uns da aufwartet?“ Da antwortete ihm der Graf: „Herr, es ist mein Sohn, den mir mein Weib geboren hat.“ Der Kaiser aber sprach wiederum: „Saget mir bei Eurem Eid die Wahrheit“; und der Graf sagte: „Wollet Ihr einmal daran zweifeln, ich weiß selbst nicht, wessen Sohn er ist.“ Der Kaiser aber sprach: „Wie ist er zu dir gekommen, oder von wem?“ Da antwortete ihm der Herzog: „Herr, es sind nun zwanzig Jahre, daß ich im Walde jagte und zufällig in einem Baume ein Kind fand, das in Tücher gewickelt war.“ Der Kaiser aber hörte die Rede mit an und rief heimlich diejenigen zu sich, welche er zu dem Förster nach dem Kinde gesendet hatte, und

ſprach: „Ihr Lieben, gedenkt ihr noch der Zeit, da ich euch hin zu dem Förſter in den Wald nach ſeinem Sohne ſandte? Nun ſaget mir die Wahrheit bei eurem Leben: wie erging es euch mit dem Kinde?“ Da antworteten ſie und ſprachen: „Herr, wir übten Barmherzigkeit mit dem Kinde, dieweil wir uns der Sünde fürchteten, und töteten an ſeiner Statt ein kleines Schwein, deren viele da waren, und brachten Euch ſein Herz, und das Kind legten wir in den hohlen Baum.“ Da ſprach der Kaiſer: „Das iſt der, welcher nach mir Kaiſer werden und regieren ſoll. Aber wohl vermag ich mich dem entgegenzuſtellen und ihn zum Tode zu bringen.“ Er ſprach aber zu dem Grafen: „Das Kind ſoll bei uns am Hofe bleiben.“ Der Kaiſer aber dachte von Tag zu Tag darüber nach, wie er das Kind zu Tode brächte und es vertilgte. Nun war aber die Kaiſerin mit ihrer Tochter in einem andern Lande fern von dem Kaiſer; der rief alſo den Jüngling zu ſich und ſprach: „Mein Sohn, du mußt zur Kaiſerin reiten und ihr einen Brief von mir bringen, denn ich habe lange Zeit von ihr und meiner Tochter nichts gehört.“ Der Jüngling ſprach: „Herr, ich bin bereit, Euer Gebot zu erfüllen.“ Und alsbald rief jener ſeiner Schreiber einen und befahl ihm, folgenden Brief zu ſchreiben: „Frau, ſobald Ihr dieſen Brief erblickt und ihn leſet, bei Eurem Leben, unterlaſſet dann nicht, was Ihr jetzo vernehmt, ſondern vertilgt alsbald den Boten, der Euch dieſen Brief übergibt, mit einem böſen Tode; verſchiebt es aber nicht bis auf den dritten Tag, ſondern erfüllt mein Gebot, denn ſo Ihr das nicht tut, ſo müßt Ihr für ihn ſterben.“ Er verſiegelte hierauf den Brief mit ſeinem beſonderen Inſiegel und

überantwortete den Brief dem Jünglinge, auf daß er sich auf den Weg mache. Der Jüngling übernahm die Botschaft gar fleißiglich und begab sich auf den Weg. Er ritt aber schon drei Tage lang, und am dritten Tage kam er zu einem Ritter, gar müde von dem weiten Weg. Der Ritter aber nahm den Jüngling gut auf, weil er des Kaisers Bote und ein schöner, wohlgestalteter Knabe war, und gab ihm zu essen und zu trinken; und nach dem Essen hieß er ihn ausruhen und schlafen gehen, weil er wohl sah, daß er müde war. Der Jüngling aber ward in ein Schlafgemach geführt, legte sich nieder und entschlief alsbald vor Müdigkeit. Der Ritter wollte nun sehen, wie er gebettet sei, und er erblickte die Brieftasche und nahm den Brief heraus und las die Aufschrift und sah, daß er mit des Kaisers Insiegel versiegelt und an die Kaiserin gerichtet war. Da begann er nachzudenken und zu überlegen, ob er den Brief aufbräche und sähe, was in dem Briefe geschrieben stände. Der Ritter aber brach den Brief geschickt auf, weil das Insiegel dick aufgedrückt war, und las darin und fand, daß es auf den Tod des Jünglings abgesehen war und daß man ihn töten solle, sobald man den Brief sähe und gelesen habe; des war der Ritter sehr betrübt, daß der Knabe seinen Tod in dem Briefe mit sich führe, und dachte bei sich, was das für eine große Sünde wäre, daß man einen so jungen und wohlgezogenen Knaben also in den Tod sende. Indessen das geschieht nicht wider Gottes Willen, und er hieß alsbald einen andern Brief schreiben, dergestalt: „Liebe Frau und meine Kaiserin, ich befehle dir bei Todesstrafe, daß du den Boten, der dir diesen Brief gibt, mit Freuden aufnimmst und unsere

eingeborne liebe Tochter ihm binnen drei Tagen zu seiner Hausfrau gibst, alle Edelleute und Ritter und Knechte zur Hochzeit ladest und sie herrlich und löblich begehest, so gut du kannst; tuest du aber das nicht, so lasse ich dich eines bittern Todes sterben." Hierauf schloß der Ritter den Brief und hing das nämliche Siegel wieder an ihn, so daß man es nicht merken konnte, und steckte ihn wieder in die Brieftasche. Hierauf weckte er den Jüngling, und es blieb der Knabe über Nacht bei dem Ritter. Wie aber der Morgen kam, segnete er den Ritter, nahm Urlaub und ritt seines Weges. Als er aber zur Kaiserin kam, da ward er schön und wohl empfangen und grüßte sie vom Kaiser und überantwortete ihr den Brief. Als aber die Frau den Brief gelesen hatte und ihn begriffen, da küßte sie den Boten und sprach zu ihm: „Sei willkommen, mein liebes Kind, ich will meines lieben Herrn Gebot gern erfüllen." Alsbald ließ sie alle ihre Leute zu sich laden, Edelleute und Bürger, die in ihrem Lande waren, sie sollten sämtlich an diesem Tage zur Kaiserin zur Hochzeit ihrer Tochter und ihres Eidams kommen. Alle aber, die das hörten, kamen an dem Tage zur Kaiserin, und zwischen der Jungfrau und dem Jünglinge ward eine große eheliche Heirat angestellt und begangen. Nach der Hochzeit wurden aber den jungen Brautleuten große Gaben und Kleinodien verehrt, und damit fuhren sie alle wieder heim; der Jüngling aber blieb bei seiner Frau und bei der Kaiserin. Und es kam danach der Kaiser schier zu der Kaiserin und hörte schon vorher, wie schön seine Frau die Hochzeit ausgerichtet hätte; das tat ihm aber sehr leid, und er wunderte sich darüber. Und als die Kaiserin

vernahm, daß ihr Herr, der Kaiser, in der Nähe sei, da sprach sie zu ihrem Eidam: „Mein Sohn, du mußt deinem Herrn, dem Kaiser, und deinem Schwiegervater entgegenreiten.“ Da antwortete der und sprach: „Frau, ich bin bereit zu tun, was Ihr mir gebietet.“ Also ritten sie miteinander. Und da sie dem Kaiser begegneten, da empfing die Frau ihren Herrn, und der Herr küßte die Frau und umfing sie; als er aber den Knaben erblickte, da erschrak er gar sehr und ward betrübt und sprach zu der Frau: „Ihr seid ein Kind des Todes.“ Da antwortete sie und sprach: „Herr, ich bitte um Eure Gnade, was habe ich wider Euch getan oder wie habe ich den Tod verdient?“ Da antwortete der Kaiser: „Frau, ich habe dir bei Todesstrafe geboten und befohlen in meinem Briefe, daß du den Jüngling binnen drei Tagen, sobald du den Brief gesehen, töten solleſt. Warum bist du meinem Briefe und Gebote nicht gehorsam gewesen?“ Da antwortete die Frau: „Herr, ich habe den Brief noch, den Ihr mir gesendet habt; nach dem habe ich getan und anders nicht, da er besagt, daß ich bei deiner Huld und bei meinem Leben dem Jüngling unsere Tochter geben solle.“ „Ist das schon geschehen?“ sprach der Kaiser; die Frau antwortete: „Ja, Herr, sie schlafen alle Nächte beieinander.“ Da sprach der Kaiser: „Frau, jetzt zeige mir den Brief, den ich dir gesandt habe.“ Und wie der Kaiser den Brief gelesen hatte und sein Insiegel daran sah, sprach er: „O, eine wie große Torheit ist es von uns, wenn wir etwas anders ordnen wollen, denn Gott beschlossen hat; es geschieht doch.“ Und allsogleich küßte er den Jüngling aus Liebe und nahm ihn zu

ſeinem Sohne an; der Jüngling aber ward nach dem Tode ſeines Schwiegervaters Kaiſer und lebte löblich nach der Gerechtigkeit.

Von einem ſchwarzen Roſſe

Es war einſt ein Mann zu Rom gewaltig, der hieß Antiochus, und es war in denſelbigen Zeiten auch ein Ritter, der Leontius hieß. Derſelbige Ritter hatte aber ein kleines Gütchen nahe bei der Beſitzung des vorhin genannten Römers, welches ſein Gebieter gern gehabt hätte. Nun dachte der immer darüber nach, wie er dem Ritter ſein Land abgewänne und Herr desſelben würde, und rief den Ritter zu ſich und ſprach mit ihm und ſagte: „Gehe hin, verſchaffe mir ein ſchwarzes Roß, einen ſchwarzen Hund, einen ſchwarzen Falken und ein ſchwarzes Jagdhorn, alſo daß ich heute über acht Tage alles in meinen Händen habe; tuſt du das nicht, ſo haſt du dein Land verloren.“ Wie das der Ritter vernahm, da ward er gar traurig, denn er wußte nicht, wo er das hernehmen ſollte, und kam heim zu ſeiner Hausfrau, die Unſere liebe Frau gar lieb hatte. Die ſprach zu ihm: „Gehe hin zu dem erſten beſten Prieſter und beichte, und wenn du ſelbiges getan haſt, dann bleib bei einer Meſſe, und Gott wird dir ſeine Hilfe verleihen.“ Der Ritter aber beichtete alles lauter und rein, und damit ritt er durch den Wald traurig hin und her; zuletzt kam er an einen Graben, an dem ſah er einen Mann ſitzen, der einen Stab in der Hand hielt. Derſelbige alte Mann aber ſprach zu ihm: „Mein Lieber, von wannen kommſt du oder wo willſt du hin?“ Da antwortete er: „Herr, ich

komme aus der Kirche, und wo ich hin will, das weiß ich gar nicht.“ Da sprach der alte Mann zu ihm: „Nimm diesen Stab und folge diesem Wege hier, kehre dich aber weder zur rechten noch zur linken Seite, da wirst du von ferne eine Feste erblicken, die gar schwarz aussieht, und wenn du dahin kommst, so gebiete den Leuten daselbst von meiner Seite, daß man dir gehe, was du bittest, und sprich also: ‚Der des Stabes Herr ist, der gebeut, daß man mir gebe ein schwarzes Roß, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Jagdhorn.‘ Und wenn du das alles hast, so gehe nicht hinauf, wenn sie dich auch hinauf laden, und blase auch nicht auf dem Horne, lasse auch den Hund nicht laufen, noch den Falken fliegen, sondern bringe alles zusammen deinem Herrn und überantworte mir meinen Stab wieder, wenn ich dich darum bitte.“ Der Ritter nahm den Stab und ging drei Tage lang; am dritten Tage sah er aber eine schwarze Burg in der Ferne. Wie er nun in die Nähe derselben kam, da begegneten ihm vier Wappner, wohl gewaffnet, und sprachen zu ihm: „Herr, wohl bekomme es dir! gehe in die Feste hinauf und lasse dir eine Mahlzeit gefallen.“ Der aber antwortete: „Mitnichten, ich komme nicht in das Haus; allein der Herr dieses Stabes gebeut, daß ihr mir ein schwarzes Roß, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Jagdhorn gebet.“ Da antworteten sie: „Wir müssen dem Herrn untertänig sein“, und sie gaben ihm allsogleich das, was er gebeten hatte, und sprachen zu dem Ritter: „Es wird dir gut sein, wenn du dich auf das Roß setzest und in das Horn stößest.“ Da antwortete der Ritter: „Das tue ich

nicht." Hierauf nahm er das Roß und den Hund an eine Hand, den Falken an die andere, das Horn aber um den Hals und kam also zu dem alten Manne gegangen und gab ihm seinen Stab wieder und dankte ihm; der alte Mann aber verschwand aus seinen Augen. Nachdem ging aber der Ritter zu dem König und gab ihm das alles zusammen, was er von dem Ritter gefordert hatte. Wie aber der König hörte, daß der Ritter gekommen sei und ihm das alles gebracht habe, da freute er sich sehr; und da er also dasaß, da hörte er die Hunde bellen, und er fragte, was das wäre. Da antworteten sie ihm und sprachen: „Herr, es ist ein Hirsch, dem jagen die Hunde nach." Da sprach der König: „Führt mir mein schwarzes Roß her, daß ich mich daraufsetze, und den schwarzen Hund, und auch den schwarzen Falken setzet auf meinen Arm, und das schwarze Horn hängt mir um den Hals." Wie er aber den Hirsch ersah, da blies er in das Horn und sprengte mit dem Rosse davon, und der Hund jagte ihm nach. Der Hirsch aber lief geraden Weges in die Hölle; der Hund mitsamt seinem Herrn, der den Falken trug und das Horn am Halse hatte, die jagten dem Hirsche nach in die Hölle hinein, und danach wurden sie nimmermehr gesehen ewiglich.

Von der Untreue einer Kaiserin

Es nahm einst ein Kaiser, der bereits hoch bejahrt war, aus törichtem Unverstande ein junges Weib, welches einen heimlichen Liebeshandel mit einem jungen Ritter unterhielt. Nun beschloß er einen Zug ins Gelobte Land zu tun, reiste zur Stunde dahin

ab und ließ sein Königreich in der Obhut der Kaiserin und seiner Edeln. Es hatte aber der Schiffskapitän, bei welchem er sich eingeschifft hatte, bereits eine reichliche Belohnung in der Absicht erhalten, daß er den unglücklichen Kaiser in das Meer werfen sollte, und kehrte nach vollbrachter Tat mit der Nachricht von dessen Tode nach Hause zurück, worüber die gottlose Kaiserin nicht geringe Freude empfand. Allein der alte Monarch, der noch von seinen jungen Jahren her ein guter Schwimmer war, hatte glücklich ein Eiland erreicht, welches er aber nur von wilden Bestien bewohnt fand. Am dritten Tage nach seiner Ankunft sah er in einem Gehölze einen jungen Löwen mit einem starken und fürchterlichen Leoparden kämpfen, und aus Mitleid für den Löwen, der beinahe schon überwältigt war, zog er sein Schwert und tötete den Leoparden. Der dankbare Löwe blieb von Stund an bei ihm und brachte ihm jeden Tag einige Tiere zur Speise, welche er gejagt hatte, die sich der Kaiser vermittelst eines Feuers, welches anzumachen ihm geglückt war, zurichtete. Darüber war einige Zeit hingegangen, als er eines Tages am Gestade des Meeres spazieren ging und ein Schiff gewahr wurde, welchem er alsbald ein Notzeichen machte, das man auch an Bord bemerkte, und ihn daselbst aufnahm. Alsbald tauchte der getreue Löwe hinter ihm in das Meer, schwamm an der Seite des Schiffes nebenher, bis ihn einige Matrosen, welche bemerkten, wie er von Müdigkeit erschöpft und dem Sinken nahe war, ins Schiff hinaufzogen. Bei des Kaisers Ankunft in seinem Königreiche belohnte er den Schiffskapitän reichlich und begab sich in Begleitung des Löwen in seinen

Palaſt. Als er aber da ankam, vernahm er den Schall von muſikaliſchen Inſtrumenten und wurde auch andere Freudenbezeigungen gewahr. Auf ſein Befragen erfuhr er, daß ſich die Kaiſerin eben vermählt habe und ſeine Untertanen nicht anders meinten, als daß er auf einer Reiſe nach dem Heiligen Grabe umgekommen ſei. Er wendete ſich alſo an einen der Palaſtdiener und bat ihn, dem Kaiſer zu melden, es ſei ein Minſtrel angekommen, und laſſe ihn erſuchen, er möge ihm geſtatten, durch die Künſte ſeines Löwen ihm eine Unterhaltung zu bereiten. Alsbald erhielt er den Befehl, vor dem neuen Monarchen zu erſcheinen; allein kaum hatte ihn der Löwe erblickt, als er ihn auch ſchon in Stücke riß und gleich darauf auch die Kaiſerin. Alle die Edeln aber erſtaunten über dieſes Schauſpiel und wollten ſich ſchon auf die Flucht begeben, als ſich der Kaiſer entdeckte und ſie bat, ihre Furcht abzulegen, da die göttliche Rache erfüllt ſei. Hierauf erzählte er ihnen ſeine Schickſale und faßte die Zügel der Herrſchaft wieder.

Die Prinzeſſin

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiſer, der hatte des Königs von Jeruſalem Tochter zur Frau genommen, eine gar feine Dame, die allen, die ſie ſahen, gar liebreizend erſchien; allein ſie lebte ſchon lange Zeit mit dem Kaiſer, ohne daß ſie ihm ein Kind gebar. Darum waren die Edeln des Reichs gar ſorgenvoll, weil ihr Herr keinen Erben hatte, ſeine Perſon zu beſchützen. Nun begab es ſich einmal, daß dieſer Anſelmus nach dem Abendeſſen am ſpäten

Abend in seinem Garten spazieren ging und selbst darüber nachsann, wie er keinen Erben hätte und der König von Apulien ihn beständig bekriegte, und er nicht einmal einen Sohn besäße, das Land in seiner Abwesenheit zu verteidigen; das machte ihm sehr viel Sorgen, und er ging in sein Kämmerlein und schlief alsbald ein. Da kam es ihm vor, als sähe er ein Gesicht im Schlafe, wie der Morgen heller wäre als gewöhnlich, und der Mond an einer Seite blasser sei als an der andern. Und nachher sah er einen zweifarbigen Vogel, und bei diesem Vogel standen zwei Tiere, welche diesen kleinen Vogel mit ihrem heißen Atem sättigten, und hinter ihnen kamen noch mehrere Tiere; und wie sie ihre Brust an den Vogel gelegt hatten, gingen sie ihres Weges. Dann kamen noch andere Vögel, die süß und lieblich sangen, worüber aber der Kaiser aufwachte. In der Frühe des andern Morgens überdachte Anselmus sein Traumgesicht und wunderte sich, was es bedeuten möge. Darum berief er die Philosophen und Stände seines Reichs zu sich und teilte ihnen seinen Traum mit, und befahl ihnen bei Leibesstrafe, ihm die Bedeutung desselben anzugeben; wer ihm aber eine richtige Deutung desselben geben könne, dem verhieß er eine gute Belohnung. Da sagten sie: „Teurer Herr, teilet uns Euren Traum mit, und wir wollen Euch sodann verkünden, was er bedeutet.“ Also erzählte ihnen der Kaiser denselben vom Anfang bis ans Ende, wie oben geschrieben steht. Wie das die Philosophen gehört hatten, da antworteten sie ihm frohen Mutes und sprachen: „Herr, das Traumgesicht, welches Ihr geschaut hattet, bedeutet Gutes für das Land. Ihr sollt erfahren, was es ist. Der Mond, der auf der

einen Seite blaſſer iſt denn auf der andern, bedeutet die Kaiſerin, die durch die Empfängnis eines Sohnes, den ſie von Euch bekommen, einen Teil ihrer Farbe eingebüßt hat. Der kleine Vogel bedeutet den Sohn, den ſie gebären ſoll. Die zwei Tiere, welche dieſen Vogel füttern, darunter ſind die weiſen und reichen Männer dieſes Landes zu verſtehen, denen Euer Sohn gehorſamen ſoll. Die andern Tiere aber, welche mit ihrer Bruſt dieſen Vogel umringen, bedeuten viele andere Nationen, welche ihm ihre Huldigung darbringen ſollen. Die Vögel aber, welche ſo ſüß den kleinen Vogel anſangen, bedeuten die Römer, welche ſich über die Geburt desſelben freuen und ſingen werden. Das iſt die richtige und wahrhaftige Deutung Eures Traumes.“ Wie das der Kaiſer gehört hatte, da war er gar ſehr erfreut, und bald darauf kam die Kaiſerin danieder und ward von einem Sohn entbunden, bei deſſen Geburt gar große und wundervolle Freude herrſchte. Wie das der König von Apulien hörte, dachte er alſo bei ſich: ‚Wahrlich, ich habe mein Lebtage gegen den Kaiſer Krieg geführt, und nun hat er einen Sohn: wenn der das Mannesalter erreicht haben wird, da wird er die Unbilden rächen, die ich ſeinem Vater zugefügt habe; darum dürfte es beſſer ſein, hin zum Kaiſer zu ſenden und ihn um Waffenſtillſtand und Frieden zu bitten, damit ſein Sohn nichts wider mich haben kann, wenn er das männliche Alter erreicht haben wird.‘ Wie er alſo bei ſich geſprochen hatte, ſchrieb er an den Kaiſer und bat ihn um Frieden. Wie aber der Kaiſer ſah, daß ihm der König von Apulien mehr aus Furcht denn aus wahrer Zuneigung geſchrieben hatte, ſchrieb er ihm wieder, daß, ſo er ihm

gute und hinreichende Sicherheit für die Erhaltung des Friedens geben wolle und sich verbindlich mache, ihm sein Lebtage Dienst und Huldigung zu weihen, er geneigt sei, ihm Frieden zu gewähren. Wie der König den Inhalt des kaiserlichen Schreibens gelesen hatte, berief er seinen Rat zusammen und forderte ihn auf, ihm bezüglich hierauf so gut als möglich zu raten. Die aber sagten ihm: „Es dürfte gut sein, dem Willen und Befehlen des Kaisers in allen Dingen nachzukommen. Fürs erste, daß er wünscht, von Euch Sicherheit für den Frieden zu erhalten, müßt Ihr ihm antworten: ‚Ich habe eine einzige Tochter, und der Kaiser nur einen Sohn, darum soll eine Heirat zwischen beiden zustande gebracht werden, denn das wird eine ewig dauernde Bürgschaft des Friedens sein.‘ Endlich fordert er noch Huldigung und Tribut, und es wird gut sein, ihm auch hierin zu gewähren.“ Also sendete der König seine Boten an den Kaiser und ließ ihm sagen, er wolle seine Wünsche in allen Dingen erfüllen, so es seiner Hoheit gefalle, daß sein Sohn und des Königs Tochter miteinander verheiratet würden. Alles das gefiel aber dem Kaiser wohl, und er sendete ihm die Antwort zurück, daß, wenn seine Tochter eine reine Jungfrau geblieben sei von ihrer Geburt bis auf diesen Tag, so wolle er in diese Heirat willigen. Darüber freute sich aber der König sehr, denn seine Tochter war eine reine Jungfrau. Darum, als das schriftliche Schutz- und Trutzbündnis untersiegelt war, rüstete der König ein feines Schiff aus, in welchem er seine Tochter mit vielen edeln Rittern und Damen und großen Schätzen an den Kaiser schickte, um dessen Sohn zu ehelichen. Und als sie nun in die See ge-

ſtochen waren, gen Rom zu, da erhob ſich auf einmal ein ſo fürchterlicher und erſtaunlicher Sturm, daß das Schiff an einem Felſen ſcheiterte und alle ertranken bis auf die junge Prinzeſſin, welche ihre Hoffnung und Zuverſicht alſo feſt auf Gott geſetzt hatte, daß ſie gerettet ward. Wie nun nach drei Stunden das Ungewitter aufhörte, da ſchwamm die Dame in dem zerbrochenen Schiffe, welches umgeſtürzt war, fort über die Wellen, als ſie auf einmal ein ungeheurer Walfiſch verfolgte, bereit, ſie und das Schiff zu verſchlingen. Allein das junge Fräulein ſchlug, als die Nacht kam, mit einem Steine Feuer an, wodurch das Schiff gänzlich erleuchtet ward, und danach wagte ſich der Walfiſch aus Furcht vor dem Lichte nicht an dasſelbe. Als aber der Hahn zu krähen anfing, da war die Prinzeſſin ſo ermüdet von dem greulichen Ungewitter und Seeſturm, daß ſie einſchlief, und nach einer kleinen Weile löſchte das Feuer aus. Da kam der Walfiſch und verſchlang die Jungfrau. Wie ſie aber aufwachte und ſich im Walfiſchbauche eingeſchluckt fand, da ſchlug ſie Feuer an und verwundete mit einem Meſſer den Walfiſch an vielen Stellen, der, als er ſich verwundet fühlte, nach der Gewohnheit dieſer Tiere dem Lande zuzuſchwimmen begann. Es lebte aber zur ſelbigen Zeit in der Nähe der Küſte ein edler Graf namens Pirris, der gerade zu ſeiner Erholung am Meeresufer luſtwandelte. Der ſah, wie der Walfiſch ans Land kam, kehrte ſchnell nach Hauſe zurück und verſammelte eine große Menge Männer und Weiber, begab ſich hierauf wieder an den Ort und kämpfte mit dem Walfiſch, verwundete ihn ſehr gefährlich, und als er ihn getötet hatte, da ſchrie das Mägdlein in ſei-

nem Bauche mit lauter Stimme und sprach: „O ihr edlen Freunde, habt Erbarmen und Mitleid mit mir, denn ich bin eine Königstochter und eine reine Jungfrau geblieben vom Tage meiner Geburt an bis auf den heutigen.“ Wie das der Graf hörte, da wunderte er sich sehr, öffnete die Seite des Walfisches und fand darin die junge Prinzessin und nahm sie heraus; und wie sie in Freiheit gesetzt worden war, da erzählte sie ihm, wessen Tochter sie sei und wie sie all ihr Gut im Meere verloren, und daß sie an eines Kaisers Sohn verheiratet werden sollte. Wie das der Graf gehört hatte, da ward er sehr vergnügt und tröstete sie und behielt sie bei sich, bis sie sich ganz erholt hatte. In derselbigen Zeit aber sendete er Boten an den Kaiser und ließ ihn wissen, auf welche Weise die Königstochter gerettet worden sei. Da war der Kaiser hoch erfreut über ihre Erhaltung, hatte großes Mitleid mit ihr, begab sich selbst zu ihr hin und sprach: „Ach du gutes Mägdlein, aus Liebe zu meinem Sohne hast du vieles Weh erdulden müssen, nichtsdestoweniger will ich dich aber auf die Probe stellen, ob du verdienst, sein Weib zu werden.“ Wie er das gesagt hatte, ließ er drei Gefäße vor sie hinstellen. Das erste war von gediegenem Golde gemacht, ringsherum mit kostbaren Edelsteinen besetzt, aber mit Totengebeinen angefüllt, und darauf stand geschrieben: ‚Wer mich wählt, findet, was er verdient.‘ Das zweite Gefäß war aus feinem Silber gemacht, aber mit Erde und Würmern gefüllt, und hatte folgende Aufschrift: ‚Wer mich wählt, soll finden, was die Natur begehrt.‘ Das dritte Gefäß endlich war von Blei, aber mit kostbaren Steinen gefüllt, darauf stand geschrieben: ‚Wer

mich wählt, findet, was Gott für ihn bestimmt hat.' Diese drei Gefäße zeigte der Kaiser dem Mägdlein und sprach: „Wohlan, liebe Tochter, da sind drei kostbare Gefäße, von denen wähle dir eins. So dieses aber dir und andern Nutzen bringt, dann sollst du meinen Sohn haben; so du aber wählen wirst, was weder dir noch andern frommt, dann sollst du nicht mit ihm verbunden werden." Wie das das Mägdlein gehört hatte, hob sie ihre Hände gen Himmel auf und sprach: „Mein Herrgott, der du alle Dinge weißt, gewähre mir deine Gnade zu dieser Stunde für meine Wahl, damit ich des Kaisers Sohn bekommen mag." Und danach beschaute sie das erste, goldene Geschirr, welches auf königliche Weise verziert war, und las die Aufschrift: ‚Wer mich wählt, wird finden, was er verdient hat.' Da sagte sie: „Obschon dieses Gefäß ganz kostbar und von purem Golde gefertigt ist, so weiß ich doch nicht, was darin ist, darum will ich mir, mein teurer Herr, dieses Gefäß nicht wählen." Hierauf betrachtete sie das zweite Geschirr, welches von feinem Silber war, und las dessen Inschrift: ‚Wer mich wählt, wird finden, was die Natur begehrt.' Wenn ich nun bei mir bedenke, ob ich dieses Gefäß wählen soll, so weiß ich auch nicht, was darin ist; wohl weiß ich aber, daß ich darin finden soll, was die Natur begehrt; nun sehnt sich aber meine Natur nach fleischlicher Lust, und darum will ich dieses Gefäß nicht wählen." Als sie nun diese zwei Gefäße betrachtet und eine auf sie bezügliche Antwort gegeben hatte, beschaute sie auch das dritte, bleierne Geschirr und las dessen Aufschrift: ‚Wer mich wählt, soll finden, was Gott für ihn bestimmt hat.' Da dachte sie bei

sich selbst: „Dieses Gefäß ist zwar äußerlich weder reich noch kostbar, allein die Aufschrift sagt: ‚Wer mich wählt, soll finden, was ihm Gott bestimmt hat.‘ Da nun ohne Zweifel Gott uns nie etwas Böses bestimmt, so werde ich, wenn Gott es will, dieses Gefäß wählen.“ Wie das der Kaiser gehört hatte, sprach er also: „O du feines Mägdlein, öffne dieses Gefäß, denn es ist voll köstlicher Edelsteine, und siehe zu, ob du also gut gewählt hast oder nicht.“ Wie es aber die junge Prinzessin aufgemacht hatte, da fand sie es angefüllt mit dem feinsten Golde und kostbarsten Steinen, wie ihr der Kaiser gesagt hatte. Danach sagte der Kaiser: „Meine Tochter, weil du also gut gewählt hast, sollst du meinen Sohn heiraten.“ Damit bestimmte er ihren Hochzeitstag, und sie wurden mit großem Gepränge vermählt und verblieben in großen Ehren bis an ihr Lebensende.

Inhalt

Zur Einführung. Von Hermann Heſſe 5

Der klare Bach 9
Von einer unlautern Liebe 11
Vom Leben des heiligen Alexius 14
Der Diener Guido 20
Der Krieger Julianus 26
Von der gottloſen Liſt der alten Weiber 28
Der Schuß auf den Leichnam 31
Von dem Andenken an den Tod 33
Der Schmied Focus 36
Von allzu großem Hochmut 39
Der Wettlauf 48
Der kluge und der dumme Ritter 50
Das reine Hemd 54
Der goldne Apfel 58
Von der Eintracht 60
Von des Teufels Argliſt 62
Von der Geburt des ſeligen Papſtes Gregor 67
Das Eberherz 86
Wie unſre Rede eine liebliche Muſik vor Gott iſt . . . 88
Drei Dinge 89
Die Ungetreue 91
Wie man alles mit Eintracht vollbringen müſſe . . . 95
Die Schlange 100
Die drei Geſellen 101
Hier ſchlage ein 103
Von dem getreuen Halten ſeines Verſprechens 106
Die der Teufel reich macht 109
Euſtachius 111
Wächter Argus 123
Undankbarkeit 124
Von dem feinen Trug der Weiber 129

Wie man den Weibern nicht trauen darf 135
Weibliche Verschwiegenheit 137
Papirius 138
Von der Prüfung einer wahren Freundschaft . . . 139
Zedechias und die Schlange 141
Von der Furcht vor dem Jüngsten Gericht 143
Apollonius 146
Vom Ritter Albertus 195
Das Trinkhorn 200
Wie man sich vor dem Fluchen in acht nehmen müsse . 201
Philemela 205
Von der ewigen Verdammnis 206
Von allzu großer Liebe und Treue 207
Von der Standhaftigkeit eines treuen Gemütes . . . 212
Von der Vergeltung der Undankbarkeit 224
Von der Treue 225
Vom Ehebruch 227
Von dem großen Alexander 228
Von Josia, dem Kaiser zu Rom 228
Von einem edlen Manne in Rom 231
Vom Kaiser Oktavianus 232
Vom König Herodes, der eine schöne Tochter hatte . . 240
Von dem Kaiser Lucio 245
Von Gallicus, dem Kaiser zu Rom 250
Des Ritters Hund 252
Von Julio dem Kaiser 253
Von Tito dem Kaiser 255
Die Elster 256
Von der Kraft einer Wurzel 258
Von Gordianus dem Kaiser 261
Von einem Förster und von seinem Sohn 263
Von einem schwarzen Rosse 273
Von der Untreue einer Kaiserin 275
Die Prinzessin 277

Nach der Übersetzung von J. G. Th. Graefe ausgewählt von Hermann Hesse. — Druck des 4.—7. Tausends bei Breitkopf & Härtel in Leipzig.